PAGE NOT AVAILABLE

Zu Jhrer Beachtung!

Das seit einigen Jahren sich bemerkbar machende Streben nach einer

eigenen guten Bibliothek

hat uns veranlasst, unsere

Illustrierte Haus-Bibliothek

nach jeder Richtung hin so auszugestalten, dass sie neben einer reichen und spannenden Unterhaltungs-Lektüre auch alle Gebiete des Wissens in **einer Bibliothek** vereinigt.

Sie bringt jährlich in **14 Bänden, elegant in Leinwand gebunden, auf ca. 3600 Seiten mit ca. 600 Jllustrationen**

mindestens **4 grössere Romane,**

30 grosse Novellen,

50 wissenschaftliche und belehrende Artikel,

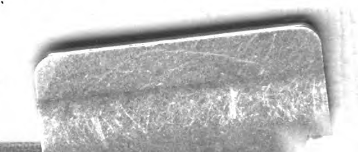
10 Humoresken

und **300 kleinere Arbeiten,**

ausserdem eine reichhaltige **Spiel-** und **Rätsel-Ecke, Anekdoten,** sowie **Briefkasten-Notizen.**

Schon der Titel „**Jllustrierte Haus-Bibliothek**" zeigt klar unsere redaktionellen Ziele, die vor allem darauf gerichtet sind, unsern Lesern vom Besten das Beste zu bieten. Wir haben keine Kosten gescheut, die ersten Autoren und Künstler für den neuen Jahrgang zu gewinnen, und so wird denn neben den gross angelegten Romanen:

Das Armband der Emigrantin,
Kriminal-Roman von **A. Groner,**

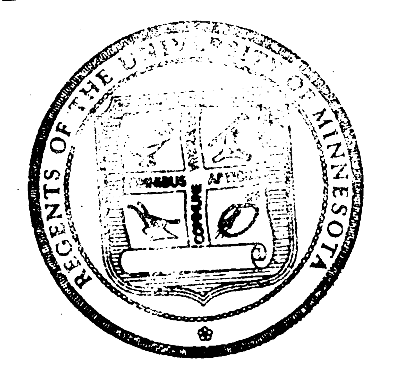


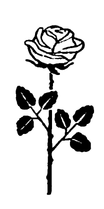
Illustrierte Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung und geistigen Anregung.

Band I.

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung.





Druck von
Ramm & Seemann
in Leipzig.



Inhalts-Verzeichnis.



Das Armband der Emigrantin.

Original-Kriminal-Roman von

Auguste Groner

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Nirgends zu finden.

Althaus ist kein angenehmer Wohnsitz. Das derbe Gemäuer scheint schon seit Menschengedenken Halbtrauer zu tragen. Es ist, als ob die Schuld sich hinter ihm verberge, als ob aus jedem der

tiefnischigen Fenster angstvolle Augen schauten, als ob in jedem Winkel des massigen Baues ein angstvolles Herz pochte.

Die Schatten in diesem Hause scheinen tiefer zu sein als anderswo, und die Luft ist da kälter. Und wer in des alten Hauses großen, düsteren Zimmern weilt, und wer durch die langen Korridore geht, oder über die breiten, marmornen Stiegen wandelt, dem ist's zuweilen, als rege es sich neben ihm, als sei die Luft, die ihn plötzlich umweht, von Seufzern bewegt worden.

Aber dies alles sind ja nur Hirngespinste der trübsinnigen, ruhelosen Frau, welche man die Herrin von Althaus nennt, und die doch daselbst so wenig, ach gar so wenig zu sagen hat und sagen will, denn sie hat kein Interesse an ihrem Gatten, wie er keines mehr an ihr hat, und sie hat auch kein Interesse für ihren Besitz, welche Thatsache mindestens nach einer Richtung hin recht bedauerlich war, denn zu ihrem Besitze gehörte auch ein liebliches Kind.

Dieses Kind, Lieschen heißt es, und sein helles Gesichtchen reicht just über eines Tisches Höhe hinauf, befindet sich soeben auf der Terrasse, auf welche man durch den Speisesaal gelangt und die durch eine breite Freitreppe mit dem Park verbunden ist.

Der Park von Althaus ist eine Sehenswürdigkeit. Uralte Eichen bilden da herrliche Gruppen, und Alleen von riesigen hohen Buchen bieten hier Lustwandelnden grüngoldige Dämmerung in den Stunden, in welchen die Sonnenstrahlen sengend auf den Landstraßen liegen und Felder und Wiesen ausdörren.

Jetzt freilich, jetzt ist es fast Nacht in den Buchengängen, und schier unheimlich dunkel stehen die Eichen, durch deren Laub leise der Herbstwind streicht.

Die Sonne ist bereits untergegangen. Hoch oben am Himmel ziehen noch ein paar violett gefärbte Wolken, deren Ränder purpurn gesäumt sind; sonst jedoch giebt es kaum mehr etwas Helles in der zur Ruhe gehenden Natur.

Lieschens blaue Augen schauen ängstlich in das zunehmende Dunkel. In dem lieben Gesichtchen ist hohe



„Wo ist denn nur Mama?"

Spannung, mehr — ist bitterer Kummer ausgedrückt. „Kommt die Mama denn noch nicht?" fragt sie wieder einmal mit zuckenden Lippen, wie sie seit dem gestrigen Morgen schon so oft gefragt hat.

„Hab' nur Geduld, Kind! Mama wird schon kommen," antwortet ihr die ältliche Frau, welche mit einer Arbeit im Schoße neben ihr sitzt und bei Lieschens Frage aus tiefem Sinnen emporgefahren ist.

„Wo ist denn nur Mama? O, bitte, Rosi, sag' mir's," fährt das Kind dringlich fort. Die alte Dienerin will schon die Achseln zucken, jedoch fällt es ihr noch zu rechter Zeit ein, daß sie die Kleine beruhigen muß und so erfinnt sie sich schnell eine zu diesem Behufe passende Antwort.

„Ja siehst du, Herzchen, Mama ist verreist," sagt sie, zärtlich über Lieschens helles Haar streichend.

„Wie Papa," wirft das Kind altklug ein.

„Wie Papa," sagt auch Rosi; da erhebt der schöne Neufundländer, der zu beider Füßen liegt, das mächtig große Haupt und bewegt die glänzende Nase.

Seine Blicke wenden sich der Landstraße zu, die jenseits des hohen Eisengitters, welches den Park abschließt, zu sehen ist.

„Jetzt kommt der Josef. Nicht? Rosi," sagt lebhaft die Kleine und reckt das Hälschen. Die Frau ist aufgestanden. Mit zitternden Händen legt sie das Nähzeug, daran sie heute gar wenig nur gefördert hat, in den vor ihr stehenden Arbeitskorb und lauscht dann gleich dem Kinde und dem Hunde gegen die Landstraße hin.

Jetzt taucht dort ein Reiter auf — aber es ist nicht Josef; ein Fremder ist es, der in gemütlichem Tempo weiterzieht.

Rosi ist nervös geworden.

„Lieschen muß jetzt auch verreisen; ins Traumland geht die Fahrt," sagt sie und heißt dann das Kind seine Puppe nehmen und zu Bette gehen.

Die Kleine ist folgsam. Sie wundert sich wohl, daß diesesmal nicht Rosi sie zu Bette bringt, aber Thilde, das freundliche, junge Stubenmädchen, welcher sie ja auch sonst zuweilen anvertraut wird, weiß auch viele hübsche Geschichten, und so fügt sich Lieschen gern in Rosis Anordnung.

Schier hastig übergiebt die alte Frau Thilden das Kind, um gleich darnach in wirklicher Hast das Haus zu verlassen. Thyra bleibt dicht an ihren Fersen. Im großen Hofe unten zieht soeben Krauß, der Kutscher, den Wagen aus der Remise. Als Rosi an ihm vorübergeht, seufzen beide.

Lenzi, die Köchin, auch schon eine ältliche Person, steht mit Branitzky, dem Gärtner und Herrn Wehli, dem Wirtschaftsbeamten, in eifrigem Gespräch beisammen. Man merkt es ihnen an, daß auch sie voll Kummer und Unruhe sind.

„Das arme Tier ist auch verstört,“ sagt Herr Wehli, der Schreiber, und hebt des Hundes Kopf empor.

„Er will seit gestern Nacht nicht allein sein. Mir ist's ordentlich unheimlich,“ entgegnet Rosi, seufzt wieder und geht auf die Straße hinaus.

Thyra, von Branitzky dazu aufgefordert, legt sich bei den dreien nieder, läßt jedoch das Hofthor nicht aus den Augen. Es ist, als ob das kluge Tier wüßte oder erwartete, daß dort die Frau, die nicht daheim ist, hereinkommen müsse.

So faßt auch der sinnige Wehli des Hundes Blicke und Gebahren auf und sagt, sich freundlich zu ihm niederbeugend: „Ja, Thyra, ja, deine Frau und dein Herr kommen schon wieder,“ worauf der Hund lebhaft wedelt.

„Ob's wohl so sein wird? Ob sie diesmal nicht für immer fort ist, unsere Gnädige?“ meint trübselig Lenzi. „Ich hab' in der letzten Zeit so schwere Träume gehabt!“

„Aber ich bitt' Sie! Fangen Sie jetzt auch noch mit dem Aberglauben an,“ fuhr Branitzky sie an. „Ihre Träume haben mit unserer Frau Verschwinden gar nichts zu thun. Der hat's das traurige Leben angethan, das sie hier geführt hat. Einen andern im Herzen haben und nicht vergessen können, das ist eine üble Sach', um so übler, je braver die Frau ist, denn so eine bringt die Melancholie um, wenn sie nicht selbst — —“

„Dem Elend ein Ende macht, wollen Sie sagen,“ fuhr der Schreiber fort, als Branitzky stockte.

„Um Gottes willen! Sie haben also auch schon daran gedacht?“ rief Lenzi erschrocken.

Die zwei Männer nickten.

„Sie war seit dem Sommer ja noch trauriger als früher," sagte der Gärtner.

„Sie hat ja nicht einmal mehr an dem Kinde Freude gehabt," fuhr Wehli fort und er setzte noch etwas hinzu, etwas, das seinem Herzen Ehre machte, etwas, das ein harten Vorwurf für seines Gebieters Gattin war. Er setzte hinzu: „Und das habe ich, der ich doch nur ein Mann und auch nicht einmal Vater bin, nicht begreifen können. Ich hab' immer gemeint, ein so liebes, herziges Kind, wie unser Lieserl eins ist, müßte jede Mutter über jedes Leid trösten können. Daß es hier nicht so war — das ist das Einzige, was mir an unserer sonst so guten Frau nicht gefallen hat."

„War, war," rief die Köchin erregt. „Sie reden ja gerade so, als ob unsere Frau — —"

„Schon tot wäre," fuhr Wehli ruhig fort. „Ich nehme das wirklich an. Ich stelle mir vor, daß ihre Melancholie sie überwältigt hat —"

„Und sie wird doch nur wieder bei ihrer Tante sein," suchte Lenzi ihre Angst um die Gebieterin zu beschwichtigen.

„Seit vorgestern abends, oder seit dem gestrigen Morgengrauen? — Denn nachher hätte man sie ja das Haus verlassen sehen," äußerte der Schreiber.

„Herr Gott! Sie reden wie ein Polizeispitzel," meinte Branitzky und wandte sich dann zu Lenzi: „Aber recht hat er schon mit seinem Zweifel. Bei der Tante ist sie nicht, die hätte schon geschrieben. Und sehen Sie — damals, wie die Gnädige zum erstenmal fortgegangen ist, hat sie es ja ziemlich öffentlich gethan, hat auch einen Brief für den Herrn dagelassen, und so hat er gewußt, was sie vor hat und wo sie ist. Auch war damals ja wirklich ein Grund vorhanden zu solch'

einem Schritt. Diese zwei Weiber hätte der Herr ihr just nicht ins Haus setzen müssen."

„Ja, das war wirklich mehr, als eine Frau vertragen kann," pflichtete Wehli ihm bei, „und dabei war die Junge so hübsch und die Alte so, na, sagen wir ‚ungeniert'."

„Sagen Sie ruhig ‚keck'," warf Lenzi zornig ein, „die hat ja das ganze Haus durchschnüffelt, gerade als ob sie's abschätzen wollte. Ich begreif' es, daß damals unsere Frau den Kopf verloren hat."

„Aber diesmal? Was hat sie diesmal aus dem Hause getrieben?" fragte der Schreiber nachdenklich.

„Da kein Streit war," sagte Branitzky, „da der Herr schon vierzehn Tage fort ist, sie also freier war als sonst."

„Und seine Ansichtskarten haben ihr sogar Freude gemacht. Sie war überhaupt gerade in den letzten Tagen heiterer, als schon lang'," warf die Köchin ein.

„Hat sie nicht vielleicht üble Nachrichten von irgend wo anders her bekommen?" fragte Wehli. Lenzi schüttelte den Kopf.

„Nichts. Nichts. Die Frau Rosi müßte doch davon etwas wissen. Vor der hat sie doch nie ein Geheimnis."

Auch die beiden Männer schüttelten die Köpfe.

„So eine gute Frau. Du lieber Gott, es wäre schrecklich!" sagte Branitzky mit einem tiefen Atemzug.

„Wirklich eine gute Frau," seufzte auch der Schreiber, und Lenzi nickte. Auch Thyra regte sich. Sie schaute eines nach dem anderen von den dreien mit ihren wunderschönen, braunen Augen an und that auch einen schweren Atemzug dabei.

Der Kutscher war mit dem Anspannen des einen Pferdes indessen fertig geworden, wiewohl er diesmal durchaus nicht so flink, wie gewöhnlich, sondern recht zögernd seine Arbeit verrichtet hatte.

Er fürchtete sich ja sehr vor dieser Fahrt. Er sollte seinen Herrn von der Station abholen, seinen nichtsahnenden Herrn, der vermutlich in guter Laune von seiner Vergnügungsreise heimkehrte.

Er mußte ihm die peinliche Botschaft bringen, daß seine Frau seit mehr denn achtundvierzig Stunden von keinem ihrer Hausgenossen mehr gesehen worden sei und daß alle Nachforschungen, die man ihrethalben angestellt, fruchtlos gewesen.

Der treue, kluge Diener wußte wohl, daß selbst diese Botschaft seinen Gebieter just nicht mitten ins Herz treffen werde, peinlich, sehr peinlich mußte sie ihm aber doch sein, um so peinvoller, als er, wenn hier ein schlimmes Ende gemacht worden war, schwere Schuld daran trug.

Indessen Krauß die letzten Vorbereitungen zur unfrohen Abfahrt trifft, geht Rosi, die Beschließerin von Althaus und dessen Herrin Vertraute, von schwerer Unruhe gepeinigt, Josef entgegen, der schon längst aus der Hauptstadt, dahin sie ihn am Morgen gesandt hat, hätte zurückgekehrt sein können.

Sie hat sich schon hundertmal gefragt, was ihn wohl aufgehalten haben könne, und dabei war einmal die Hoffnung und das andere Mal die Furcht in ihr obenauf.

Sein Ziel war das Heim von Frau Cäciliens Tante gewesen, zu welcher die jetzt abermals Verschwundene schon vor etlichen Wochen einmal geflüchtet war.

Wenn er sie dort nicht fand, wenn man dort nichts von ihrem derzeitigen Aufenthalt wußte, dann war die Suche nach ihr wohl überhaupt vergeblich.

Es war erklärlich, daß die treue Dienerin dem Boten mit Sehnsucht entgegensah. Und jetzt, jetzt taucht seine lange, hagere Gestalt auf der Straße auf. Die alte Frau beachtet zum erstenmal, wie hager der Josef ist. Wie ein Gerippe, so hebt er sich von dem bißchen Helligkeit

ab, welche der Himmel noch verbreitet. „Wie der Tod," muß Rosi denken, und es schauderte



„Nichts bring' ich. Nichts Gutes und nichts Schlechtes . ."

sie dabei. „Bringt er Todesbotschaft?"

Er treibt sein sichtlich abgehetztes Pferd an, als er Rosi gewahrt.

Bald ist er bei ihr.

„Nichts bring' ich. Nichts Gutes und nichts Schlechtes. Frau von Moser weiß gar nichts über

unsere gnädige Frau. Vor acht Tagen etwa hat sie einen Brief von ihr bekommen, einen ganz gleichgiltigen Brief. Ich war lang fort, ich habe — — —"

„Lassen Sie sich Zeit, Josef," sagt die alte Frau mit müde klingender Stimme. Jetzt ist es ja gleichgiltig, ob sie das, was er noch zu berichten hat, etwas früher oder später hört. Ihr schweres Herz wird es ja doch nicht erleichtern.

Josef ist abgestiegen und geht nun neben ihr her. Er berichtet ihr, indessen er sich wieder und wieder den Schweiß vom Gesichte und dem Halse wischt, daß Frau von Moser in ihrer Angst zu mehreren Bekannten ihrer Nichte gegangen ist, um bei ihnen Nachfrage zu halten. Bei keiner der Damen war die Gesuchte gewesen.

„So bin ich denn wieder nach Hause geritten," schließt er seinen Bericht und setzt, Frau Rosi unruhig ansehend, hinzu: „Daß man hier von unserer gnädigen Frau auch noch immer nichts weiß, das habe ich schon von Ihrem Gesicht heruntergelesen."

Die alte Frau bricht in Schluchzen aus. Das ist ihre ganze Antwort.

Die Zwei gehen dann schweigend zum Herrenhause.

„Der Josef, endlich ist er da," sagte Branitzky, als die Herankommenden durchs Hofthor gehen.

Angstvolle Augen haften auf dem Reitknecht. Sie brauchen nur einen Blick auf ihn zu thun, dann wissen ihre Eigner schon, daß er keine gute, das heißt in diesem Falle so viel, als „eine schlechte, eine recht schlechte Antwort" bringt.

Es stellt keiner eine Frage in Worten an ihn. Sie winken ihm nur stumm zu und gehen dann.

Schweigend führt er sein Pferd in den Stall, betreut das Tier und legt sich totmüde nieder.

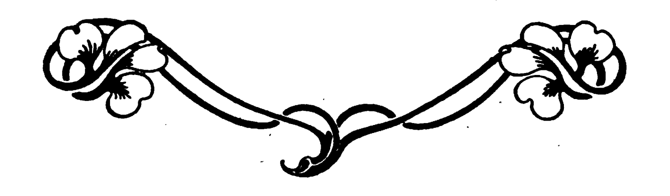
Frau Lenzi schickt ihm durch das Küchenmädchen ein Nachtessen, dem er jedoch nur wenig zuspricht.

Seit gestern hat keiner auf Althaus eine besondere Eßlust.

Ganz still ist's in dem alten Bau geworden.

Bis in seine fernsten Winkel könnte man das Geräusch hören, welches der wegfahrende Wagen verursacht, dieser Wagen, der einen Mann heimbringen soll, der wohl jetzt keine Frau mehr hat.





Zweites Kapitel.

Eine trübe Ehe.



ie Frau, welche man vermißt, Cäcilie, die reiche, angesehene Gattin des Oekonomen Gerhart Thorn, ist niemals beneidenswert gewesen, denn sie war immer ein ziemlich haltloses, stützebedürftiges Geschöpf, das sich nur selten zu selbständigem Handeln aufraffte, wenngleich sie schon als Kind oft bewiesen hatte, daß ihre Gedanken durchaus nicht immer diejenigen der anderen, sondern recht selbständige waren. Schon in früher Jugend hatte sie ein streng abgeschlossenes Seelenleben, in das nicht leicht einer Einblick gewann.

Es suchte diesen Einblick auch niemand, denn die kleine Cäcilie war ein stilles, wenig interessantes Kind.

Sie hatte nicht einmal die Unarten der Kinder — es war, als ob sie schon alt und müde auf die Welt gekommen sei. Ihre eigenen Eltern hielten sie für recht unbegabt, und sie machte eigentlich auch nur in der Musik einige Fortschritte.

Zuweilen dichtete sie auch. Aber welcher Mensch zwischen vierzehn und zwanzig Jahren dichtet nicht?

Cäcilie von Moser behielt auch ihre Gedichte für sich.

Sie hatte eben nie viel Drang, sich anderen gegenüber zu äußern.

Eines Tages aber wurde dies anders, veränderte sich das ganze Wesen des jungen Mädchens.

Die Liebe war in sein Herz eingezogen. — Wie die Knospe sich unterm Sonnenlichte öffnet, so entfaltet sich das Wesen des Weibes in der Wärme der Liebe. Die unbedeutende Cäcilie war plötzlich ein reizendes Mädchen geworden. Sie war im schönsten Sinne des Wortes erblüht.

Der dieses liebliche Wunder gewirkt, war ein hübscher, armer Offizier, welchen sein Kamerad, Heinz von Moser, in sein Elternhaus eingeführt hatte. Es war ein sehr bescheidenes Heim, das des Militärbeamten von Moser. Vier Kinder und eine kränkliche Frau von einem kargen Beamtengehalt standesgemäß zu versorgen, dazu gehört schon ein bißchen Zauberei. Frau von Moser aber hatte gesegnete Hände, weil fast jede fleißige Hand gesegnet ist, und deren besaß sie zwei, und solche hatte sie auch auf ihre drei Töchter vererbt.

So brachten die vier weiblichen Mitglieder der Familie es fast allezeit zu Wege, den Haushalt durchzuführen, daß kein Fremder darauf kam, wie oft Schmalhans darin Küchenmeister war, wie lange die Kleider darin vorhalten mußten, wie wenig Ueberflüssiges es darin gab, und wie oft die Entbehrung, ja, die wirkliche Not bei Mosers sich einquartierten.

Vater und Sohn litten am wenigsten unter den mißlichen Verhältnissen, aber auch sie mußten sich mehr einschränken als ihrer guten Laune zuträglich war.

Herr von Moser war ob der ungünstigen Lebenslage, in welcher er und die Seinigen sich befanden, stets in übler, verdrossener Stimmung, unter welcher Frau und Töchter nicht wenig zu leiden hatten.

2*

Heinz war der leichtlebige, junge Offizier, der, wenn es drum und darauf ankam, ja doch immer ein bißchen Zuschuß von den Seinen erhielt, sich aber auch redlich zusammennahm, um sich und sie nicht in bedenkliche Verlegenheiten zu bringen.

Immerhin genoß er das Leben, während seine Schwestern recht wenig Vergnügen hatten.

Elise, die Aelteste, war schon recht grämlich geworden, und Käthe, die Zweitälteste, ungeduldig, denn ihre Brautschaft mit einem Subalternbeamten schien sich ob unzulänglichen Einkommens recht in die Länge ziehen zu wollen.

Cäcilie nur blieb gleichmütig, bis mit der Liebe auch ein höheres Interesse am Leben in ihr erwachte.

Sie hatte jedoch auch eine eigentümlich stille Art zu lieben. Sie hielt auch dieses Empfinden nach Möglichkeit verborgen. Mutteraugen jedoch sind scharf.

Frau von Moser wußte, warum ihre Jüngste jetzt so oft sang, warum so oft ein Lächeln das stille Gesicht erhellte und warum Cäciliens Augen jetzt so glücklich und träumerisch schauten.

Und Frau von Moser lächelte mit, aber sie seufzte auch, denn sie wußte, wie viele Kämpfe und welch' lange Wartezeit solche aussichtsarme Liebe durchzumachen hat. Josef Fellner war des Liebens wert, das hatte die kluge Frau bald erkannt; sein einziger Fehler war seine Mittellosigkeit. Hätte ihr Kind rechnen, ihn um dieses Grundes willen nicht lieben sollen? Und hätte er sein Empfinden deshalb verleugnen sollen?

Frau von Moser machte den beiden keinen Vorwurf darüber, daß sich ihre Herzen gefunden hatten.

Als aber Fellner um Cäcilie warb, redete deren Mutter offen mit den beiden. Eine lange Brautschaft, eine vermutlich durch Sorgen vergällte Ehe — das mußte

ihr Los sein. Sie gaben es zu und baten doch um ihre Einwilligung, die sie ihnen nicht verweigerte.

Herr von Moser war in dieser Zeit fern von Wien auf einer Dienstreise begriffen. Als er heimkam und um seine Zustimmung gebeten wurde, gab er sie nur nach großem Widerstreben.

Er hatte längst vergessen, was Liebe ist, er rechnete nur mehr mit den Lebensbedürfnissen.

„Heiratet euch, wenn ihr darben wollt." Das war der Sinn seiner widerwillig gegebenen Erlaubnis.

Um jene Zeit war Cäcilie doch beneidenswert, denn sie fühlte sich geliebt, behütet, wie nie zuvor, und nach so zärtlichem Behütetsein hatte sie sich unbewußt immer gesehnt. Aber irdisches Glück hat immer Flecken. Just um jene Zeit wurde Frau von Moser, welche schon lange kränklich gewesen, ernstlich krank.

Ihre Lunge war bedenklich angegriffen. Der Arzt verordnete vor allem einen Wechsel des Klimas. San Remo oder Arco konnte Heilung oder wenigstens einen Stillstand des Uebels bewirken.

Die Kranke lächelte nur schmerzlich zu diesem Rat. Woher sollte das Geld kommen zum kostspieligen Aufenthalt in der Fremde? Soeben war ihr Mann dabei, eine Summe Gelder aufzunehmen, um Heinz, der nach Bosnien beordert war, tüchtig zu equipieren, was sich ja als unumgänglich nötig erwies. Wenige Tage nach dem Ausspruche des Arztes reiste Heinz ab. Er ging nicht allein. Auch Fellner ging mit seinem, nach Bosnien bestimmten Regiment. Cäcilie verbarg ihre Sorge um die beiden, die einem immerhin gefahrvollen Dienste entgegengingen; sie verbarg auch ihre Angst um die Mutter, der unter den obwaltenden Umständen kaum geholfen werden konnte.

Cäcilie sang und lächelte nimmer, sie arbeitete nur noch mehr als sonst, sorgte herzlich für die Kranke, deren

Liebling sie war, zeigte sich lieb und gut gegen ihre vergrämten Schwestern und war im übrigen uninteressant und still wie früher geworden.

Oder verhielt es sich nicht so? Lag doch ein gewisser Reiz über ihrem Wesen. Sie wurde ja bemerkt, von einem bemerkt, der den Reiz der Frauen kannte, der ihnen gegenüber kein Neuling mehr war.

Der Zufall hatte einen neuen Gast in das Mosersche Haus gebracht.

Cäciliens Vater hatte einige alte Waffen; von diesen sprach er mit Kaffeehaus-Bekannten. Einer der Herren interessierte sich dafür und bat, sie sehen zu dürfen.

So kam Gerhart Thorn, der reiche Gutsbesitzer, ins Haus des armen Beamten. Er sah Cäcilie und kam oft und immer öfter. Er wußte, daß sie Braut sei und dennoch begann er um sie zu werben.

Eine heftige Leidenschaft war in ihm erwacht, und er war ein verwöhnter Mensch, eine herrische Natur und er war gescheit, er hatte es immer verstanden, die Gelegenheit zu benützen und er hatte schließlich immer erreicht, wonach er begehrte.

Ein fester, zäher Wille wirkt ja auch Wunder.

Gerhart Thorn hatte sehr bald die traurige finanzielle Lage, die im Moserschen Hause herrschte, erkannt. Er war in der Lage, Hilfe, ausgiebige Hilfe zu spenden und er hatte die Absicht, es zu thun, aber er selber wollte auch einen Gewinn dabei haben; er wollte sich den Besitz des Mädchens sichern, das ihn so rasch erobert hatte.

Für Cäcilie begann eine üble Zeit.

Mit der Gegenwart ihres Geliebten war auch der Schein von Festigkeit, den ihr jene gegeben hatte, von ihr gewichen. Sie hatte dem Drängen ihres Vaters, den Bitten ihrer bei dieser Sache sehr interessierten Schwester nur wenig Widerstand entgegenzusetzen und hatte über-

haupt keinen Widerstand mehr, als der Doktor erklärte, ihre Mutter müsse in kürzester Zeit zu Grunde gehen, wenn man das Opfer, sie nach dem Süden zu schicken, sie aller Not zu entheben, nicht bringen könne.

Das Opfer!

Cäcilie brachte es.

„Mutterl," sagte sie eines Abends, „Mutterl, übermorgen früh reisen wir zwei nach San Remo. Ich bin Thorns Braut. Dein künftiger Schwiegersohn wird uns begleiten."

Sie hatte, als sie die große Neuigkeit, die eine Viertelstunde zuvor erst zur Wahrheit geworden war, ihrer Mutter mitteilte, ihre Wange an diejenige der Kranken gedrückt.

Cäcilie machte es damit unmöglich, daß ihre Mutter sie in diesem Augenblick beobachten konnte. Frau von Moser schob sie von sich.

„Du hast also Fellner nicht wirklich geliebt?" fragte sie langsam, ihr Kind mit forschenden Blicken betrachtend.

In dieser Stunde war Cäcilie stark. Die tiefe Angst um das Leben der Mutter hatte ihr die Kraft gegeben, den neuen Werber anzunehmen, sie gab ihr jetzt auch wieder die Kraft — zu lügen.

Fast leichtfertig klang ihre Stimme, als sie sagte: „Ah! Mutterl, das war ja doch eine aussichtslose Sache. Mit so etwas muß man fertig werden, wenn uns doch allen damit geholfen ist."

Frau von Moser seufzte damals. Aus Cäcilie war nicht klug zu werden. Es hatte doch immer so ausgesehen, als ob sie nichts auf Glanz und Aeußerlichkeiten gäbe, und nun ein reicher Freier kam, gab sie recht leicht den armen auf.

Die brave Frau war darnach noch lange ziemlich kühl gegen ihre jüngste Tochter.

Durch Mauern und in die Herzen kann man nicht schauen. —

Als Cäcilie nach jener Kundmachung allein in ihrem Stübchen war, weinte sie lange, wie nur tiefstes Elend weinen kann, und dann schrieb sie an Josef, ihren gewesenen Bräutigam. In jener Nacht hatte Cäcilie vom Glück der Liebe für immer Abschied genommen.

Ihr Opfer war, soweit es ihrer Mutter gegolten hatte, nutzlos gewesen. Auch der Süden half der armen Kranken nicht mehr. Sie starb dort, wo sie hätte genesen sollen, starb in Cäciliens Armen und mit einem Blick voll dankbarer, leidvoller Liebe auf ihr Kind, das, jetzt wußte sie es, nur ihrethalben das Recht des eigenen Herzens dahingegeben hatte.

Herr von Moser holte seine Tochter heim. Drei Monate darnach war sie Gerhart Thorns Frau.

Der Mann mit dem starken Willen hatte sein Ziel erreicht.

Daß er seine Frau liebte, freilich nach seiner Art liebte, konnte jeder sehen, denn er war der aufmerksamste, freigebigste Gatte, er trug sie auf Händen und überschüttete sie mit Zärtlichkeit; er warb eben noch immer um sie, denn er wußte es recht gut, noch war sie nicht ganz sein, noch dachte sie in Leid und Sehnsucht dessen, dem er sie so sieghaft streitig gemacht hatte.

Sanft und freundlich war sie wohl immer und scheu und demütig und dankbar, aber darauf legte er nicht übermäßig viel Wert, das alles hätte er hingegeben für ein Aufleuchten ihrer ernsten Augen, für irgend ein anderes Zeichen erwachender Liebe.

Er wartete und wartete — vergebens. Cäcilie war nahezu eine Schönheit geworden, eine Zierde seines Hauses, auch eine tüchtige Leiterin desselben und dessen würdige Repräsentantin.

Frauen lernen es ja so leicht, überall an ihrem Platz zu sein. Aber das war ihm alles nicht genug.

Das hätten hundert andere auch sein können, sie sollte ihm mehr sein.

Liebe jedoch läßt sich nicht erzwingen, am wenigsten jene Gattung Liebe, die Thorn in seiner Frau erwecken wollte, die ein Gegenstück zu seiner leidenschaftlichen Art hätte sein sollen.

Gerhart Thorn, der sonst ein trefflicher Rechner und Berechner war, hatte sich diesmal gründlich verrechnet.

Seine Eitelkeit auch, nicht nur seine wirklich ehrliche Liebe wurden durch Cäcilie täglich verletzt.

Sie hatte sich mit nichts beikommen lassen. Das Wohlleben, das er ihr bot, hatte wenig Reiz für sie, denn sie war bedürfnislos; das Leben der Gesellschaft, in die er sie einführte, schien kein Interesse für sie zu haben, ihr Geist mochte zu still, ihre Phantasie zu unbeweglich dafür sein.

Sie machte auch durchaus kein Furore in der Gesellschaft, was ihn, der gern mit seiner Frau geglänzt hätte, ärgerte. Sie war am liebsten zu Hause.

Seit Lieschen auf der Welt war, hielt sie sich überhaupt der Gesellschaft fern, und er merkte es mit Gereiztheit, daß sie für ihn überhaupt kaum mehr da sei. Kühler, immer kühler wurde sie gegen ihn, und da kühlte er endlich auch ab.

*   *
*

Gewiß, Frau Cäcilie war ein schwacher Charakter. Sie hatte ihr Opfer nur zur Hälfte bringen können. Sie war nur in einem stark, nur einem Versprechen treu, nur treu ihrer herzgeopferten Liebe. Freilich, hätte ihr Mann sie zwingen können, zu ihm aufzuschauen, wäre er nicht

ganz in Aeußerlichkeiten aufgegangen, so hätte sie sich wohl mit der Zeit enger an ihn angeschlossen. Wie Feuer und Wasser aber einander immer widrig sind, so auch manche Menschen von ganz verschiedener Art. Sie mit ihrem Seelen-Stillleben, er mit seiner geräuschvollen Art nach außen hin sich bemerkbar zu machen, konnten niemals zusammenkommen.

Nach achtjährigem Nebeneinanderleben waren die beiden einander ferner denn je; war er völlig kalt und damit nach Art echter Egoisten völlig rücksichtslos geworden, so war sie völlig vergrämt und verschüchtert.

Da lernte er, der seine Vergnügungen längst schon auswärts suchte und der, indessen sie ruhig zu Althaus saß, zumeist in seinem Absteigquartier in Wien hauste, ein junges Mädchen kennnen, das ihn weit ernstlicher fesselte als die, welche vor ihr gekommen waren.

Anna Wehrmann war die Tochter einer einst, mehr ob ihrer Schönheit als ihrer Kunst gefeierten Schauspielerin, in deren Haus Thorn nun viel verkehrte. Anna war ein Apfel, der weit, recht weit vom Stamme gefallen war, sie bildete so recht den Gegensatz zu ihrer genußsüchtigen intriguanten Mutter, die noch gern eine Rolle in der Gesellschaft gespielt hätte.

Anna war ein lieblich schönes, zartes, fein empfindendes Mädchen mit einem Herzen voll Wärme, mit einer Seele voll Schwärmerei. Ein wenig excentrisch, wie die meisten künstlerisch hoch veranlagten Menschen, war sie geneigt, die Welt und die Leute mit ganz eigenen Blicken anzusehen. Sie war eine tüchtige Malerin und als solche dem Publikum schon bekannt und lieb geworden.

Thorn hatte sie in einer Gesellschaft kennen gelernt und sich sofort lebhaft für sie interessiert. Sein Interesse wurde bald zur Verliebtheit und da er Gelegenheit zum Verkehr mit ihr suchte und fand, gelang es ihm bald,

auch ihr Interesse einzuflößen. Als ein Frauenkenner, der sich nur selten täuscht, fing er seine Sache recht geschickt an. Er gab sich ganz einfach als ein Mann, der von seiner Frau nicht verstanden, nicht gewürdigt, ja zurückgestoßen wird, und spielte rührend den Trostbedürftigen.

Damit war die kleine Schwärmerin bald geködert. Sie fühlte Mitleid, Zärtlichkeit, Liebe, die sie hartnäckig und im guten Glauben, sie sei wirklich nur dies, Freundschaft nannte.

Adele Wehrmann, ihre Mutter, verfolgte mit kundigem Auge das für ihre Tochter ziemlich gefährliche Spiel und hielt sich der Situation für gewachsen, weshalb sie auch ganz ohne Sorge war. Es schien ihr, daß sich da eine gute Gelegenheit für ihre Tochter ergäbe, eine glänzende Partie zu machen. Thorn, reich und schön, war ja rasend in Anna verliebt. Noch hatte er zwar eine Frau, aber diese Ehe ist schon durch die Gleichgiltigkeit, ja Abneigung der Gatten, sehr gelockert.

Nun, derlei Ehen sind ja leicht ganz zu trennen.

So dachte, so spekulierte Adele Wehrmann. Ausschlaggebend war für sie allerdings hierbei, daß sie sah, wie sehr Anna sich zu Thorn hinneigte. Ja, Anna liebte ihn, wie sehr sie dies auch zu verbergen suchte. Nun, Frau Wehrmann liebte wieder ihre Tochter leidenschaftlich, sie würde alles thun, um sie glücklich zu sehen, warum sollte sie nicht darauf einwirken, daß ihr reizendes Kind des reichen Gutsbesitzers Frau wird?

Adele Wehrmanns Grundsätze waren immer locker. Sie drapierte sich diesmal in den Mantel der Mutterliebe, aber er hatte einen Riß, und da sah die nackte Selbstsucht heraus. Wenn eine so gute Tochter reich wird, fällt auch etwas für die Mutter ab. Frau Wehrmann hatte eine glänzende Vergangenheit, ihre Gegenwart war

nahezu dürftig, vielleicht aber vermochte sie sich wenigstens eine angenehme Zukunft zu schaffen.

Die lebensklug gewordene, alte Schauspielerin ließ es nach solchen Erwägungen also zu, daß Thorn immer häufiger ihr Haus besuchte. Sie hielt dabei streng auf Wahrung feinster Form, denn erstens entsprach nur diese der Art ihrer Tochter, welche jede Zweideutigkeit nur jäh zurückgeschreckt hätte, und zweitens konnte Thorns Leidenschaft dadurch nur gesteigert werden, wenn man ihm Zurückhaltung auferlegte. Frau Wehrmanns System bewährte sich.

Thorn wurde es bald inne, daß es hier keineswegs galante Abenteuer gäbe, und dieser Umstand vertiefte sein Interesse an dem Mädchen. Er konnte den hohen Reiz mädchenhafter Reinheit noch immer empfinden und schätzen.

Mit bemerkenswerter Geschicklichkeit operierend, erreichte Frau Wehrmann es, daß Thorn sie und ihre Tochter mit seiner Frau bekannt machte. Die drei sahen sich in einem beiden Parteien bekannten Hause.

Frau Cäcilie war, um Frühjahrseinkäufe zu besorgen, nach der Stadt gekommen. Bei solchen Gelegenheiten besuchte sie auch immer einige befreundete Familien, und ihr Mann wußte es so einzurichten, daß sie bei einer derselben seine gefällige alte und seine reizende junge Freundin traf.

Es machte sich ungemein einfach, und es ahnte erst eine der vier Personen, welche Folgen diese so harmlos aussehende Zusammenkunft vermutlich haben werde, aber auch diese eine Person ahnte nicht alles, sonst wäre sie ob dieses Zusammentreffens nicht so vergnügt gewesen, sondern davor bis ans Ende der Welt geflohen.

Frau Cäcilie fand viel Gefallen an dem lieblichen Mädchen, das so reizend fröhlich zu plaudern verstand; sie wunderte sich nur, daß Anna sich von ihr ziemlich fern

hielt und daß Anna merklich ernster wurde, wenn ihr Blick den ihrigen fand.

Ganz anders verhielt sich Frau Wehrmann; diese zeigte ein immerhin taktvolles, gemäßigtes Interesse an Frau Thorn.

Die beiden Damen sprachen viel miteinander, und Frau Cäcilie mußte zugeben, daß die gewesene Schauspielerin eine recht interessante Frau sei. Sympathisch jedoch war sie ihr nicht. Deshalb war sie ziemlich unangenehm davon berührt als ihr Mann in seiner lebhaften Weise die beiden Damen einlud, gelegentlich nach Althaus zu kommen, woselbst Fräulein Anna so manches schöne landschaftliche Motiv für ihren Pinsel finden werde und wo es auch einige alte gute Bilder gäbe, die des Kopierens wert seien.

Daß Anna diese Einladung mit großer Zurückhaltung aufnahm, machte auf Thorns Frau einen guten Eindruck, und unter diesem Eindrucke wiederholte sie die Einladung nun ihrerseits nicht ohne Wärme, worauf das Mädchen offen bekannte, daß sie Althaus schon lange gern gesehen hätte, da Herr Thorn ihr so Manches bezüglich dessen interessanter Bauart gesagt habe. Frau Wehrmann nahm nun auch ihrerseits die Einladung an, wobei sie nichts von der großen Befriedigung verriet, die das Gelingen ihres Vorhabens ihr bereitete, denn sie war es gewesen, die unmerklich das Gespräch so gelenkt hatte, daß Thorn auch seinem Wunsche entsprechend nicht anders gekonnt hatte, als diese Einladung ergehen zu lassen.

Kurz und gut, einige Wochen später befanden sich Mutter und Tochter auf dem Gute, woselbst nicht nur die Junge, sondern auch die Alte für den in der That interessanten alten Bau großes Interesse zeigten und es sich recht wohl darin sein ließen.

Frau Cäcilie war in dieser Zeit recht nachdenklich und sie war noch viel stiller denn sonst geworden.

Ihre anfangs ganz unabsichtlich gemachten Beobachtungen hatten ihr gezeigt, wie es mit ihrem Manne und Anna stünde, worauf sie natürlich begann, mit einiger Absicht den Vorgängen Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Resultat davon war ein recht peinliches.

Verbittert, wie sie es schon lange war, hielt sie jetzt auch nichts mehr auf des jungen Mädchens gewiß nur zur Schau getragene Wohlanständigkeit; sie nahm bald als sicher an, daß in diesem ganz bestimmt abgekarteten Besuch einfach eine Beleidigung für sie selber läge.

Nach dieser immerhin berechtigten Voraussetzung änderte sie ihr Benehmen gegen die ihr widerwärtig gewordenen Gäste. Sie wurde so zurückhaltend und kalt, daß es von Frau Wehrmann und deren Tochter nicht unbemerkt bleiben konnte.

Erstere machte sich wenig daraus; der gefiel es so gut auf Althaus, daß sie sich am liebsten sogleich darin häuslich eingerichtet hätte. In der Bohème, und dieser gehörte sie ja doch schließlich an, giebt es ja keine klaren Begriffe über „Mein“ und „Dein“, herrscht ja stets bis zu einem gewissen Grad Kommunismus. Die alte Schauspielerin sah demnach nicht ein, warum sie sich durch Frau Cäciliens Kälte aus deren ihr schon sehr angenehm gewordenen Hause vertreiben lassen sollte.

Anders ihre Tochter.

Diese begriff sofort, daß ihres Bleibens hier nicht länger sei. Der brannte der verwunderte Blick, den die Herrin des Hauses einmal auf ihr ruhen ließ, noch immer im Gesichte, und sie wurde sich darüber klar, erst jetzt ganz klar, daß es doch nicht recht anginge, eine so sehr warme „Seelenfreundschaft“ mit einem Manne zu unterhalten, welcher der Mann einer anderen war.

Jener überaus große Verwunderung verratende Blick hatte sie getroffen, als sie, die Hände auf den Tasten,

Schwärmerei im Blick und das Herz bei Thorn — für diesen — o ja, für diesen ganz allein ein heißes Liebeslied sang, ein Lied voll Sehnsucht und Trauer um einen — Gefangenen.

Das war ja recht deutlich!

Es hätte kaum noch deutlicher sein können! Anna brach mitten im Liede den Gesang ab. Das war ein für



Frau Cäcilie ging mit einem verächtlichen Blick . . .

alle recht peinvoller Moment. Während Frau Cäcilie mit einem seltsamen Lächeln und einem verächtlichen Blick auf die alte Wehrmann aus dem Zimmer ging und Thorn ihr mit einer halb Verlegenheit, halb Trotz verratenden Miene nachsah, legte Anna das Notenblatt, darauf das recht unpassend gewählte Lied stand, scheu in den Ständer zurück und trat dann an das Fenster. Ihre Wangen glühten, ihre Augen standen voll Thränen. Die alte Wehrmann wollte ein nichts bedeutendes Gespräch mit Thorn anknüpfen, er aber hörte nicht auf sie, trat zögernd

auf Anna zu und bat: „Regen Sie sich doch nicht auf. Meine Frau ist, ich habe es Ihnen ja gesagt, oft so — so seltsam.“

Bei diesen Worten wollte er des Mädchens Hand ergreifen, jedoch sie entzog sie ihm rasch und entgegnete, einen scheuen Blick auf ihn werfend: „Lassen Sie mich. Ich — ich finde, daß Ihre Frau im Rechte ist.“

„Aber sie hat ja gar nichts gesagt,“ warf unverfroren Frau Wehrmann ein, da starrte ihre Tochter sie an. Es war ein merkwürdig harter, funkelnder Blick, der da eine Mutter aus den Augen ihrer Tochter traf, und es waren seltsam scharfe Worte, welche da ein Mund sprach, der sonst nur lieb und sanft zu reden gewohnt war.

„Du kannst also in Augen nicht lesen, Mama?“ klang es zum Sopha hinüber, auf welchem es sich die Schauspielerin bequem gemacht hatte. „Du verstandest nicht, was mir und dir diese Augen sagten? Heute zum ersten und letzten Male so deutlich sagten, daß ich wenigstens es nimmer mißverstehen kann.“ Und zu Thorn gewendet, sagte sie gleich darauf: „Für morgen, Herr Thorn, bitte ich um Ihren Wagen. Heute geht ja wohl kein Zug mehr hier durch?“

In fliegender Hast hatte sie geredet, sie fand kaum genug Atem dazu, und ihr hübsches Gesicht flößte einem jetzt Erbarmen ein, solche Qual spiegelte sich darin ab und so deutlich ein tiefes Beschämtsein.

„Aber Fräulein Anna, das dürfen Sie mir nicht anthun,“ bat Thorn; da lachte sie laut auf.

„Denken Sie immer nur an sich?“ fragte sie dann schneidig und ging rasch aus dem Zimmer. Er schaute ihr ganz hilflos nach. Seine Lage war aber auch gar zu peinlich.

Frau Wehrmann wußte jetzt wirklich auch nichts mehr mit ihm und sich anzufangen, und so folgte sie denn ihrer Tochter.

Mit dieser hatte sie eine heftige Auseinandersetzung, denn zu Annas hoher Entrüstung wollte ihre Mutter darauf bestehen, wenigstens noch einige Tage auf Althaus zu bleiben. Darauf aber ging das Mädchen nicht ein. Sie blieb dabei, daß sie am nächsten Morgen von hier fortgehen werde — und es geschah auch.

Frau Cäcilie ließ sich nicht blicken, und Anna wies auch Thorns Begleitung zur Bahn zurück. Es brannte ihr der Boden unter den Füßen. Eine heiße Entrüstung lohte in ihr. Was hatte sie denn eigentlich verschuldet, daß diese Frau sie so behandeln durfte?

Die unerbittliche Wahrheit gab ihr Antwort auf diese stolze Frage.

Ihr Gewissen sagte ihr, daß sie den Mann dieser Frau liebe und daß sie mit diesem schlecht plazierten Empfinden in sein — in ihr Haus gekommen sei, um unter ihren Augen das gefährliche Spiel fortzusetzen, das sie ahnungslos, bis wie weit es führen könne, schon vor Monaten begonnen hatte.

Anna Wehrmann konnte und wollte sich nicht mehr belügen und erglühend sagte sie sich immer wieder: „Sie hat recht. Sie hat recht, daß sie mich mit ihren Augen verjagte.“

Die Mutter des schamerfüllten Mädchens saß, während dieses so Peinvolles erlebte, mit zusammengekniffenen Lippen und böse blickenden Augen im Wagenwinkel.

Dieses fluchtartige Verlassen von Althaus hatte ihr einen dicken Strich durch ihre Rechnung gemacht.

* *
*

Am Nachmittag desselben Tages hatten die beiden Gatten eine erregte Auseinandersetzung, nach welcher Thorn sich grimmig auf sein Pferd schwang, um auf einem scharfen Ritt seine häßliche Stimmung los zu werden.

Als er nach vielen Stunden wieder heimkam, war seine Frau fort. Ein Brief, den er auf seinem Schreibtische fand, sagte ihm, daß sie gern bereit sei, ihm seine Freiheit zurückzugeben, aber keinesfalls gewillt wäre, ähnliche Gäste, wie Frau und Fräulein Wehrmann, sich jemals wieder gefallen zu lassen.

„Lasse mich deine Entscheidung wissen, die meinige kennst du jetzt,“ schloß der Brief, dem die Adresse von Frau Cäciliens Tante beigefügt war.

Gerhart Thorn ließ es nicht zur Scheidung kommen. Er fürchtete den Skandal. Er war das richtige Weltkind. Wissend, wie wenig Wert das Urteil der Welt habe, fürchtete er es doch über alle Maßen, denn er konnte eben ohne diese schale Welt nicht sein.

Er hatte noch einen Grund, Cäcilien nicht aufgeben zu wollen. Wo hätte er eine Zweite gefunden, die so seine Gewohnheiten kannte, sie still respektierte und ihnen nachkam?

Cäcilie war bis jetzt eine überaus bequeme Lebensgefährtin für ihn gewesen, sie würde es auch fernerhin sein, würde sein Haus betreuen, sein Kind erziehen, für sein Behagen sorgen.

Derlei giebt man für einen flirt nicht auf.

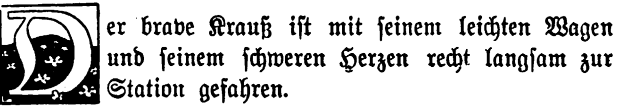
Thorn holte also seine Gattin heim. Dies war im Frühsommer geschehen, und jetzt ist der Herbst da, und Frau Cäcilie ist wieder einmal aus Althaus verschwunden.





Drittes Kapitel.

Die ersten Recherchen.



Der brave Krauß ist mit seinem leichten Wagen und seinem schweren Herzen recht langsam zur Station gefahren.

Auf halbem Weg zur kleinen Landstadt passiert er das Dorf, auf dessen Gemeindegebiet Althaus liegt. Dicht an der Kirche vorbei führt die Landstraße. Die Kirche aber ist vom Friedhofe umgeben, und durch dessen offene Pforte kann man gerade zur Thornschen Gruft hinübersehen. Der alte Krauß thut auch wirklich einen Blick hinüber, dann nimmt er den Hut ab und trocknet sich die feucht gewordene Stirne. Er denkt daran, daß die schwere Bronzeplatte da drüben sich wohl recht bald wieder heben wird, um eine Thorn einzulassen, denn Frau Cäcilie wird ja schließlich doch gefunden werden — tot gefunden.

Auf Althaus denkt keiner mehr an ein anderes Finden.

Krauß ist so langsam gefahren, daß er schließlich schon recht eilen muß. Er hält eben hinter dem Stationsgebäude, als der Zug einfährt.

„Na, Alter, wie steht's zu Hause? Ist alles in Ordnung?“ ist Thorns erste Frage, als er, rasch aus dem Hause tretend, zum Wagen geht. Mit ihm ist der Bürgermeister des Dorfes aus dem Stationsgebäude gekommen. Krauß zögert deshalb mit seiner Antwort. Es braucht sie nicht jeder zu hören.

Er zögert auch noch aus einem anderen Grunde. Sein Herr sieht so gut gelaunt aus. Dem alten Mann



„Die gnädige Frau ist nirgends zu finden . . .“

wird das Reden heute recht schwer. Endlich sagt er doch etwas.

„So weit geht ja alles seinen alten Gang daheim, gnädiger Herr,“ erwidert er und richtet dabei das Riemenzeug des Pferdes, neben dem er steht.

Inzwischen ist das Dorfoberhaupt zu seinem jenseits der Straße haltenden Wagen gelangt, da schöpft Krauß tief Atem und schaut den schon sehr erstaunten Thorn traurig an.

„Nun, und was ist denn nicht gut?“ fragt dieser, und Krauß antwortet:

„Die gnädige Frau ist nicht da, ist nirgends zu finden.“

„So?“ preßt Thorn zwischen den geschlossenen Zähnen hervor. Er ist blaß geworden und sieht sehr grimmig aus, dann lacht er böse und sagt: „Da ist's wohl besser, ich fahre gleich wieder nach Wien zurück.“

„Die gnädige Frau ist diesmal nicht zur gnädigen Frau Tante gefahren. Sie ist auch bei keiner der Familien, welche die gnädige Frau sonst zu besuchen pflegte. Josef war seit dem frühen Morgen in Wien, Frau von Moser hat selber überall Nachfrage gehalten. Unsere gnädige Frau hat sie jedoch nirgends getroffen. Und wir —“ Krauß stockt.

„Weiter, weiter!“ drängt Thorn, aus dessen Gesicht der Ausdruck des Grimmes gewichen ist, der jetzt betreten, ja bestürzt aussieht. Da setzt der Kutscher seinen Bericht fort.

„Wir haben die gnädige Frau schon überall gesucht, und Rosi hat da und dort in der Nachbarschaft angefragt, aber niemand hat die gnädige Frau gesehen, seit zwei Tagen.“

Jetzt wischt sich Thorn die Stirne ab. Nach kurzer Ueberlegung geht er ins Stationsgebäude zurück. Dort hat er mit dem diensthabenden Beamten eine Unterredung. Auch der Stationschef gesellt sich, herbeigerufen, zu ihnen. Keiner der beiden Herren, sie bilden den ganzen Beamtenstand der kleinen Station, hat Frau Cäcilien eine Karte verabfolgt, keiner sie auch nur auf dem Bahnhofe oder dessen Umgebung gesehen.

Nach dieser fruchtlosen Erkundigung kehrt Thorn zu seinem Wagen zurück.

Krauß sitzt schon auf dem Kutschbocke.

„Schnell nach Hause!“ ruft ihm sein Gebieter mit rauher Stimme zu.

Krauß läßt die Braunen laufen, was sie laufen können.

Es ist inzwischen vollständig Nacht geworden, eine unfreundliche, finstere Herbstnacht. Zuweilen fährt ein Windstoß in den Staub der Landstraße, der den Wagen in eine Wolke einhüllt, dann wirft der Braune den Kopf in die Höhe und beißt in die Kandare; den beiden Männern aber schleicht der Nachtfrost in die Glieder. — — —

Als Branitzky, der am Thore Wache hielt, den Wagen herankommen hörte, öffnete er ihm den Weg in den Hof.

Thorn sprang rasch ab. Herr Wehli war herbeigeeilt, um ihn zu begrüßen. Er brachte nur einen stummen Gruß zu wege. Thorn nickte ihm zu.

„Kommen Sie mit,“ sagte er, in den breiten, tiefen Hausflur tretend; da folgte ihm Wehli.

„Das ist ja recht seltsam!“ sagte Thorn, um nur etwas zu sagen.

„Recht seltsam!“ wiederholte Wehli aus demselben Grunde.

Beiden wurde das Reden schwer.

Eben kam die Beschließerin aus ihrem Zimmer, welches neben demjenigen Wehlis in einen kleinen Seitengang des Flures mündete.

„O gnädiger Herr!“ schluchzte sie.

Das war ihre Begrüßung.

Auch zu ihr sagte Thorn: „Kommen Sie mit.“ Dann ging er den zweien voran in sein Arbeitszimmer, das im ersten Stock lag.

Das ganze Haus war heute so still, so unangenehm still.

Keine Spur der Traulichkeit, welche für Thorn in dem alten Bau lag, in welchem er geboren worden war,

in welchem er den größten Teil seines Lebens zugebracht hatte, empfing ihn heute in seinem Heim.

Ihm war, als käme ihm überall Dunkelheit und Frost entgegen, aber diese beiden mußten in ihm sein, denn Rosi hatte dafür gesorgt, daß es im Flur und in allen Räumen, welche ihr Herr sonst zu betreten pflegte, Licht sei, und im Ofen seines Arbeitszimmers flammte ein helles Feuer.

Thorns erster Blick nach dem Betreten dieses Zimmers galt seinem Schreibtisch.

Seine Augen fanden jedoch nicht, wonach sie so ängstlich suchten, keinen Brief, kein Blatt Papier, auffallend hingelegt, auffordernd: „Lies mich!“

Nein, so sauber zusammengeräumt, wie er — der in dieser Beziehung pedantisch war — ihn bei seiner Abreise hinterlassen hatte, fand er seinen Schreibtisch wieder. Es war nichts hinweggekommen, es lag nichts darauf, das nicht er selbst vor vierzehn Tagen hingelegt hatte. Lange starrte er auf den Tisch, dann ließ er sich an ihm nieder.

Er that einen tiefen Atemzug und begann nun mit den Fragen, welche ihm auf dem Herzen brannten.

An Rosi wandte er sich zuerst.

Ein fast scheuer Blick war es, mit dem er die treue Dienerin streifte, diese arme Person, sonst für ihn so unscheinbar, so unbedeutend, ein Nichts, hatte jetzt plötzlich Bedeutung für ihn gewonnen. Es kam ihm soeben klar zum Bewußtsein, daß Rosi, die seit acht Jahren im Hause lebte und immer um seine Frau und sein Kind beschäftigt war, ja alle Nuancen seines Ehelebens kannte; und er hatte jetzt das deutliche Gefühl, daß diese bescheidene Untergebene just keine übermäßig große Achtung vor ihm haben könne, wenigstens soweit dies dem Ehemann in ihm anginge. Er hatte auch aus einem anderen Grunde ein peinliches Gefühl.

Die Augen der Frau hatten einige Momente lang auf seinem Gesichte geruht, in seinen Augen gehaftet, und da hatte er in jenen etwas ihn Beengendes gesehen, das er sich jedoch nicht deuten konnte.

War es ein Vorwurf gewesen?

War es eine Anklage?

Wie empfindlich so ein richtiger Egoist, wie Gerhart Thorn einer war, in Bezug auf all' das ist, was ihn selber berührt!

Um ihren, ihm jedenfalls nicht günstigen Gedankengang zu unterbrechen, wandte er sich eben zuerst an sie.

Und als er, sich ermannend, seinem scheuen Blick einen ruhigen, ausharrenden folgen ließ, senkte sie den ihrigen.

Etwas aber, das ihm nicht behagte, blieb doch in ihrem welken Antlitz zurück, ein Zug von Trotz, ein Zug fester Ueberzeugung möchten wir sagen, der ihre Wangen schier straff machte, der ihrem Munde einige harte Linien gab.

„Wann hat man meine Frau zuletzt gesehen?“ begann er.

„Sonntag abends,“ antwortete Rosi.

„Und wer sah sie zuletzt?“

„Ich.“

„Wie war ihre Stimmung?“

„Beinahe heiter.“ Rosi seufzte bei dieser Angabe. Sie mochte daran denken, wie gar so oft ihre arme Herrin nichts weniger denn heiter gewesen war, und wie viele Gründe sie für ihren Schwermut besaß.

„Nun, das war ja schon günstig. Sehr heiter haben wir sie ja niemals gekannt,“ sagte Thorn, der das Bedürfnis zu reden fühlte.

„Fast niemals. Das ist ja leider so gewesen.“

Thorn warf der Beschließerin für diese ganz unnötige Bemerkung einen finsteren Blick zu, dann frug er weiter.

„Ihres Wissens wurden keine Reisevorbereitungen getroffen?“

„Meines Wissens nicht.“

„Haben Sie das Zimmer, die Schränke der gnädigen Frau untersucht?“

„Das Zimmer schon, natürlich, es war ja offen. Die Schränke nicht, denn diese sind versperrt.“

„Und die Schlüssel dazu sind nicht da?“

„Die trägt die gnädige Frau ja immer bei sich.“

„Sie hätten die Kasten unter solchen Umständen erbrechen können, man wäre dann doch orientiert gewesen, welches Kleid, welcher Hut fehlen und ob meine Frau Geld mitgenommen hat.“

„Ich dachte ja auch daran es zu thun, aber ich wagte es doch nicht, die Kästen gewaltsam zu öffnen. Auch wäre es mir gräßlich gewesen, solche Nachschau zu halten.“

„Warum?“ fuhr Thorn die Frau an, die sich da auf die Zartfühlende hinausspielte.

„Weil ich das Empfinden nicht losgeworden wäre, daß ich in den Sachen einer Verstorbenen wühle,“ entgegnete Frau Rosi in tief traurigem Ton.

Thorn bat ihr sein hämisches Urteil, heimlich, wie es gefällt war, ab.

Dieser arme Dienstbote war wirklich zartfühlend. Und — Rosi hatte sehr innig an ihrer Gebieterin gehangen. Cäciliens Mann bemerkte es soeben jetzt erst, wie elend die Alte aussah.

Thorns Gereiztheit ließ nach.

In sanfterem Tone examinierte er weiter.

„Also Sonntag abends sahen Sie meine Frau zum letzten Male? Bei welcher Gelegenheit?“

„Als ich ihr das Nachtmahl in die grüne Stube trug.“

„In ihr Schlafzimmer?“ bemerkte Thorn verwundert.

„Ja, Lieschen war schon zu Bette gebracht worden, und die gnädige Frau wollte in der Nähe des Kindes bleiben. Lieschen hatte sich — ich weiß nicht wovor — gefürchtet und bat beim Schlafengehen, Mama möge bei ihr bleiben. So aß denn die gnädige Frau in ihrem Schlafzimmer. Thyra war bei ihr. Einige Bücher und die letzte Modezeitung lagen auf dem Tischchen, und eben weil ich auch das Modenblatt weglegte, um aufdecken zu können, machte die gnädige Frau eine scherzhafte Bemerkung.“

„Welche denn?“ fragte Thorn, den jetzt — ein wenig spät — alles interessierte, was seine Frau anging.

Frau Rosi seufzte und wischte sich die Thränen aus den Augen, während sie fortfuhr: „Ach, die gnädige Frau sagte: ‚Sehen Sie sich die Dame in Blau an, Rosi, solch' ein Kleid werde ich mir machen lassen, da werde ich auch so hübsch aussehen, wie Gerharts Cousine, für deren ährenfarbenes Haar die blaue Toilette, die sie bei ihrem letztmaligen Besuche trug, allerdings wie erfunden war.‘ ‚Gnädige Frau sind doch weit hübscher als jene Dame,‘ erwiderte ich ganz nach meiner Ueberzeugung, da lachte sie laut auf und sagte: ‚Ein Kompliment von meiner alten Rosi! Nur gut, daß Sie, meine Liebe, mich nicht eitel machen können. Aber, das Blatt verräumen Sie mir ja nicht, das nehme ich demnächst zu meiner Schneiderin mit.‘“

Die Beschließerin schwieg.

Thorn that wieder einen tiefen Atemzug. Er stellte jetzt keine Frage mehr, welche sich auf die Stimmung seiner Frau bezog.

„Und dann — was geschah dann?“ forschte er kurz.

„Dann las die gnädige Frau. — Ich brachte das Essen. — Sie nahm mit Behagen das Nachtmahl ein; ich räumte ab und richtete alles zum Schlafengehen her, denn Hilde hatte die Erlaubnis erhalten, mit Branitzky

ins Dorf zu gehen und war noch nicht zurück. Ich fragte auch noch, ob ich sie später hineinschicken oder selber kommen solle, jedoch die gnädige Frau sagte, sie brauche nichts mehr und wolle nicht gestört sein. So wünschte ich ihr denn eine gute Nacht und ging. Thyra wedelte mir zu, und ich blieb auf der Schwelle stehen und fragte, ob ich den Hund nicht mitnehmen solle. Die gnädige Frau antwortete, daß es ihr heimlicher sei, wenn er bei ihr bliebe, nickte mir noch einmal zu und las weiter. Da ging ich."

Es entstand eine Pause.

„Sie haben einen festen Schlaf?" sagte endlich Thorn.

„Einen ziemlich tiefen Schlaf, leider," sagte, sich ganz unnötig anklagend, die alte Frau.

„Und Sie, Herr Wehli?" wandte Thorn sich an seinen Wirtschaftsbeamten.

Dieser entgegnete: „Ich könnte nicht behaupten, daß ich leicht aufzuwecken bin, aber ich höre im Halbschlafe doch ziemlich vieles, was des Nachts im Hause oder in dessen Umgebung vorgeht. Sonntag jedoch habe ich nichts gehört. Einmal war es mir allerdings, als ob ich einen hellen, klirrenden Ton hörte, aber ich kam nicht völlig zum Bewußtsein und hätte, wach geworden, es auch nicht für gewiß aussagen können, daß ich richtig gehört hatte."

„Und am Morgen, Rosi? Was war am Montag, morgens?" wandte Thorn sich wieder zur Wirtschafterin, und sie berichtete:

„Um sieben Uhr früh ging Thilde wie gewöhnlich zur Thür des Schlafzimmers der gnädigen Frau und klopfte. Zumeist erfolgte sogleich Antwort, diesmal nicht. Ein zweites-, ein drittesmal pochte Thilde an die Thüre, dann kam sie zu mir. Ich dachte an nichts Uebles, nur daran, daß die gnädige Frau eben noch gut schlafe. Was mich wunderte, war nur, daß sich Thyra im Schlafzimmer

befand. Sonst schlief der Hund doch immer vor dessen Thür. Als ich stärker pochte, fing Thyra zu bellen an, aber sonst rührte sich drinnen nichts. Ich drückte, schon ängstlich geworden, auf die Klinke und stand gleich darauf im Zimmer. Ich war allein, ganz allein darin. Thyra war an mir vorbei in den Korridor hinausgeschlüpft. Meine Angst war wieder geschwunden. Jetzt dachte ich mir, die gnädige Frau sei früher als sonst aufgestanden und in den Park gegangen.

„Dies war ja auch schon einige Male der Fall gewesen. Den Hund hatte sie eben zum Schutze Lieschens zurückgelassen, die sich jetzt auch zu rühren begann. Thilde, die ich rief, ging gleich zu dem Kinde und ich, nun ich ging in den Park, denn ich wollte es die gnädige Frau wissen lassen, daß die scheckige Kuh ein Kalb habe."

„Und Sie fanden meine Frau nicht?" sagte, tiefe Unruhe im ganzen Wesen, der blasse Mann, der sich fröstelnd in den Lehnsessel drückte. Es schien fast, als ob er den Bericht abkürzen wolle. Rosi schüttelte den Kopf.

„Nein, ich fand sie nicht. Niemand von allen Hausleuten fand sie, wiewohl wir in allen Winkeln hier herinnen und im Garten nach ihr suchten, denn wir dachten, daß oft so Seltsames, so Unerklärliches vorkommt, besonders wenn jemand, der nachher vermißt wird, vorher so trübsinnig gewesen ist. Deshalb durchsuchten wir Althaus vom Keller bis zum Boden. Aber es geschah umsonst."

„Wir forschten auch, natürlich mit aller gebotenen Delikatesse, auswärts nach unserer gnädigen Frau," nahm nun Wehli das Wort. „Ich selber fragte da und dort im Dorfe und im Städtchen nach. Niemand hatte die von uns so angstvoll Vermißte gesehen. Heute morgens schickte Frau Rosi den Josef nach Wien. Wir hofften durch Frau von Moser etwas und zwar etwas Gutes zu

„Niemand von allen Hausleuten fand sie . . .“

erfahren. Jedoch weder bei ihr, noch bei anderen Familien, mit denen die gnädige Frau verkehrte, hatte sie sich diesmal sehen lassen."

„Ist denn nicht doch irgend etwas Besonderes vorher hier geschehen?" fragte Thorn aus seinem tiefen Sinnen heraus, und plötzlich färbten sich seine Wangen, und seine Augen blickten lebhafter.

Er mußte einen Strohhalm gefunden haben, an welchen er sich nun klammerte.

„Es ist nichts, gar nichts Ungewöhnliches geschehen," entgegnete Wehli, und die Beschließerin setzte hinzu: „Wäre es so, es hätte es doch wahrscheinlich einer wenigstens von uns allen bemerkt."

„Wer weiß?" fuhr Thorn hartnäckig fort. „Es braucht ja gar nichts Auffallendes gewesen zu sein. Ein Besuch vielleicht, bei dem ihr Euch alle nichts dachtet."

„Einmal, während Ihrer Abwesenheit, gnädiger Herr, war Frau von Lerchenfeld hier," sagte Rosi.

„Ah diese!" machte Thorn wegwerfend.

„Und einmal kam ein Brief," sagte Wehli.

„Der war von der Schwester der gnädigen Frau," erklärte Rosi, „sie hat mir's gesagt, hat ihn mir sogar vorgelesen. Frau Käthe schrieb, daß ihr Söhnchen die Masern habe."

„Einmal war auch ein Herr hier," berichtete der Gutsschreiber.

„Ein großer, schlanker Herr, mit einer Narbe auf der Stirne? Ein blonder Mann? Ein Offizier?"

Gerhart Thorn war sehr erregt, als er dies hervorstieß. Er war aufgesprungen. Die Hand, mit der er sich auf den Rand des Schreibtisches stützte, zitterte. Schier, als ob sie sich übersprudeln wollten, waren die Worte von seinen Lippen geflossen. Wehli und die Beschließerin tauschten unwillkürlich einen Blick, sie wußten jetzt, woran

ihr Brotgeber dachte. Er glaubte, seine Frau sei mit ihrem einstigen Bräutigam durchgegangen. Beide beeilten sich, ihm diesen Glauben, diesen so überaus häßlichen, aber ihn sichtlich erleichternden Glauben zu nehmen.

„Nein, der Herr war nicht groß," sagte Wehli bestimmt.

„Und nicht schlank und nicht blond," fügte Rosi fast bissig hinzu.

„Auch Soldat hatte dieser Herr niemals sein können," fuhr der Gutsbeamte in seiner Berichtigung fort, „denn er hatte einen, allerdings mäßigen Höcker."

Fast feindselig betrachteten die beiden während dieser hastig geführten Wechselrede ihren Gebieter.

Und sie hätten doch auch Mitleid mit ihm haben sollen, denn er glich jetzt einem gänzlich erschöpften Schwimmer, der schon am Ufer zu sein glaubte, und welchen die widrige Strömung wieder mit fortriß.

Gerhart Thorn war in den Sessel gesunken und er war wieder bleich geworden, und seine Augen hatten das bißchen Glanz wieder verloren. Der Strohhalm, an welchen er sich geklammert haben mochte, war abgeknickt.

„Jener Herr war ein herabgekommener Rezitator, der sich von unserer gnädigen Frau eine Unterstützung erbat," sagte kühl Frau Rosi und fügte hinzu: „Ihr Wohlthätigkeitssinn war ja weithin bekannt. Es finden sich ja gar viele nach Althaus, denen es schlecht geht. Just am Sonntag hat unsere liebe, gnädige Frau auch eine alte, gebrechliche Bettlerin reichlich beschenkt. Es sagt's eben einer dem anderen, wenn es irgendwo etwas zu holen giebt."

Thorn sprach nichts mehr. Er starrte verloren vor sich hin.

Aber Wehli fiel noch ein Umstand ein.

„Die gnädige Frau hat, am Donnerstag oder Freitag war es, dem Postboten einen Brief mitgegeben," bemerkte

er, und Frau Rosi meinte, „der wird wohl die Antwort auf den Brief ihrer Schwester gewesen sein."

Jetzt erhob sich Thorn.

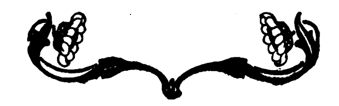
„Schon möglich," sagte er müden Tones. „Jedenfalls kommen wir so nicht weiter. — Lieschen schläft natürlich schon, aber ich muß doch in die Zimmer meiner Frau gehen und ihr begleitet mich."

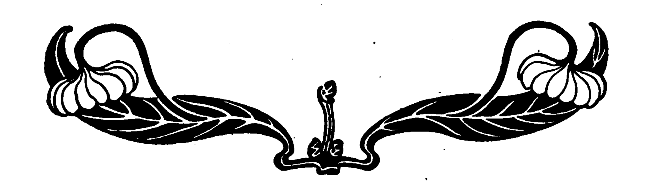
Er hatte sich erhoben. Er ging schon nach der Thür, da sagte Rosi, plötzlich vom Mitleid mit ihm erfaßt: „Wollen Sie denn nicht vorher wenigstens einige Bissen zu sich nehmen?"

Er lachte auf.

„Meine Liebe, bei solchem Empfange vergeht einem die Eßlust gründlich."

Und draußen war er.





Viertes Kapitel.

Doch gefunden.

Althaus war ein Bau aus den Zeiten der Kaiserin Theresia, war eines jener freundlichen, bequemen Herrenhäuser, in denen der Baumeister nicht mit Ideen und der Bauherr nicht mit Material gespart hatten. Hohe, breite Fenster mildern in diesen Bauten die Düsterkeit der tiefen Fensternischen. Weit zu öffnende Flügelthüren laden in ihnen freundlich zum Eintritt ein, und Sommers verlockt die köstliche Kühle ihrer tiefen, großen Zimmer und im Winter die Behagen verbreitende Wärme ihrer mächtig großen, reich verzierten Thonöfen zum Bleiben.

Ihre Zimmer sind Säle, ihre Korridore schöne, weite Wandelbahnen, und ihre Stiegenhäuser sagen es den Besuchern, daß hier der Reichtum gebaut und ein lieber, altväterischer Kunstsinn beim Baue Gevatter stand. Marmor zu den Füßen und an den köstlichen Säulen und Halbsäulen, graziöse Stuckarbeiten an den Plafonds, — so zeigen sich uns diese Gebäude, welche Männer geschaffen haben, die es verstanden, Gemütlichkeit mit Eleganz zu vereinen. Die Eleganz war in Althaus geblieben, die Gemütlichkeit jedoch fand man nicht überall mehr darin,

die war aus einzelnen der vielen Gemächer gewichen. Das Gut war in der Franzosenzeit an die Thorns gekommen, und Herr Caspar Balthasar Thorn, der Althaus an sich gebracht, hatte allerlei Veränderungen darin vorgenommen, welche zum vornehmen, freundlichen Ganzen nicht recht paßten.

Er hatte eine der Stuben mit nachtschwarzem Holze häßlich täfeln, einige andere mit geschmacklosen Wandmalereien verunzieren lassen und sie mit allerlei Kram aus aller Herren Ländern gefüllt.

Diese Stuben waren Herrn Balthasars eigentliches Reich gewesen. Günstigerweise lagen sie im zweiten Stockwerke des Hauses und störten somit die Harmonie von dessen unteren Räumen nicht.

Durch diese Räume gingen jetzt drei Menschen.

Thorn, von einer immer sichtlicher werdenden Unruhe getrieben, hatte die Absicht geäußert, nun auch für seine Person noch das ganze Haus einer Untersuchung zu unterziehen.

Wehli und die Wirtschafterin waren wohl von der Nutzlosigkeit einer nochmaligen Nachforschung vollkommen überzeugt, jedoch begriffen sie ganz gut, daß ihr Gebieter sich mit dem Resultate ihrer Nachschau nicht begnügen wollte und versuchten es gar nicht, ihn davon abzuhalten.

Frau Rosi zündete eine kleine Lampe an, die sie von einem Tischchen holte, das draußen am Gange stand.

Es war ein geradliniges Tischchen aus Mahagoniholz, dessen zierliche Füße in messingenen Löwenklauen endeten. Auch sonst hatte dieses Tischchen aus der Empirezeit hübsche Messingzier, welche tadellos-glänzend erhalten worden war.

Und wie diese Metallbestandteile, so war auch alles Holz an diesem niedlichen Lampenträger in tadellosem Zustande. Nirgends war des rötlichen Holzes Politur

erblindet, noch lag auch nur ein Körnchen Staubes darauf. Frau Rosi hatte scharfe Augen, und auch ihre Zunge konnte scharf werden, wenn sie auf eine Nachlässigkeit des ihr untergebenen Dienstpersonales kam.

Das hatte auch Thilde, das Stubenmädchen, zu dessen Obliegenheiten es gehörte, hier oben alles sauber zu erhalten, schon erfahren müssen und deshalb nahm sie sich, gleich ihren Vorgängerinnen, beim Aufräumen wohl zusammen.

Freilich übersah sie dennoch zuweilen etwas, so auch heute beim Abstauben dieses Tischchens.

Auf dessen hellglänzender Messing-Einfassung, welche einen Paternosterstab vorstellte, war etwas nicht in Ordnung.

Eine Kerze war da abgetropft.

Zwischen zwei der perlenähnlichen Erhabenheiten zeigte sich ein Tröpfchen Stearin.

Selbst jetzt, in ihrer hohen Aufregung und Angst, ärgerte sich Frau Rosi über Thildes Nachlässigkeit und nahm sich vor, ihr wieder einmal zu zeigen, wie man eigentlich aufräumen müsse. Während sie die Lampe anzündete, stand Thorn, der das Zimmer ja schon vor ihr verlassen hatte, nahe von ihr und sah ihr ungeduldig zu.

Er mußte sogar sehr ungeduldig sein, denn seine Finger trommelten rastlos auf dem Geländer der Stiege.

Auch Wehli stand schon auf dem Korridor heraußen.

Er zeigte nichts von Ungeduld.

Er betrachtete seinen Brotgeber.

Er betrachtete ihn mit scharfen, mit fast lauernden Blicken.

„Beeilen Sie sich doch!“ rief da Thorn der Beschließerin zu.

Seine Stimme klang rauh. Sie durchgrollte den ganzen, weiten Stiegenraum.

Frau Rosi sah erschrocken auf, setzte mit zitternden Händen den weißen Glasschirm auf die Lampe und trug diese alsdann ihrem Herrn nach.

Dieser ging die Stiege hinunter.

In den Flur unten mündeten zwei kurze, breite Gänge. In jedem derselben sah man fünf Thüren.

Rechter Hand lag der große Speisesaal, vor welchem sich die Terrasse befand, ihm schlossen sich ein kleineres Eßzimmer und ein Rauchzimmer an. Diese Gemächer waren innen auch wieder miteinander verbunden. Dem kleineren Eßzimmer und dem Rauchzimmer gegenüber lagen zwei Fremdenzimmer.

Thorn trat rasch in das Rauchzimmer.

Als Rosi mit der Lampe gleich nach ihm über die Schwelle ging und Wehli ihr auf den Fersen folgte, sahen beide, daß ihr Gebieter die Hände vors Gesicht geschlagen hatte.

Wehli schüttelte den Kopf und warf der Wirtschafterin einen Blick zu.

Sie zuckte die Achseln.

Thorn hatte die Hände schon sinken lassen —

Er wandte sich den Zweien zu.

„Natürlich werde ich nichts entdecken, wo ihr beide gewiß schon gründlich gesucht und nichts entdeckt habt,“ sagte er und schickte einen zerstreuten Blick durch das Zimmer — „aber ich will doch auch überall gewesen sein — überall sie gesucht haben.“

„Wir verstehen Sie, gnädiger Herr,“ beeilte sich Wehli in achtungsvollem Tone zu erwidern.

Frau Rosi nickte nur.

Sie gingen alsdann schweigend durch das Zimmer und betraten den nächsten Raum.

In dessen Mitte stand ein Speisetisch für höchstens sechs Personen; rings um ihn waren vier Stühle gereiht.

Auf einem dieser bequem gebauten Stühle lag ein Kissen. Das war Lieschens Sitz. Rechts und links von ihr saßen gewöhnlich Papa und Mama, immer ihr gegenüber Wehli.

Als Thorn dem Sessel seiner Frau nahe war, trat er auf ihn zu und legte die Hand auf seine Lehne. Sein Mund zuckte — gleich wie die Hand zuckte. Seine Augen verrieten nichts.

Sie waren gesenkt.

Als er die Hand sinken ließ, als er die Augen wieder erhob, war kein Zeichen von Aufregung mehr an ihm, als die Blässe seines Gesichtes. Rosi trat auf seinen Wink hin in den großen Speisesaal.

Langsam ging sie vor Thorn her, von Wand zu Wand, von Winkel zu Winkel.

In einer der vier tiefen Fensternischen stand auf einer Etagère Frau Cäciliens Arbeitskörbchen. Sie hatte es Sonntags noch auf der Terrasse draußen neben sich gehabt. Es stand immer hier unten, solange die Terrasse benutzbar war, denn Frau Cäcilie liebte es, im Freien zu arbeiten. Da konnte sie doch auch bei Lieschen sein, die es nie lange im Zimmer aushielt.

Als der Schein der Lampe auf den niedlichen, vergoldeten Arbeitskorb fiel, blieb Thorn stehen und streckte die Hand nach ihm aus.

„Auch darin werden Sie keine Aufklärung finden,“ sagte Frau Rosi.

Thorn hatte den Korb schon geöffnet.

Zwischen bunter Seide und einer begonnenen Stickerei lugte etwas Weißes hervor.

Er griff hastig darnach.

„Das ist Frau Käthes Brief,“ erklärte die Beschließerin.

Thorn las ihn doch.

Der Brief sagte wirklich wenig und nichts, das auf Cäciliens Verschwinden Bezug haben konnte.

Aber etwas sagte er doch.

Thorn steigt das Blut zu Kopfe und sein Mund schließt sich fester. Frau Käthe schreibt unter anderem: „Daß Fellner versetzt werden wird, muß ich Dir auch noch melden. Heinz weiß noch nicht, ob sie beisammenbleiben werden.“

Dies sagte der Brief, welchen Frau Cäcilie ihrer alten Dienerin und Vertrauten doch nicht ganz vorgelesen hatte.

Was sie verschwiegen hatte, verriet immerhin, daß sie sich noch für Fellner interessierte.

Das mußte ihre Schwester wissen, sonst hätte sie ihr die Fellner betreffende Neuigkeit nicht mitgeteilt.

Für Thorn war dieser Satz ein orientierender. Er war schon lange Zeit nicht mehr darüber im Klaren gewesen, ob seine Frau ihres ehemaligen Bräutigams noch gedachte oder nicht.

Thorn steckte den Brief zu sich.

Wenn Rosi dessen ganzen Inhalt wirklich noch nicht kannte, brauchte sie ihn just auch nicht kennen zu lernen.

Thorns Augen wanderten noch einmal durch den weiten Raum, dann trat er in den Korridor hinaus.

Er war, wie gesagt, in gewissen Beziehungen ein Pedant. Er hatte sich vorgenommen, das ganze Haus zu durchwandern und so that er es denn auch gründlich.

„Wir haben vergessen, die Schlüssel zu diesen Zimmern mit herabzunehmen,“ sagte er, indessen er vor der Thüre des einen Fremdenzimmers anhielt.

„Hier kann aber —“ begann Rosi eine Erwiderung.

„Bringen Sie die Schlüssel,“ unterbrach Thorn rauh ihre Rede.

Da stellte sie die Lampe auf ein schmales Schränkchen, welches in diesem Gange stand, und ging hinauf.

Thorn trat zögernd in das eine der von ihr erschlossenen Gemächer.

Es war ihm jetzt merklich unangenehm, daß er auf seinem Willen bestanden hatte.

Die beiden Zimmer waren diejenigen, welche Anna Wehrmann und ihre Mutter bewohnt hatten.

Thorn blieb nahe der Schwelle stehen und sagte ziemlich sanften Tones: „Natürlich kann meine Frau nicht hier gewesen sein, nachdem hier abgesperrt und der Schlüssel oben war.“

„Natürlich hat unsere gnädige Frau keinen Fuß hereingesetzt, wiewohl ich tüchtig gelüftet habe,“ sagte die Beschließerin. Da fuhr Thorn herum.

„Was soll das heißen?“ fragte er zornig. Die alte Frau schaute ihn verwundert an — sie begriff erst nach und nach, daß er ihren Worten einen Sinn beigelegt habe, den *sie* ihnen nicht hatte geben wollen.

Sie entschuldigte sich also.

„Frau Wehrmann gebrauchte ein Parfüm, welches unserer gnädigen Frau widerwärtig war — deshalb sprach ich von der Lüftung dieser Räume; übrigens,“ fuhr sie trockenen Tones und ihm furchtlos in die Augen schauend, fort: „übrigens hätte Ihre Frau Gemahlin auch ohne *diesen* Grund es späterhin vermieden, diese Zimmer zu betreten.“

Thorn setzte die Zähne in die Unterlippe. Er erwiderte der kühnen Entgegnung der wackeren Rosi indessen nichts, sondern drehte ihr nur den Rücken zu und ging aus dem Zimmer.

Bitter lächelnd folgte ihm die Beschließerin, — sperrte wieder ab und steckte die Schlüssel zornig in ihre Tasche.

Thorn ging rasch vor ihr und Wehli her. Er wandte sich jetzt zum linken Flügel des Hauses.

Daselbst befand sich, wie schon gesagt, auch ein Gang, und auch in ihn mündeten fünf Thüren. Seine, sowie des rechtsseitigen Ganges Lichtquelle bildet eine hohe, breite Glasthüre.

Diejenige des rechtsseitigen Ganges führte in den großen Speisesaal, die des linksseitigen Ganges mündete ins Freie.

Sie lag gegen den Wirtschaftshof hin.

Auch in diesen Gang mündeten noch vier andere Thüren: diejenige der Küche und diejenige der Vorratskammer einerseits, anderseits die Thüren von Wehlis und Frau Rosis Zimmern.

Die Köchin, Frau Cenzi, und das Küchenmädchen schliefen in einer Kammer des ersten Stockes. Cenzi, zuweilen von der Gicht geplagt, fürchtete sich davor, zu ebener Erde zu schlafen, und ihre junge Helferin fürchtete sich überhaupt, diese wäre am liebsten immer auf jemands Rockfalte gesessen. So teilte sie denn gern Cenzis Schlafkammer mit deren eigentlichen Inhaberin.

Thilde schlief für gewöhnlich gerade über ihnen in dem Eckstübchen des zweiten Stockwerkes. Heute freilich, wie die vorhergehende Nacht war sie in Lieschens Zimmer einquartiert, denn das arme Kind schlief so unruhig, daß man nicht wagte, es allein zu lassen.

An der Mündung des linksseitigen Ganges angekommen, hielt Thorn still. Es war ihm wohl eingefallen, daß hier, im am dichtesten bewohnten Teil des Hauses, eine vorhanden gewesene Spur der Verschwundenen längst aufgefunden, und wenn nicht entdeckt, längst verwischt sein mußte.

Thorn ging wieder die Stiege hinauf. Er wandte sich jetzt zu den Zimmern seiner Frau. Rosi ging traurig hinter ihm her, Wehli hatte er gebeten, Stemmeisen zu

requirieren. Dieser kam ihnen mit etlichen Exemplaren solchen Werkzeuges bald nach.

Thorn betrat festen Schrittes Cäciliens Wohnzimmer. Er sah sehr entschlossen aus.

Auf seinen Wink hin folgten die beiden ihm sogleich in Frau Cäciliens Schlafgemach. Es enthielt auch die Garderobekästen der Verschwundenen. Sie waren nicht sehr umfangreich, diese Garderobekästen einer reichen, hübschen, jungen Frau.

Mit Rücksicht auf das nebenan schlafende Kind ging Wehli recht behutsam daran, den ihm von der Beschließerin bezeichneten Schrank zu erbrechen.

Er stellte sich übrigens ziemlich ungeschickt dabei an, man merkte sofort, daß er in dieser Beschäftigung keine Uebung hatte.

Endlich aber saß das Stemmeisen doch an richtiger Stelle; es krachte ein wenig, und der Kasten war offen.

Einige Mäntel und sonstige Umhüllungen waren sichtbar geworden; über ihnen, auf einem Bord, befanden sich die Hutkartons. Es waren ihrer vier.

Frau Rosi öffnete rasch einen nach dem anderen und that einen Blick hinein.

„Alles ist da,“ seufzte sie.

Dann überblickte sie die Oberkleider, die da hingen und that wieder einen tiefen Atemzug.

„Auch hier fehlt nichts,“ sagte sie und setzte hinzu: „Und von Sonntag auf Montag war ein sehr rauhes Wetter, da hätte keiner ohne Ueberkleider das Haus verlassen können.“

Thorn starrte eine Weile in das Innere des Kastens, dann fuhr er sich über die Stirne und befahl: „Bei den Kleidern muß auch noch nachgesehen werden. Was trug Ihre Gebieterin, als Sie sie zum letzten Male sahen?“

„Einen malvenfarbenen Schlafrock," antwortete die Beschließerin und bezeichnete Wehli den Schrank, der die Kleider Frau Cäciliens enthielt.

Auch er war bald geöffnet.

Es fehlte darin nichts als der malvenfarbige Schlafrock.

Thorn ging schweigend aus dem Zimmer. In dem nächsten Raume hielt er an.

Die beiden waren ihm, nachdem Wehli die Thüren der Schränke wieder zugedrückt hatte, gefolgt.

Frau Rosi hatte, in richtiger Erkenntnis der herrschenden Umstände, die Lampe auf dem Schreibtische niedergesetzt. Hier, so dachte sie ganz richtig, würde ihr Herr wohl Nachschau halten wollen.

Es war thatsächlich so.

Thorn sah Wehli an, dann deutete er auf den Schreibtisch.

Seit die Kleiderschau erwiesen hatte, daß Frau Cäcilie ganz bestimmt nicht verreist war, ja daß sie das Haus überhaupt nicht verlassen hatte, war Thorn noch mehr verstört als früher.

Wehli war nun auch hier mit seinem Werk zustande gekommen. Die drei Laden des Schreibtisches standen offen.

Thorn schaute seinen Schreiber eine Weile wie geistesabwesend an — dann sagte er mit heiserer Stimme: „Ich will allein sein."

Er zog sich darnach den Lehnsessel, der neben dem Sekretär stand, näher und ließ sich davor nieder.

Wehli und die Beschließerin hatten das Zimmer verlassen. Sie warteten im Korridor draußen auf die weiteren Befehle ihres Herrn.

Dieser aber dachte jetzt nicht an Befehle, er dachte überhaupt an nichts Bestimmtes — seine Gedanken irrten zwischen der Gegenwart und Vergangenheit hin und her. Was immer aber er auch dachte, er sah dabei wie ein Schuldiger aus.

Jetzt fielen seine scheuen Blicke auf den mit hübschen Kleinigkeiten schier überladenen Bord des zierlichen Schreibtisches.

Im hellen Lampenlichte war alles ganz deutlich zu sehen. Es waren sehr kostbare Dinge darunter; sie stammten aus den ersten Ehejahren Frau Cäciliens her, aus jenen Zeiten, in denen ihr Mann noch so sehr verliebt in sie war, in denen er sie mit Zärtlichkeiten und Geschenken überschüttete.

Mitten unter den reizenden Nippes stand eine kleine Bronze-Büste Schillers. Sie war sehr hübsch ausgeführt, stand aber, sowohl was Kunst- als was Materialwert anbelangt, weit hinter den anderen Zierden dieses Schreibtisches zurück. Und dennoch nahm sie darauf den Ehrenplatz ein, stand isoliert da und fiel eben deshalb auf. Die anderen Sächelchen hatten zurückweichen müssen, waren zusammengedrängt worden, damit sie so allein dastehen konnte.

So war sie vielleicht schon lange gestanden, Thorn war es niemals aufgefallen — heute, jetzt fiel es ihm auf —, er nahm die Büste in die Hand; er betrachtete sie und stellte sie wieder hin. Er konnte sich's wohl denken, wer diese Cäcilien geschenkt hatte. Natürlich Fellner, der ja immer als Dritter in seinem Hause gelebt!

Auf dem Schreibtische lagen etliche Papiere. Eine noch nicht saldierte Schneiderrechnung, Notizzettel, den Haushalt betreffend, ein Zeichenheft, darin Lieschen ihre Kunst gezeigt hatte, und einige leere Blätter. Thorn zog die oberste der Laden auf. Es herrschte peinliche Ordnung darin. Gefüllte Briefpapier-Kassetten, Schreibpapier verschiedener Sorten. Federschächtelchen und sonstige Schreibutensilien fanden sich hier in Menge vor.

Diese Vorräte interessierten Thorn natürlich nicht. Er zog die zweite Lade auf. — Sie enthielt einige Bündel

sichtlich schon recht alter Briefe. Thorn schob auch diese Lade wieder zu.

Diese nett verpackten Briefe standen mit dem Verschwinden Cäciliens gewiß in keinem Zusammenhange.

Die dritte Lade enthielt schon mehr Aktuelles. Auf einem ganzen Stoß bereits ausgefüllter Wirtschaftsbücher lag Cäciliens Schreibmappe. Thorn legte sie vor sich hin und schlug sie zögernd auf.

Es lag ein Briefblatt zwischen den Löschblättern. Auf diesem Blatte war bereits geschrieben worden.

„Liebe Käthe," stand darauf „Wie bedaure ich Dich, weil Dein Fritzchen wieder erkrankt ist — aber habe doch nicht so große Sorge, an Masern stirbt man nicht so leicht — — —"

Weiter war der Brief nicht gediehen. Er trug das Datum: „Althaus, Sonntag, den 19. 10." Dabei lag ein an Cäciliens Schwester adressiertes Couvert.

Thorn legte den Brief zur Seite. Er dachte flüchtig daran, daß der Brief, den seine Frau am Donnerstag oder am Freitag eigenhändig dem Postboten übergeben hatte, nicht an ihre Schwester gerichtet war — da ja das für diese bestimmte Schreiben sich noch in Cäciliens Mappe befand.

Er fragte sich auch flüchtig, wem wohl jener Brief bestimmt gewesen — aber seine Gedanken blieben nicht bei diesem Punkte, die wurden von etwas davon abgelenkt.

Unter dem einen Briefblatte lag ein zweites. Darauf standen zwei Zeilengruppen. Es waren Aphorismen. Sie beschäftigten sich beide mit dem Sterben.

Vermutlich hatte Cäcilie ihren Brief unterbrochen, um diese Gedanken niederzuschreiben, deren Ausgangspunkt ja in ihm vorhanden war.

Der erste allerdings nicht sehr originelle Aphorismus lautete:

„Das Leben ist oft so reizlos, daß sogar der Tod daneben anziehend ist.“

Der andere war ein noch gar nicht gefeiltes Gedicht. Es hieß:

Jeder Sarg erregt den Wunsch in mir, darin zu liegen.
Jede Welle rät mir freundlich, mich ganz still in sie zu schmiegen.
Jeder Abgrund fordert gähnend auf, seine Tiefe zu ermessen.
Jede Stunde, die vorbeischleicht, raunt: „Vergessen, nur vergessen!“

Mit diesen beiden so trüben Gedanken hatte Cäcilie den Sonntag vermutlich beschlossen.

Den Sonntag, ja, und wohl auch ihr Leben, das wohl auch so reizlos für sie war, daß der Tod ihr daneben anziehend geschienen hatte.

Mit stierem Blick starrte Thorn lange auf diese Zeilen, dann legte er das Blatt auf den Tisch und schob die Mappe wieder in die Lade, die er zustieß. Dachte er daran, daß seine Frau einer der Aufforderungen, welche in dem Gedichtchen angeführt waren, entsprochen hatte? Jedenfalls war er sehr bleich, als er das Blatt hingelegt hatte. Und noch einmal erhob er die Hand.

Auf dem Bord des Sekretärs befand sich auch ein Briefbeschwerer. Er hatte die Form einer Hand. Sie sah ein bißchen unheimlich aus, diese wunderschön geformte Hand, denn sie war aus dunkler Bronze und aus einem ihrer Finger schien ein Blutstropfen zu quillen. Dort war ein dunkelroter Edelstein in das Metall eingelassen.

Diese Hand legte Thorn auf das weiße Blatt, dann erhob er sich.

Er hatte eine wunderschöne, kraftvolle Gestalt, jetzt aber war es, als ob alle Strammheit daraus gewichen — als ob etwas in diesem prächtigen Leibe zerbrochen sei.

Die Reue und das Schuldbewußtsein, die haben eben starke Hände — die brechen auch den Trotzigsten oder sie beugen ihn wenigstens.

Thorn rief Rosi herbei. „Wir gehen jetzt zu mir hinüber," sagte er.

Wie elend er aussah! — Wie klanglos seine Stimme war! Er ging rasch, sehr rasch vor den zweien her. Vielleicht hatte er das Bedürfnis, ein wenig allein zu sein. So dachten Wehli und die alte Frau, dennoch getrauten sie sich nicht, ganz zurück zu bleiben, so gingen sie ihm denn langsam nach.

Als sie in das Zimmer traten, darin er verschwunden war — es war sein Schlafzimmer, — richtete er sich soeben auf und legte die Hände auf den Rücken.

Dieses jähe Sichaufrichten, diese Bewegung mit den Händen, wie gezwungen beides aussah! Er stand noch immer mit dem Rücken ihnen zugewendet vor dem Ofen, in welchem man auch Feuer gemacht hatte.

Ganz dicht vor dem Ofen stand er.

Dessen Thürchen war geöffnet, und auch das Messinggitter, welches dahinter angebracht war, stand offen.

Es befand sich nur mehr Glut in dem Ofen, eine noch ziemlich starke Glut.

Von deren dunkler Röte hob sich ein heller Lichtschein ab.

Es verbrannte irgend etwas auf dieser noch kräftigen Glut. Dieses Etwas mußte ein Papier sein.

Eben jetzt krümmt es sich zusammen und knistert noch ein wenig; der weißliche Schein erlischt, und das so eilig und heimlich Verbrannte fällt in sich zusammen.

Wehli schüttelt abermals den Kopf.

Die Beschließerin schaut verwundert auf Thorn, der sich ihnen jetzt langsam zuwendet. Der Lampenschein liegt voll auf seinem Gesichte.

Auf diesem Gesichte spiegelt sich Verlegenheit. — „Es ist gut, daß Sie auch hier heizen ließen," sagte Thorn, „es ist so kalt."

Seine Stimme vibriert.

Der ganze Mann macht den Eindruck der Unsicherheit.

„Jetzt bleibt uns nur noch übrig, in die Bibliothek zu gehen und — ins Klavierzimmer,“ sagt er hastig. Frau Rosi entgegnet darauf trocken: „Ich kann es mir wirklich nicht vorstellen, gnädiger Herr, weshalb Sie sich diese Qual anthun. Natürlich finden Sie da drüben nicht die geringste Spur von unserer lieben, armen Herrin.“

„Und oben — ist denn oben jeder Raum untersucht worden?“ fragt Thorn.

„Er ist sehr hartnäckig,“ denkt Wehli.

„In diesem Manne ist nicht ein bißchen Ueberlegung mehr,“ denkt die Haushälterin.

Laut sagt sie: „Wir haben doch keine Schlüssel zu den Zimmern des zweiten Stockes. Ich wüßte sie auch gar nicht zu finden.“

Thorn hat darauf nichts zu erwidern. Er zieht jedoch einen kleinen Schlüsselbund aus der Tasche und faßt ein winziges Schlüsselchen an, dieses drückt er Wehli zwischen die Finger, wobei er sagt: „Er sperrt die Kassette, welche in der untersten Lade meines Schreibtisches steht. Darin finden Sie die Schlüssel zu den oberen Zimmern.“

„Wie kindisch trotzig dieser große Mensch ist,“ denkt Wehli und geht, um die Schlüssel zu holen.

Indessen sagt Thorn verweisend zur Beschließerin: „Sie denken wohl auch jetzt noch nicht daran, daß von Lieschens Zimmer eine Wendeltreppe nach oben führt.“

„Wahrhaftig, gnädiger Herr, daran haben weder ich, noch ein anderer im Hause während dieser ganzen traurigen Zeit gedacht. Sie ist jüngst jedoch gewiß nicht benutzt worden; sie ist doch hinter der Tapetenwand, und deren Thüre ist ja verklebt. Die gnädige Frau ordnete dies an, weil es ihr ein unangenehmer Gedanke war, daß

es da eine Verbindung mit den nie benutzten oberen Zimmern gab."

„Vielleicht sind sie doch in jüngster Zeit betreten worden," entgegnete Thorn. „Jedenfalls müssen wir hineingehen, Lieschen aber dürfen wir nicht wecken. Nun — da sind ja schon die Schlüssel, und so können wir von außen zu diesen Zimmern."

Jetzt kam das, was er begehrte, den beiden natürlich nicht mehr seltsam vor, jetzt machten sie sich einfach Vorwürfe darüber, daß sie an die von ihm angedeutete Möglichkeit gar nicht gedacht hatten.

Eine Minute später befanden sie sich im Korridore des zweiten Stockwerkes.

Frau Rosi war mit der Lampe vorangegangen. Hier oben hauste ja niemand — hier wurde also nicht beleuchtet.

Thilde, welche bis zu Frau Cäciliens Verschwinden in dem Eckstübchen des linken Flügels geschlafen, und zwar sehr ungern geschlafen hatte, war immer mit einer brennenden Kerze hinaufgegangen. Aber auch sie schlief schon seit zwei Nächten nicht mehr hier oben. Sie verbrachte diese zwei Nächte im Zimmer des nervös gewordenen Kindes.

Es wohnte also jetzt gar niemand hier oben. In zweien der Zimmer — Thildens Schlafkammer stieß daran — war überhaupt seit nahezu zehn Jahren niemand mehr gewesen.

Ein unangenehmes, mit peinlichen Erinnerungen verbundenes Ereignis, welches dem Tode von Gerhart Thorns Vater gefolgt war, hielt den jetzigen Gutseigentümer davon ab, diese zwei Räume zu betreten. Und da er die Schlüssel dazu stets verwahrt hielt, kam auch keiner seiner Hausgenossen jemals in diese verfehmten Räume.

Ihnen gegenüber lagen diejenigen Zimmer, welche mit Frau Cäciliens Wohnräumen durch die maskierte Wendel-

treppe verbunden waren. In der nächstgelegenen Thüre knarrte jetzt der Schlüssel, welchen Thorn rasch umdrehte. Die Thüre ging knarrend auf.

Den dreien schlug eine dumpfe, beengende Luft entgegen.

Thorn trat noch vor der Beschließerin hinein. Sie mußte ihm folgen.

Sie that es ungern — denn nun erwartete sie wirklich, daß die, nach welcher man schon so lang und bang gesucht, hier gefunden werden würde. Die Augen der drei Forschenden spähten in dem großen Raum umher, welcher vor wenigen Jahren noch ein vielbenütztes Gastzimmer gewesen und aus welchem mit den Menschen auch die Behaglichkeit entwichen war.

Thorn, der so viel auswärts lebte, und Frau Cäcilie, die fast nur daheim zu finden war — die hatten beide kein Bedürfnis mehr, so wie einst, das Haus voll Gäste zu haben. Er fand ja seine Zerstreuung auswärts, und sie suchte längst keine mehr.

So waren denn die Gasträume auf Althaus verödet. Wie es sich sogleich zeigte, war Frau Cäcilie nicht hier. Die Tapetenthür, welche zur Wendeltreppe führte, war von innen her wohlverschlossen. Auch im zweiten Zimmer konnte deshalb die Gesuchte nicht sein.

Die drei verließen die beiden Gemächer mit dem Bewußtsein, daß die Vermißte also doch nicht im Hause sei.

Oder dachten nur zwei von ihnen so?

Wehli gab der Beschließerin einen Wink mit den Augen.

Daraufhin schaute auch sie verstohlen auf Thorn, der, nachdem er die Gaststuben abgeschlossen hatte, unschlüssig stehen blieb.

Frau Rosis Augen aber glitten schon wieder weiter.

Der Korridor dieses Stockwerkes hatte ziemlich dunkle Terrazzofließen, wie dies bei vielen Bauten aus jener Zeit vorzukommen pflegt. Waren doch damals welsche Baumeister sehr gesucht gewesen. Sie hatten die kühlen Fußböden ihrer Heimat überall eingeführt, wo man solcher Neuerung hold war.

Auch zu Althaus fand man etliche Gelasse und alle Verbindungsräume mit Terrazofußböden hergestellt.

Hier oben bestand das launige Mosaik aus rotem Toliser Marmor und aus dem schwärzlichen Marmor, den man an verschiedenen Stellen in Salzburg bricht.

Von diesem dunklen Kunterbunt hob sich ein helles Fleckchen ab; ein ziemlich kleines Fleckchen, kaum größer als eine Hand.

Es war das abgerissene Stück von einer Zeitung.

Die alte Frau ärgerte sich schon wieder über Thilde. Die ließ doch überall Spuren ihres Mangels an Ordnungssinn zurück.

Natürlich hatte ja Thilde, die der Weg zu ihrer Schlafkammer hier vorbeigeführt hatte, dieses Zeitungsabschnitzel fallen lassen und nicht wieder aufgehoben. Frau Rosi bückte sich nach dem Papierstückchen, welches dicht neben der einen der Thüren zu Boden geflattert war, neben die Thüre der Stube — welche zur Wohnung von Gerhart Thorns Vater gehört hatte. Unwillkürlich folgten die Blicke der beiden Männer den Bewegungen der Wirtschafterin. Diese hatte jetzt das Papierstück angefaßt und hob es rasch auf. Aber sie behielt nur einen Teil davon in Händen.

Das Papier war durchgerissen.

Es war zwischen Thür und Schwelle eingeklemmt gewesen.

Die Frau schaute höchlich verwundert auf. Ihre Blicke trafen in diejenigen der Männer, und sie las auch in diesen hohe Verwunderung und — Schrecken.

Thorn trat langsam näher.

Seine Finger suchten nach einem bestimmten Schlüssel aus der Zahl derer, welche an dem stählernen Ringe hingen.

Er hatte ihn schon gefunden — er drehte ihn schon im Schlosse, wiewohl seine Hände bebten, wiewohl es wie ein Flor vor seinen Augen lag.

„Unbegreiflich ist es," sagte er dabei so laut, daß es an den kahlen Wänden des Ganges nachhallte. „Es giebt nur diesen einen Schlüssel und doch — doch hat sich diese Thür für irgend jemanden aufgethan — das Zeitungsstück beweist es."

Leise knarrend wich die Thür zurück. Wieder trat Thorn zuerst in den Raum, wieder folgten ihm — banger noch — als früher, die anderen. Seltsam — in diesem Zimmer, das seit mehr denn zehn Jahren niemand von den Bewohnern des Hauses betreten hatte, war die Luft kühl und rein.

Das Zimmer, ein dunkel getäfelter, mit Möbeln fast überfüllter Raum, war leer.

Ueberall lag dichter, weißlicher Staub, und zahlreich flogen die Motten, welche hier so lange ein ungestörtes Dasein geführt hatten, um die Lampe, welche Frau Rosi hoch empor hielt und welche trotzdem nur wenig Helligkeit erzeugte. Oder es wurde vielmehr ihr freundliches Licht von der seltsam düsteren, schwarzen Täfelung der Wände fast ganz verschlungen.

Aber nicht nur die Motten umspielten die Lampe; es umlächelte sie auch ein leiser Lufthauch.

Ihre Flamme war unruhig. Schier wie suchend bewegte sie sich hin und her.

„Dort drinnen muß ein Fenster offen sein," sagte Wehli mit matt tönender Stimme.

Verschlang die hier herrschende Düsterkeit denn auch die Töne?

Frau Rosi konnte die Lampe nicht mehr halten. Ihre Hände zitterten zu heftig.

Plötzlich sehr schwerfällig geworden, ging sie zu dem nächsten Tisch und stellte die Lampe darauf, dann mußte sie sich setzen. Als sie auf den Polstersessel niedersank, stiebte eine Staubwolke rings um sie auf. Sie achtete nicht darauf — sie schaute mit weitgeöffneten Augen nach der Thür des zweiten Zimmers, welche einen Spalt zeigte. Durch diesen Spalt her wehte der kühle Luftzug.

Wehli ging jetzt langsam durch das Zimmer. Er ging auf die Thüre zu.

Thorn regte sich nicht. Er hatte die eine Hand auf die Brust gepreßt, die andere umklammerte die Lehne eines Polsterstuhles. Jetzt war Wehli bei der Thür angekommen, jetzt stieß er sie zurück.

Dann stand er still — aber auch seine Hand suchte eine Stütze.

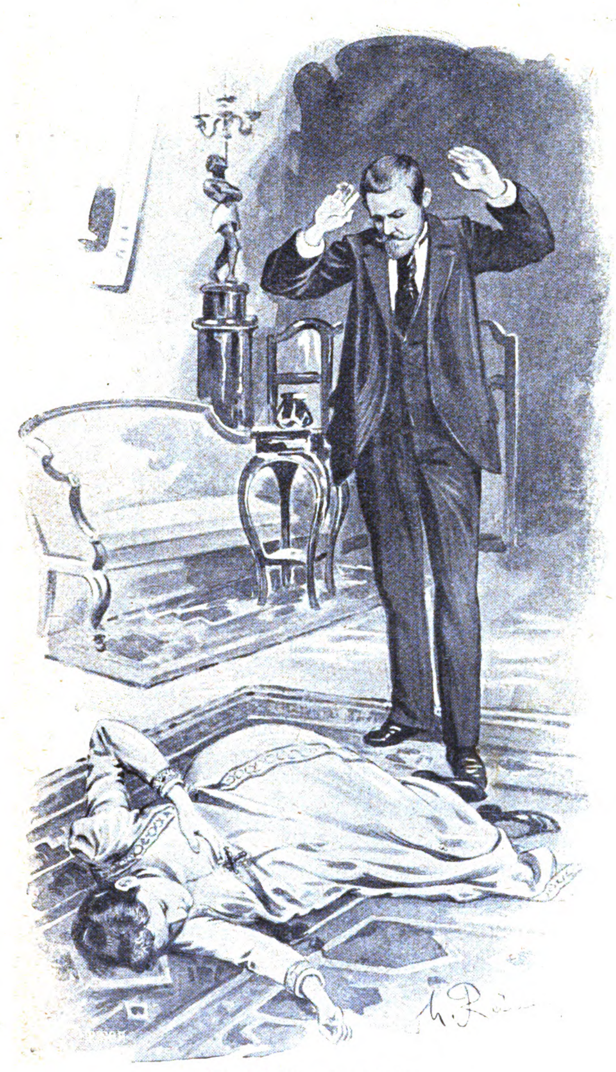
Was war denn zu sehen, das ihn, den starken, noch jungen Menschen so sehr erschüttert, daß ihm darob der letzte Tropfen Blutes aus den Wangen wich?

Was war denn zu sehen, das die alte Haushälterin einen wilden Schrei auszustoßen zwang? das dem Manne, der neben ihr stand, ein qualvolles Stöhnen erpreßte?

Ein dunkler Teppich war zu sehen, über welchen lustige Motten ihren schier rhythmischen Tanz aufführten und auf dem eine schlanke, dunkelhaarige Frau lag.

Wie im Schlafe lag sie da — nur daß ihre Augen weit offen standen und keinen Ausdruck mehr besaßen oder eben nur den Ausdruck der Augen aller, die schon die Ewigkeit sehen.

In hübschem Faltenwurf hatte sich das malvenfarbige Hauskleid um die schöne Gestalt gelegt; die Spitze



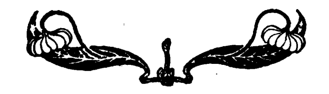
Frau Cäcilie war gefunden.

eines schwarzen Lackschuhes streckte sich unter dem hellen Saum hervor.

Frau Cäcilie war gefunden.

Ihr Mann starrte, grau=bleich im Gesichte, auf die Tote, welche, mit nie mehr zu erschütternder Ruhe im Antlitz auf dem dunklen Teppich liegt, die Brust von einem Dolche durchbohrt.

(Fortsetzung folgt.)





Aus dem Staatsleben der Insekten.

Von Dr. **Friedrich Knauer.**

Mit zahlreichen Abbildungen.

(Nachdruck verboten.)



I. Wespennest.

Dem oberflächlichen Beobachter mag manche Tiervereinigung als dauerndes gesellschaftliches Zusammenleben erscheinen, während sie in Wirklichkeit nur zufälliges, vorübergehendes Zusammentreffen ist. Wenn sich in Jahren überreicher Vermehrung die Lemminge des Nordens zu Hunderttausenden zusammenrotten und auswandern, wenn alljährlich die Störche, die Schwalben und andere Zugvögel sich in Scharen zusammenthun und südwärts ziehen, wenn in vielen Millionen dichtgedrängt die Heringe ihren Laichplätzen zuwandern, wenn von Zeit zu Zeit die Wanderheuschrecken, zu sonneverdunkelnden Haufen vereinigt, die grünen Gefilde heimsuchen, so sind dies nicht Massenaufgebote gesellig lebender Tiere, sondern zufällige, vorübergehende Ansammlungen gleichartiger Tiere, die gleiche Ursachen gleichem Ziele zutreiben. Die große Mehrzahl der Säugetiere und Vögel und auch der anderen Tiere lebt einzeln, und nur zur Fortpflanzungszeit leben Tiere der einen und anderen Art auf längere oder kürzere Zeit

paarweise oder zu mehreren beisammen. Verlassen dann, wie dies bei vielen Affen, Robben, Pferden, Horn- und Geweihtieren der Fall ist, die Jungen die Eltern nicht, so kommt es zu größeren Familienvereinigungen, zum Leben dieser oder jener Tierart in kleineren oder größeren Rudeln, in ganzen Herden. Solche Trupps und Herden stehen dann unter Führung und Leitung eines oder mehrerer älterer Tiere, die oft sehr strenge Zucht zu halten wissen. Aber auf gemeinsamem Zusammenwirken aufgebaute Tiergesellschaften sind diese Familienvereinigungen nicht. Auch die heute wohl schon recht selten gewordenen Bibersiedlungen, in welchen mehrere Biberfamilien gemeinsam hausen und an der Herstellung der Schutzdämme gemeinschaftlich arbeiten, dann die bekannten Siedlungen geselliger Webervögel, die Nest an Nest nebeneinander wohnen, sind nicht Beispiele gemeinschaftlicher Vereinigungen, die in gemeinsamer Nahrungssuche, gemeinschaftlicher Brutpflege, rationeller Arbeitsteilung einigermaßen dem sozialen Leben des Menschen nahe kommen.

Solche Vereinigungen, gewissermaßen Staaten, finden wir eigentlich nur bei den geselligen Hummeln, Wespen, Bienen, Ameisen und Termiten.

Bei den Hummeln und Wespen liegen in dieser Richtung die Verhältnisse am einfachsten. Die plumpen Hummeln bilden ganz kleine Gesellschaften. Ihre Nester errichten sie sich in Erdlöchern. Ein einziges, befruchtetes Weibchen ist die Begründerin einer solchen Hummelkolonie. Ohne Zellen zu bauen, legt das Weibchen die Eier neben Klümpchen aus Bienenbrot und Honig, die junge Larve frißt sich in den Klumpen ein, der von außen immer größer wird, weil immer neue Klümpchen Honigbrot aufgetragen werden. Ehe sie sich verpuppt, spinnt die Larve eine eiförmige, glasartige Hülle um sich herum (s. Abb. II). Diese Kokons werden nach dem Auskriechen der Larven zuweilen als Vorratstöpfe für



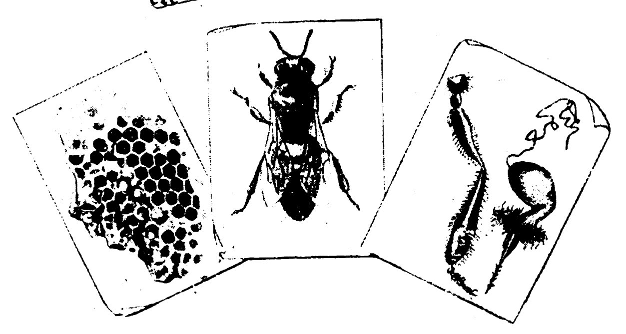
II. Teilweise aufgedecktes Hummelnest mit Kokons.

die eingeschleppte Nahrung benutzt. Gegen Ende des Sommers ist die Hummelbevölkerung eines solchen Nestes auf einige große Weibchen, einige kleinere Weibchen, die nur Drohneneier legen, und eine Anzahl Arbeiterinnen und Männchen angewachsen. Daß auch die großen Weibchen als Einsammlerinnen von Honig und Blütenstaub thätig sind, geht daraus hervor, daß auch sie an den breiten Hinterschienen die bekannten „Körbchen" zeigen. Solch' ein kleiner Hummelstaat ist aber von kurzer Dauer. Ehe der Winter ins Land gerückt ist, sind alle die Insassen bis auf die befruchteten großen Weibchen zu Grunde gegangen; nur diese letzteren überwintern und begründen im nächsten Frühjahre neue Kolonieen.

Auch das Wespenheim verdankt seine Anlage im Frühjahre der Thätigkeit eines überwinterten Weibchens. Erst später helfen die mittlerweile ausgeschlüpften Arbeiterinnen, verkümmerte Weibchen, mit bei der Vergrößerung des Baues und der Aufzucht der Brut. Männchen und Weibchen erscheinen dann erst im Spätsommer. Das Wespenhaus (siehe Initiale) ist schon ein viel künstlicherer Bau als das Hummelnest. Eine oder mehrere, oft durch kurze Pfeiler verbundene Waben zeigen eine Anzahl sechseckiger, prismatischer, auf der einen Seite geschlossener, nach unten offener, enge aneinander gereihter Zellenröhren. Das ganze Nest ist in der Regel von einer mehr oder weniger festen Hülle umgeben und aus feingekauter, papierähnlicher Holz- oder Rindenmasse hergestellt. Auch eine Wespensiedlung erfreut sich nur kurzen Lebens. Im Spätherbste ist bis auf die jungen, befruchteten Weibchen die ganze Kolonie ausgestorben. Jedes der überwinternden Weibchen gründet dann im nächsten Frühjahre eine neue Kolonie.

Mit einem weit geordneteren, volksreicheren und, weil immer sich verjüngenden, gewissermaßen dauernden Staate haben wir es bei den Bienen zu thun. Der Bienenstaat

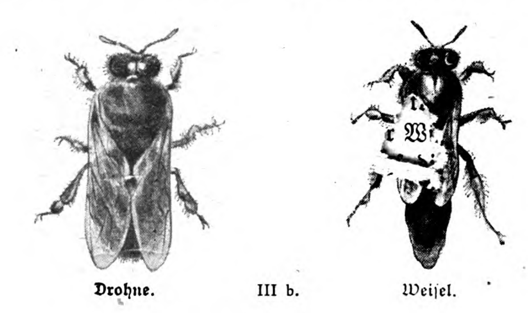
ist eine ausgesprochene Monarchie. Eine einzige Königin steht an der Spitze des Bienenvolkes. Sie ist der Kristallisationspunkt, um den sich der ganze Bienenstaat aufbaut. Die 20000—30000 Bürger eines solchen Bienenreiches setzen sich aus drei Ständen, einer Königin, 200—300 Männchen oder Drohnen und den Arbeiterinnen zusammen. Schon äußerlich kann man sie voneinander unterscheiden, die große Königin mit dem viel längeren Hinterleib, die breitleibigen Männchen mit den großen, zusammenstoßenden



III a. Bienenzellen mit großen Weiselzellen am Rande; Arbeiterin; Fuß, Giftdrüse und Stachel derselben.

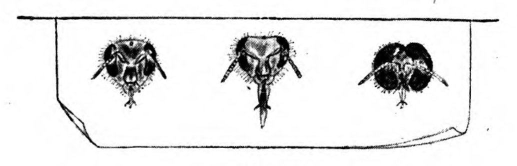
Augen, die kleinen Arbeiterinnen mit den Attributen ihrer Arbeitsamkeit, den Körbchen und Bürstchen an den Hinterschienen der Füße. Alle Arbeit im Bienenstaate fällt den Arbeiterinnen zu. Sie bauen aus Wachs, das von Hautdrüsen des Hinterleibes abgesondert wird, die senkrecht stehenden Waben, welche aus zwei Lagen sechseckiger, wagerechter, an einem Ende geschlossener Zellen bestehen (s. Abb. III a b c); sie tragen im Kropfe Honig, in den Körbchen Blütenstaub nach Hause und lagern die Vorräte in den Zellen ab; sie füttern die in auffallend großen, eichelförmigen, meist an den Wabenrändern hängenden Zellen, den sogenannten Weiselwiegen, zur Welt kommenden künftigen Königinnen

mit reinem Honig, die Drohnen- und Arbeiterinnenlarven anfangs auch mit reinem Honig, später mit Bienenbrot; sie sind es auch, welche, wenn eine junge Königin sich angemeldet hat und die Kolonie zu einer Neugründung volk-



Drohne. III b. Weisel.

reich genug ist, die alte Königin an der Zerstörung der Weiselwiegen hindern und sie zum Ausschwärmen drängen. Die ganze schöne Jahreszeit giebt es im Bienenhause vollauf zu thun. Meldet sich dann die kalte Witterung an, dann zieht sich die Königin mit einigen Tausend Arbeiterinnen



III c.
Kopf des Weisels, der Arbeiterin, der Drohne.

in die Mitte des Stockes zurück und verharren ruhig bis zum Frühjahrsbeginn. Die Drohnen, denen die Arbeiterinnen schon früher den Zutritt zu den Nahrungsvorräten verwehrt haben, sind schon vor Eintritt der kalten Jahreszeit halbtot aus dem Stocke gebracht worden.

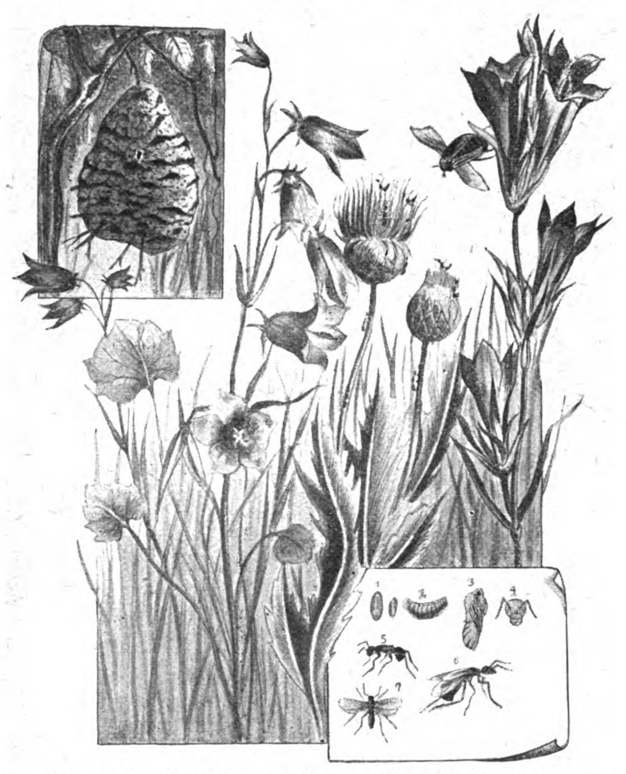
Mit weit größerem Rechte verdient aber eine Ameisenkolonie als Tierstaat bezeichnet zu werden. Einmal ist die Bevölkerung einer großen Ameisensiedelung weit zahlreicher; sie kann nach Hunderttausenden zählen. Dann leben die Arbeiterinnen des Ameisenstaates weit länger, als die Arbeitsbienen; sie können mehrere Jahre alt werden, während die Arbeitsbienen nur einige Wochen, höchstens einige Monate alt werden. Im Ameisenstaate ist nicht die Königin der Mittelpunkt der ganzen Vereinigung, die ja immer mehrere Königinnen besitzt. Die Ameisenarbeiterinnen sind daher viel selbständiger, der Ameisenstaat ist eine wahre Republik. Auch hier giebt es die drei Stände: Weibchen, Männchen und Arbeiterinnen, Männchen und Weibchen geflügelt, die Arbeiterinnen, verkümmerte Weibchen, ungeflügelt. Bei vielen Ameisen tritt noch ein vierter Stand hinzu, indem sich kleinere, eigentliche Arbeiterinnen und Soldaten mit großem Kopf und starken Kiefern unterscheiden lassen. Im Ameisenstaate kommt es auch zu vollendeter Arbeitsteilung. Den Arbeiterinnen obliegt die Instandhaltung des Hauses, die Abwehr der Feinde, die Herbeischaffung der Nahrung, die Pflege und Aufzucht der Brut. In alle diese Arbeiten teilen sich die Arbeiterinnen getreulich, emsig und eines Sinnes. Sie fühlen sich als zusammengehörig. Der charakteristische Nestgeruch läßt alle die Hunderttausende eines Ameisenstaates als einander zugehörig erscheinen. Mit der geheimnisvollen Fühlersprache scheinen sie sich, so unaufgeklärt diese Zwiesprache auch noch immer ist, miteinander zu verständigen, Aufträge weiter zu geben, einander auf drohende Gefahr aufmerksam zu machen, Succurs zu holen. Sie stehen einander bei, unterstützen sich bei schwerer Arbeit. In ausgeprägtestem Reinlichkeitstriebe halten sie sich nicht nur alle die Gänge und Kammern des weit verzweigten Hauses rein und sauber, sondern bürsten und lecken auch sich und die Kameradinnen mit

Kiefern und Zunge rein. Der Fleiß, der Mut der einen regt die andere an. Sie wetteifern im Thun und Schaffen für das Ganze. Tapfer halten sie zusammen, gilt es, Angriffe abzuwehren. Gemeinschaftlich gehen sie auf Ueberfälle und Raubzüge aus.

Was aber den Ameisenstaat weit über staatliche Vereinigungen anderer Tiere erhebt, ist die Aufnahme ganz Fremder in den Staatsverband. Nicht nur, daß Ameisen aus fremden Ameisensiedelungen Eier und Puppen holen und die daraus groß gezogenen Ameisen als sogenannte Sklaven zur Verrichtung häuslicher Arbeiten halten, leben sie mit einer ganzen Reihe fremdartiger Tiere, Käfern, Schmetterlingen, Grillen, Spinnen, Milben rc. in echter Symbiose und betreuen diese sogenannten Ameisengäste und deren Brut auf das sorgsamste.

So ist denn eine Ameisenkolonie eine staatliche Vereinigung zahlreicher Individuen zu gemeinsamem Schutz, gemeinschaftlichem Nahrungserwerb, vereinigter Verteidigung, gemeinsamer Brutpflege, aufgebaut auf der Thätigkeit des Einzelindividuums zum Besten des Ganzen, ohne daß deshalb die Selbständigkeit des Individuums ausgeschlossen wäre. Wie überaus mannigfaltig ist diese Thätigkeit aller, wie vollkommen das gesellige Zusammenwirken aller, wie praktisch die ganze Arbeitsteilung im Ameisenhause! Gemeinsam schaffen sie alle an dem Auf- und Ausbaue und der Erhaltung ihres Heims und schleppen von weit her das erforderliche Baumaterial zu; dieses Heim sehen die Ameisen als ihr allereigenstes Eigentum an, für dessen Verteidigung sie ohne Besinnen und tapfer eintreten; dieses Heim verlassen sie nur, wenn Ueberschwemmungen, Einstürze und andere Katastrophen die Aufgabe der Siedelung erzwingen oder lästige Nachbarschaft den Aufenthalt verleidet; dann kundschaften sie einen günstigeren Siedelungsplatz aus, legen eine neue Kolonie an und übersiedeln dahin

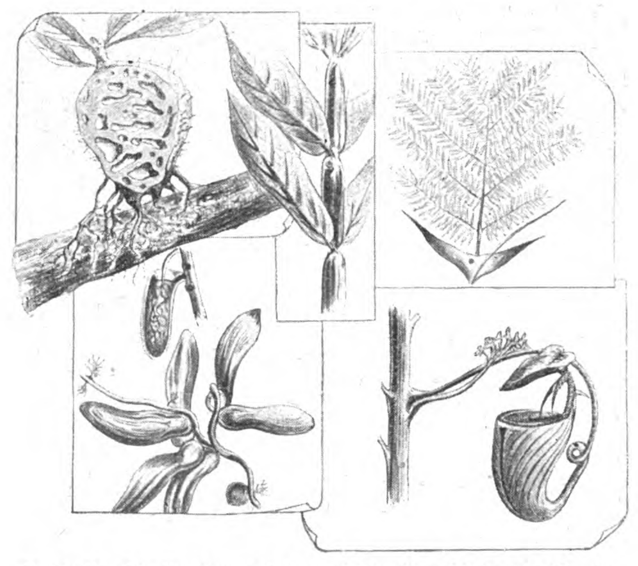
mit Kind und Kegel; selbst ihre Lieblingsgäste vergessen sie nicht. Mit geradezu rührender Geduld und Unverdrossenheit, wie sie nicht ihresgleichen hat, hegen und pflegen



IV. Oben: Hängenest indischer Ameisen. — Mitte: Ameisen wehren einen anfliegenden Blütenkäfer ab. — Unten: Entwickelungsstadien: Ei, Larve, Puppe (1—3); Kopf (4); Stände: Arbeiterin, Weibchen, Männchen (5—7).

sie den jungen Nachwuchs; in sorgsamster und mannigfaltigster Weise sorgen sie für die Ernährung all der Bewohner der Kolonie und erweisen sich nicht nur als emsige

Einsammler verschiedenartigster Kost, Näscher an allem Süßen, Jäger und Räuber, die auf allerlei Insekten Jagd machen und Eier und Puppen aus anderen Siedelungen rauben, sondern auch als Viehzüchter, die Blattläuse in Stallungen hegen, Ackerbauer, die Grassamen einernten (s. Abb. IV), Gärtner, die Pilzzucht treiben, oder treten



V. Exotische Ameisenpflanzen, in deren hohlen Wurzelstöcken, Stacheln oder Stengeln Ameisen hausen.

mit sogenannten Ameisenpflanzen in Symbiose, quartieren sich in deren hohlen Stengeln und Stacheln ein (s. Abb. V), um so passender Wohnung und von ihrer Wirtin dargebotener Nahrung teilhaft zu werden und sich dafür durch Abwehr der Pflanze lästiger Schmarotzer erkenntlich zu zeigen.

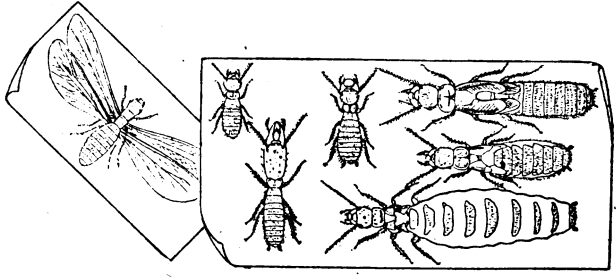
In mancher Hinsicht steht noch über dem Ameisenstaate der Termitenstaat. Hier ist die Zahl der Stände noch

größer. Neben geflügelten Männchen und Weibchen, welche später die Flügel verlieren, scheint es auf der älteren Larvenstufe stehen gebliebene Männchen und Weibchen mit stummelförmigen Flügeln zu geben, welche das Nest nie verlassen und wohl einzuspringen haben, falls von den ausgeflogenen Männchen und Weibchen keine mehr in den Bau zurückgelangen. Dann giebt es flügellose Arbeiter, verkümmerte Männchen und Weibchen, von welchen die großköpfigen Soldaten mit kräftigen Vorderkiefern das Nest gegen Angriffe zu verteidigen haben, die übrigen als eigentliche Arbeiter die Bauarbeiten besorgen (s. Abb. VI a, b und VII). Aber auch, was den



VI a. Termitenbaue in Afrika.

Umfang und die Kompliziertheit ihrer Baue betrifft, stehen die Termiten über den Ameisen. Wenn wir von jenen Arten, welche ihre Nester in Baumstumpfen anlegen, hier verzweigte Gänge und Kammern ausnagen und sie mit einer Kotlage ausfüttern, absehen, legen die Termiten häufig ausgedehnte Röhren in die Erde an oder führen aus Erde und Exkrementen mächtige Hügelbaue auf, welche eine eigene Legekammer für das Weibchen, Bruträume, tiefe Gänge und bedeckte Zufuhrstraßen aufweisen. Die berüchtigte Termes fatalis des heißen Afrika baut solche Erdhügel bis zu 4 m Höhe.



VI b. Von links nach rechts: Geflügeltes Männchen, Larve, Soldat, Arbeiter; Männchen und Weibchen auf älterer Larvenstufe stehen geblieben, tragendes Weibchen.

Wenn wir so in aller Kürze jener geselligen Insekten gedacht haben, von denen man im Hinblick auf ihr soziales Zusammenleben, ihre gemeinsame Oekonomie, ihre gemeinschaftliche Brutpflege und rationelle Arbeitsteilung als staatenbildenden Tieren sprechen kann, so möchten wir diese Ausführungen nicht schließen, ohne geheimnisvoller Vorgänge, die sich da zu Zeiten, in welchen die Existenz eines Staates in Frage gestellt ist, abspielen, Erwähnung zu thun. Wir sagten früher, daß die geflügelten Termiten-Männchen und -Weibchen ausfliegen, und daß, falls von ihnen keine mehr in den Bau zurückkehren, die flugunfähigen, auf der letzten Larvenstufe stehen gebliebenen Männchen und Weibchen

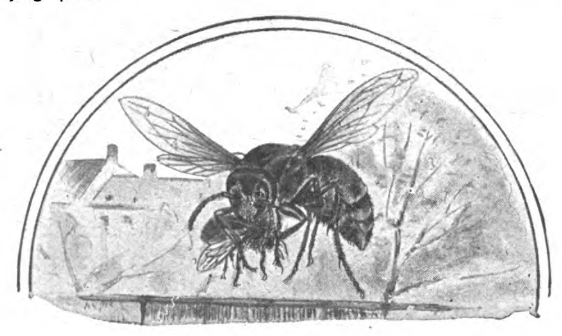
in Aktion treten. Aehnliches spielt sich im Ameisen- und Bienenstaate ab. Auch hier kann infolge ungünstiger Zwischenfälle der Bestand des Staates in Gefahr kommen. Davon abgesehen, muß sich ja überhaupt die Frage aufdrängen,



VII. Termitenbau in Afrika.

wovon es denn z. B. im Bienenstaate abhängt, ob aus einem Ei eine Königin, eine Drohne oder eine Arbeiterin sich entwickelt. Wir berühren da eines der interessantesten Kapitel, die sogenannte parthenogenetische Entwickelung aus unbefruchteten Eiern, wie wir sie z. B. bei Schmetterlingen, Blattläusen, Krebstieren und auch bei Ameisen und Bienen

kennen. Legt die Bienenkönigin unbefruchtete Eier, so können daraus nur Männchen entstehen; legt sie aber befruchtete Eier, so können daraus Königinnen und Arbeiterinnen entstehen, je nachdem die Arbeiterinnen die Larven mit reinem Honig oder nur mit Bienenbrot füttern. Es liegt also nicht in der Macht der Königin, sondern eigentlich in dem Thun der Arbeiterinnen, ob die Eier zu Königinnen oder zu Arbeiterinnen werden sollen. Hat der Stock durch Zufall die alte Königin und die Königinnenbrut eingebüßt, so können die Arbeiterinnen junge Arbeiterinnen-Larven durch Ernährung mit reinem Honig zu Königinnen aufziehen. Unter Umständen legen auch Arbeiterinnen Eier ab, aus denen aber nur Drohnen entstehen können. Und so nimmt auch die Arbeitameise auf das künftige Werden aus den Eiern Einfluß, und hängt es auch im Ameisenstaate von der besonderen Art der Pflege und Fütterung ab, ob aus einem befruchteten Ei ein befruchtetes Weibchen oder eine sterile Arbeiterin entsteht. Es spielen sich eben auch im Staatsleben der Tiere intimste Vorgänge ab, die nur dem aufmerksamen, kundigen Beobachter sich offenbaren und für das Wohl und Wehe einer solchen Tierkolonie doch so wichtig sind.



VIII. Hornisse, eine Fliege tragend.

Allerlei.

Kein Verwandter des Teufels.

König Friedrich II. ließ sich nach einer siegreichen Schlacht einen jungen Kornett vorführen, der sich unter seinen Augen durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

„Wie heißen Sie?“ fragte der König.

„Von Stira Stara Stazaremba, Majestät.“

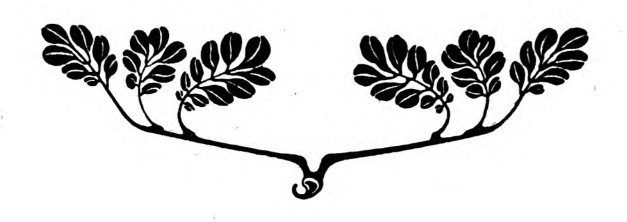
„Wie, Herr?“ ruft der König erstaunt — „so heißt ja der Teufel nicht.“

„Ist auch kein Verwandter von mir, Majestät,“ entgegnete der junge Krieger.

Der König lächelt. „Das freut mich, Leutnant von Stira Stara Stazaremba,“ und mit einer gnädigen Handbewegung war der Kornett entlassen.

„Helpt et nich, so schadt't ok nich!“

Die vielen allerorts auftauchenden Wunderdoktoren und heilkräftigen Schäfer erinnern an folgende Geschichte aus dem Leben des letzten Herzogs von Celle. Der Herzog liebte es, allein unerkannt weite Spaziergänge in die Haide zu unternehmen. Einstmals traf er dort einen Schäfer, der, auf seinen Stab sich lehnend, den Schafen zusah. Der Herzog redete ihn an und sagte, er könne als verständiger Mann doch auch was anderes thun, als so dastehen und zu faullenzen. — „Ick hew awer nix anners lehrt.“ — „Ihr müßt doktern.“ — „Dat kann ick nich.“ — „Ich will es Euch lehren; Ihr müßt Euch über den Kranken beugen und murmelnd sprechen: Helpt et nich, so schadt't ok nich!“ Damit ging der Herzog fort, ohne weiter an diesen Scherz zu denken. Bald danach wurde der Herzog sehr schwer krank, und keiner der Aerzte in Celle konnte ihm helfen. Da hörte die Herzogin von einem Wunderdoktor in einem benachbarten Orte, der große Erfolge habe. In ihrer Angst ließ sie ihn kommen und zu ihrem Gemahl führen, der allerdings erst von dem Schäferhokuspokus nichts wissen wollte. Allein endgiltig willigte er mit Rücksicht auf seine Gemahlin ein. Mit wichtiger, todernster Miene trat nun der Wunderdoktor an das Bett, neigte sich über den Kranken und sprach mit ausgebreiteten Händen dreimal mit kaum verständlicher Stimme: „Helpt et nich, so schadt't ok nich.“ Der Herzog horchte auf, sah sich den Mann genauer an und merkte nun, daß er hier jenen Hirten vor sich habe, dem er vor acht Jahren geraten, Doktor zu werden. Darüber, daß dieser Schäfer ihn nun selbst kurieren wollte, mußte der Herzog so krampfhaft lachen, daß seine Natur einen Stoß erhielt, und er gesund wurde. Der biedere Schäfer aber hat weiter „doktern“ dürfen.



Morganatische Ehen.

Eine historisch-romantische Skizze von **H. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Die beiden morganatischen Ehen, die in den letzten Monaten rasch hintereinander im österreichischen Kaiserhause geschlossen worden sind, haben aufs neue das Interesse für diese Art der Ehen zur linken Hand im Publikum geweckt. Es sind diese morganatischen Ehen in den Fürstenhäusern Europas in den letzten Jahren nichts Seltenes geworden. In Oesterreich allerdings sind sie seit langer Zeit nicht vorgekommen, und in einem Fürstenhause, im preußischen, hat noch nie eine Prinzessin eine Ehe zur linken Hand mit einem nicht ebenbürtigen Gemahl geschlossen.

Das Institut der nicht standesgemäßen, der morganatischen Ehen ist ein uraltes. Nach dem ältesten deutschen Recht war jede Ehe eines freien Mannes mit einer freien Frau legitim; nur die Verheiratung mit einer unfreien Person wurde als Mißheirat betrachtet. Als aber die Absonderung der Stände eine schärfere wurde, als eine große Kluft zwischen dem Bürgertum und dem Adel entstand, als im Bürgertum und im Adel selbst zwischen höheren und niederen Bürgern und höheren und niederen Adeligen unter-

schieden wurde, kamen natürlich auch Mißheiraten vor, und es entstand der Begriff der morganatischen Ehe, welche bedeutet, daß der nichtebenbürtige Teil durch die Eheschließung nicht die Rechte des ebenbürtigen Gatten erhält. Es bildeten sich Rechtszustände heraus, durch welche angeordnet wurde, daß die Kinder solcher Ehen der „ärgeren Hand" folgten, das heißt, daß sie in Bezug auf Erbschaft, Successionsfähigkeit, Witwentum u. s. w. nicht die Ansprüche hatten, die der höher stehende Vater oder die Mutter besaßen. Woher der Name „morganatische Ehe" kommt, ist nicht entschieden worden, und es ist wohl ein Beweis für das Alter des Institutes, daß man nicht einmal den Ursprung des Namens kennt. Er soll von dem altgotischen „morgjan", „beschränken", stammen, weil die Rechte des nichtebenbürtigen Gatten eben durch diese Art Ehen beschränkt wurden. Nach Grimm kommt er von dem Worte „Morgengabe"; andere Gelehrte wieder behaupten, er käme von dem altdeutschen Worte „Motter gan", das heißt, „nach der Mutter gehen", weil die Kinder „nach der Mutter gingen", nur das Recht der Mutter hatten, wenn diese eine Nichtebenbürtige war. „Ehen zur linken Hand" wurden diese Heiraten genannt, weil in früheren Zeiten die Formalität aufrecht erhalten wurde, daß der im Range höher stehende Gatte oder die Gattin dem Nichtebenbürtigen bei der Trauung die linke Hand reichte. Es mag indes ausdrücklich erklärt werden, daß diese Formalität heute durchaus nicht mehr nötig ist und in den meisten Fällen auch gar nicht angewandt wird.

Wollte man eine Geschichte aller morganatischen Ehen nur in den souveränen Fürstenhäusern Europas schreiben, so würde ein dickleibiges Geschichtswerk zu stande kommen. Wir können uns bei unserer heutigen Betrachtung nur darauf beschränken, die interessanten, die romantischen Fälle morganatischer Ehen in den souveränen Fürsten-

häusern näher zu betrachten und werden daher nur eine beschränkte Auswahl von Ehen vorführen können. Wir können da, ohne historisch langweilig zu werden, recht weit zurückgehen. Schon im vierzehnten Jahrhundert verspricht Landgraf Otto von Hessen, daß er nach dem Tode seiner Gemahlin „keines Fürsten-, Herren- oder Grafen-Tochter nehmen würde, um daß durch zweierlei Kinder das Land nicht verteilt werde, sondern er wolle eine fromme Jungfrau aus der Ritterschaft zur Ehe nehmen, und wenn er mit ihr Kinder gewinne, die wolle er mit Geld und Lehnschaft und anderen Gütern wohl versorgen, so daß das Fürstentum bei einander bleiben solle“. Diese Absicht des Landgrafen aber kam nicht zur Ausführung. Seine Verwandten lehnten sich so energisch dagegen auf, daß er diese Mißheirat schließe und dadurch die etwaigen Erben, die ganze Familie in Mißkredit bringe, daß der Landgraf — wohl mit schwerem Herzen, da er gewiß schon ein Ritterfräulein, das er liebte, zur Gattin ausersehen hatte, — auf die Heirat verzichtete. Im Jahre 1463 wagte es Herzog Wilhelm von Sachsen nicht eher, sich mit einer einfachen Adeligen, einer Katharina von Brandenstein, trauen zu lassen, als bis er die Einwilligung nicht nur seiner Verwandten, sondern auch der Landstände erreicht hatte. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts heiratete Erbprinz von Anhalt-Bernburg eine einfache Bürgerliche Namens Wilhelmine Nüßler. Im Jahre 1717 untersagte der Kaiserliche Reichshofrat in Wien dem Erbprinzen, seine Söhne Prinzen nennen zu lassen, und als im Jahre 1722 der Erbprinz starb, wurde der Witwe die Führung des Fürstentitels untersagt. Ebenso verbot der Reichshofrat im Jahre 1726 der an den Fürsten Leberecht von Anhalt vermählten Sophie von Ingersleben den Gebrauch der Titel „fürstlich“ und „Durchlaucht“. Die Kaiser dachten milder als ihre Reichshofräte, und so waren im

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von seiten des Kaisers drei Ehen giltig erklärt worden, welche für die Beteiligten späterhin große Unannehmlichkeiten brachten: Im Jahre 1715 hatte der Pfalzgraf vom Rhein Johann Karl sich trotz des Protestes seiner Verwandten mit Marie Esther von Witzleben verheiratet, und der Kaiser erkannte diese Ehe als ebenbürtig an. 1727 erhob der Kaiser die Gemahlin des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen, Philippine Elisabethe Caesar, samt ihren Kindern in den Reichsfürstenstand und verlieh den letzteren zugleich die Erbfolgegerechtigkeit. Ebenso wurde 1731 die Ebenbürtigkeit der Ehe des Herzogs Christian Karl von Holstein-Plön mit Dorothea Christine von Eichelberg kaiserlicherseits anerkannt. Die deutschen Stände waren aber keineswegs gewillt, sich durch den Kaiser in ihre Rechte schwere Eingriffe gefallen zu lassen, indem er auf eigene Faust Personen aus dem Bürgerstand und aus dem niederen Adel in den Reichsfürstenstand erhob. Der ganze hohe Adel Deutschlands, insbesondere die Standesherren, fühlten sich gekränkt, verletzt und heruntergesetzt, und der Kampf der Stände gegen die kaiserliche Gewalt endete mit einer Niederlage der letzteren. Im Jahre 1747 und 1748 mußte der Kaiser auf Drängen der Stände die drei oben angeführten Ehen, die er als ebenbürtig anerkannt hatte, für ungiltig und für Mißheiraten erklären, und zwar deshalb, weil die Anerkennung des Kaisers von den beteiligten Ehepaaren „erschlichen" worden sei. Daß eine nicht zu zählende Menge von Prozessen in Erbschafts-, Erbfolge- und Lehnsangelegenheiten durch die plötzliche Ungiltigkeitserklärung der zum Teil länger als fünfundzwanzig Jahre bestehenden Ehen sich ergeben mußte, ist wohl selbstverständlich.

Das preußische Landrecht, das während der Regierungszeit Friedrichs des Großen herauskam, kannte noch Ehen

zur linken Hand, die von Personen des höheren Bürgerstandes und des Adels geschlossen werden konnten, wenn sich diese mit Persönlichkeiten aus niederem Adel oder aus niederm Bürgerstande verheirateten. Diese Erlaubnis zu Ehen linker Hand konnte aber nur von Mannspersonen nachgesucht werden, und als erheblicher Grund zu Ehen linker Hand wurde es betrachtet, wenn man nicht Vermögen oder Einkünfte genug besaß, um eine Frau oder Familie standesgemäß zu ernähren oder zu versorgen. Von diesem Rechte machten in Preußen besonders die Offiziere Gebrauch und wenn wir alte Kabinettsordres oder die Veröffentlichungen von Behörden aus dem vorigen und aus dem Anfang dieses Jahrhunderts durchblättern, so finden wir immer wieder die Mitteilung, daß die Kinder eines Offiziers für legitim erklärt worden sind. Es handelte sich in diesem Falle um eine Ehe, die der Offizier zur linken Hand geschlossen hatte. Es sei wiederum ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die heutige Gesetzgebung, in Deutschland wenigstens, derartige Ehen zur linken Hand für gewöhnlich nicht kennt. Sie dürfen überhaupt nur noch von den Mitgliedern regierender Häuser geschlossen werden. Jeder andere, auch der vornehmste Standesherr, kann bei uns nur noch eine vollgiltige Ehe zur rechten Hand schließen.

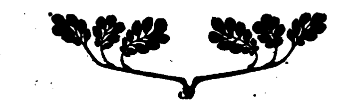
Weit verbreitet im Publikum ist die Ansicht, daß die souveränen Fürsten das Recht hätten, eine Ehe zur linken Hand zu schließen, wenn sie eine noch lebende Gemahlin rechter Hand bereits besäßen. Das ist natürlich ein außerordentlicher Irrtum, und in Wirklichkeit hat nur ein einziger Fürst im sechzehnten Jahrhundert, und zwar Philipp der Großmütige von Hessen, eine Ehe zur linken Hand geschlossen, während seine Frau rechter Hand noch lebte. Diese rechtmäßige Gemahlin war Christine von Sachsen, und sie muß ein sonderbares Weib gewesen sein, denn sie

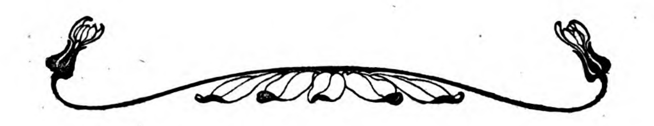
erklärte sich damit einverstanden, daß ihr Gatte sich das Fräulein Margarethe von der Saal schon bei ihren (der Gattin) Lebzeiten zur linken Hand antrauen ließ. Luther billigte diese Doppelehe und zog sich dadurch viel Anfechtung bei Freund und Feind zu. Die linkshändige Gattin Margarethe schenkte Philipp dem Großmütigen acht Kinder. Als diese alle in jungen Jahren starben, da die sieben Söhne sich durch Ausschweifungen zu Grunde richteten, sah man im Volke dies als einen Beweis dafür an, daß diese Ehe zur linken Hand eine schwere Sünde gewesen sei, die an den Kindern gerächt wurde.

Ausdrücklich erwähnt muß auch noch werden, daß sämtliche regierenden Fürsten, die in den letzten hundertfünfzig Jahren Ehen zur linken Hand geschlossen haben, dies erst thaten, nachdem sie vorher rechtmäßig verheiratet waren, und Thronfolger vorhanden waren. Diese zweiten Ehen zur linken Hand waren bei den Fürsten in den meisten Fällen Neigungsheiraten, während die erste rechtmäßige Ehe durch die Politik, die Konvenienz und aus diplomatischen Rücksichten geschlossen worden war. Dagegen haben vielfach Kronprinzen als erste Ehen morganatische geschlossen, manche von ihnen heimliche Ehen, die erst viele Jahre später bekannt wurden. Eine solche heimliche Kronprinzenehe schloß Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser, mit Philippine Welser, und erst nach vielen Jahren wurde diese Ehe bekannt und der Vater des Erzherzogs gab die Erlaubnis zu der Eheschließung, nachdem Philippine Welser mit ihren Kindern vor ihm einen Fußfall gethan hatte. Auch dem alten Dessauer hat eine derartige Ueberraschung geblüht, ihm, der selbst eine romantische Ehegeschichte durchgemacht hatte. Er heiratete bekanntlich die Apothekerstochter Anna Föhse, aber es war dies keine Ehe zur linken Hand, denn der Kaiser erhob die Apothekerstochter zur Reichsfürstin, und ihre Kinder waren in An-

halt=Dessau erbfolgeberechtigt. Der Erbprinz war des Fürsten Leopold ältester Sohn Wilhelm Gustav. Dieser verheiratete sich heimlich mit einer Brauerstochter Sophie Herre. Der Erbprinz wurde schwer krank und fühlte sein Ende herannahen. Er ließ seinen Vater zu sich an das Sterbebett bitten und hier gestand er ihm, daß er heimlich verheiratet sei und von der Frau neun Kinder habe. Der Erbprinz starb, und der alte Dessauer sorgte väterlich und getreu für die heimliche Gattin des Sohnes und deren Kinder. Sie erhielten den Titel der Grafen von Anhalt und die meisten dieser Grafen haben sich als preußische Offiziere ausgezeichnet.

(Schluß folgt.)





Cupidos Rache.

Von **M. von Thalau.**

(Nachdruck verboten.)



. . . Ich war einer Ohnmacht nahe . . .
(Seite 96.)

Cronberg, den 29. August 18 . .

iebste Betty!

Wenn Fritz unserem guten alten Caro ein Stück Speck unter die Nase reibt und den armen Kerl fünfzigmal darnach springen läßt, ehe er ihm seinen sauerverdienten Leckerbissen giebt, nennen wir dies Tierquälerei. Welche Bezeichnung würde es aber verdienen, wenn der Hund schließlich leer ausgehen müßte? Mir fehlt das geeignete salonfähige Wort. Nun urteile, ob Deine Ursel augenblicklich besser dran ist, als Caro gegebenen Falles sein würde. Seit drei Wochen schweben

wir tutti quanti in höheren Regionen; angefangen bei der Herrschaft, endend beim geringsten Stallmädel. Man spricht kaum noch von anderem als der demnächst zu erwartenden Einquartierung. Papa freut sich auf dieselbe, weil es sein altes Regiment ist, gegen das er unbegrenzte Gastfreundschaft üben darf; Mama, was Mama denkt, kann ich nur „ahnen“, macht ein wenig vergnügtes Gesicht, und schaut oft neckisch nach meiner ältesten Schwester, worauf diese jedesmal puterrot wird und sich schleunigst um die Ecke drückt. Die Haushälterin läßt eifrig wie nie Betten klopfen, Fremdenzimmer lüften, der Köchin brennt Suppe und Auflauf an, während sie in der Davidis nach pikanten Patées oder Salmis Umschau hält, Mütterleins Zofe sticht sich in den Finger, daß ihr rotes Herzblut Delas „chicste Toilette“ färbt — die Arbeiterin hatte nicht an dünne Gaze, sondern an zweierlei Tuch gedacht; meine Brüder sind außer Rand und Band, weshalb der Hofmeister beinahe sein Amt niedergelegt hätte, wenn ihn nicht eine, ich fürchte „unglückliche“ Liebe in den Zauberkreis von Gretels Fräulein bannte. Kurz, unsere ordentliche Haushaltung steht gänzlich auf dem Kopfe.

„Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen“; ich vermochte einsamer Größe nie irgendwelchen Geschmack abzugewinnen, bin stets gern mit den Fröhlichen fröhlich, ergo hatte auch für mich die Einquartierung geheimnisvollen Reiz.

Im Verein mit den Eltern entwarfen Dela und ich wunderschöne Vergnügungsprogramme, und, daß ich's ohne falsche Bescheidenheit eingestehe, Papa fand meine Gedanken immer die lustigsten. Musik, Feuerwerk, italienische Nacht, Tombola, Tableaux, doch was nützt es, Dir alles aufzuzählen, mir dadurch das Herz noch schwerer machend, jetzt, wo es entschieden — daß ich vor der Einquartierung als „überzählig“ abgeschafft werden soll. Dies ist nämlich

der langen Rede kurzer Sinn. Höre, wie das kam. Vorgestern, wir saßen gerade beim Frühstück, brachte der Postbote ein Telegramm von Tante Guste. Selbstverständlich ohne X. P., somit durfte Väterchen erst in seine Tasche greifen, ehe er es las. Du weißt, Tante Auguste, glücklicherweise für uns nur eine Tante à la mode de Bretagne, ist ebenso geizig wie vornehm und erscheint stets im unpassendsten Moment auf der Bildfläche. Doch weiter im Text. Papa öffnete die Depesche. Ein flüchtiges Durchlesen derselben und — Betty — sein Gesicht war das drolligste, das ich seit Langem nicht gesehen. Mamas, Delas, der Buben und meine Blicke hingen gespannt an Vaters Lippen; es herrschte eine Sekunde lang jene weihevolle Stille, welche man im Kinderzimmer nach dem Klopfen des Butzemanns konstatieren kann. Der Hofmeister benutzte die feierliche Gelegenheit zu einem schmachtenden Augenaufschlag nach der Richtung von Mademoiselle, Gretel, sich unbeobachtet wähnend, verschlang die Orangenmarmelade löffelweise, während ihre Gouvernante, welche sich, seit von der Einquartierung die Rede ist, gegen Herrn Mayer kühler Zurückhaltung befleißigt, eifrig das Tischtuchmuster studierte.

Papa schien unterdes sein inneres wie äußeres Gleichgewicht wiedergefunden zu haben. Er nickte Mutter beruhigend zu und versuchte ein Lächeln, ich möchte es eigentlich besser „Grinsen“ nennen, wenn dies nicht respektlos klänge. Unser gutes Väterchen kann gar so schlecht Komödie spielen, wir wußten denn auch alle mit einem Schlage, daß etwas faul im Staate Dänemark, und lange, ehe die Buben satt waren, was ihr erschrecktes Mienenspiel verriet, hob Mama die Tafel auf.

„Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit“;

wir schoben diskret ab und überließen die Eltern Tante Gustens Telegramm.

Einige Stunden später wurde ich in Papas Zimmer gerufen. Dort teilte mir Mutter mit, unangenehme Dinge läßt Väterchen sie stets erledigen, daß ich eigentlich noch zu jung sei, um während der Einquartierung hier im Schlosse zu bleiben.

„Ueber hängende Zöpfe und Flügelschürzen bist du hinaus, für voll aber noch nicht anzusehen, deshalb ist's in deinem eigenen Interesse, Ursel, wenn wir Onkel Philipps freundliche Einladung annehmen und dich ein paar Wochen zu ihm schicken," so ungefähr lauteten die Worte, welche mein Urteil besiegelten. Ich war einer Ohnmacht nahe, bebte aber zugleich vor innerer Entrüstung. Wären wir „moderne Töchter", statt nach alter Sitte an strengen Gehorsam gewöhnt, hätte ich jedenfalls meinen Gefühlen keinen Zwang angethan, erst die Ohnmacht, dann siebzehnjährige Menschenrechte ins Treffen geführt; so aber kenne ich Mutters Stimme bis in ihre kleinsten Abstufungen, außerdem that mir Papa leid, welcher nervös mit Tante Gustes Drahtbotschaft spielte, dabei aussah als ob

„er der Not gehorche,
nicht dem eignen Triebe"

und deshalb sagte ich nur mit vor Erregung heiserer Stimme: „Was hat Euern plötzlichen Entschluß hervorgerufen?"

„Diese Frage an seine Eltern zu stellen, ist das Kind nicht berechtigt, Ursel, es hat einfach zu gehorchen," gab Mutter ernst zurück. Jetzt war's um meine Fassung geschehen, ich begann zu weinen. Papa kann Thränen nicht sehen. Respektlos warf er die Depesche zu Boden und rief ärgerlich: „Muß die Alte doch vom Bösen besessen sein, uns gerade jetzt mit ihrer verblühten Tochter herein

zu schneien! Na, Maus, sei still, auch deine Stunde schlägt einmal! Wer schuld ist, daß du weggeschickt wirst, Tante Auguste, niemand anders; sagt sich die chère cousine da mir nichts dir nichts auf heut abend an und legt uns noch in einem Expreßbrief, der ihrer Depesche auf dem Fuße folgte, nahe, dich — dich —"

„Leopold," unterbrach Mama mit Würde. — „Ich weiß, Wally, ich weiß, aber sieh, die Kleine hätte doch auch Recht, sich zu amüsieren." — „Geh jetzt, Ursel, lege deine Sachen hübsch ordentlich zurecht; die Jungfer soll dir noch das rosa Kattunkleid bügeln, in einer Stunde schau' ich nach, ob alles in gutem Stand."

„Und wann, wann, habt ihr beschlossen —"

„Morgen früh 9[17] hast du auf der Bahn zu sein." Mutters Blick war nicht mißzuverstehen, ich ging. Auf dem Flure stand, ungeduldig meiner wartend, Adele. Als ich an ihrem schwesterlichen Busen das herbe Leid ausgetobt, nun durfte ich mir diese Erleichterung gönnen, sah sie eine Weile nachdenklich vor sich hin. „Das ist perfid, Ursel, hinter der Geschichte steckt etwas, ich werd's bald heraus haben."

„Und mich dann rächen, Dela."

„Das besorg' selbst, Kleine," lachte sie, „aber wahrhaftig, mir verdirbt deine Abreise die ganze Freude."

Nun ging's ans Packen. Dela holte meine Sachen aus den Schubladen, legte alles hübsch ordentlich bereit, damit Mamas kritisches Auge nichts zu tadeln fände, während ich, auf einem Schemel sitzend, den melancholischsten Gedanken nachhing. Fritz versteht solche Stimmungen nicht, er nennt sie höchst prosaisch „maulen". Der Tag verging wie alle, d. h. wie alle unangenehmen, doppelt langsam. Die Wirtschafterin richtete brummend „Frau Gräfins Zimmer" her, denn Tante Guste ist auch bei der Dienerschaft unbeliebt, und unsere Buben wurden vom

Hofmeister dabei überrascht, wie sie Mäusefallen stellten. Bob vertraute mir später an: „Die alte Hexe soll's büßen, daß du ihretwegen fort mußt." Ich glaube wirklich, die Meinen rächen mich tüchtig. Ein strenges „Nimm dich zusammen, Ursel" von Mama, ein verständnisvolles „Gieb dir keine Blöße, Schwesterl" von Dela, halfen mir bei der Begrüßung. Ich küßte Tante respektvoll die Hand, dabei innerlich — doch Gedanken sind zollfrei — und umarmte dann Isabelle. Glücklicherweise ist unsere Cousine ein gut Teil älter als wir beide, so brauchte ich nicht die Dritte im Bunde zu sein, als sie mit Dela „ein bischen Abendluft schöpfen wollte"; merkte sogar, daß sie darauf brannte, mich los zu werden. Ganz einfach französischen Abschied nehmend, überließ ich die beiden zartem Gedankenaustausch bei Mondenschein. Aller Schlaf floh mich, ich verglich in Gedanken Isabelles Riesenkoffer mit meinem Miniaturköfferchen, ihr Schicksal mit dem eigenen und war sterbensunglücklich. Plötzlich öffnete sich die Thüre:

„Schläfst du, Ursel?"

„Nein, bewahre."

„Ich hab's."

„Was, Dela?"

„Den Grund. Du bist Tante Guste zu gefährlich. Unter den Herren, welche hierherkommen, scheint nämlich ein Leutnant Graf Feldern-Feldegg zu sein. Wahrscheinlich famose Partie, sonst reiste ihm die „süße Tante" nicht mit Bella nach und — und verstehst du nun?" —

„Dela!"

„Ursel! Begriffen, Dummchen? Es handelt sich um eine Jagd auf Hochwild, jetzt schlaf, Schatz." —

„Von mir hätte Isabella keine Rivalität zu befürchten brauchen, erstens zähle ich noch nicht für voll —," die Bitterkeit übermannte mich, „und zweitens liegt mir an dem einzelnen Leutnant wahrhaftig nichts, ich hab' mich

nur auf all den Spaß, der drum und dran hängt, gefreut. Sag', Dela, bin ich hübsch, sehr hübsch?"



. . . mir liegt an dem einzelnen Leutnant wahrhaftig nichts . . . (Seite 98)

„Kleine, eitle Kröte," lachte meine Schwester, „frag' deinen Spiegel, wenn er dasselbe sagt, wie alle Leute, na, dann muß es wohl wahr sein."

„O Dela, mich freut's, 's ist angenehm, hübsch zu sein, wie findest du Bella?“

„Hm, ein wenig farblos, sie muß bald malen.“

„Papa nannte es verblüht. Wenn ich nur wüßte, warum sie meine Gegenwart störend finden?“

„Das ist doch einfach, Kind. Tante Guste ahnt Thorschlußpanik für Bella, drum machte sie den Eltern in ihrem berühmten Expreßbriefe begreiflich, daß es nicht ‚passend wäre‘, wenn du schon auf dem Start erschienest. Papa und Mama, gutmütig wie immer, wollen ihr nicht das Spiel verderben durch eine zweite Grazie, denn, Liebchen, Wahl macht Qual‘.“

„Es sind ja doch noch zwei!“

„Bah, ich komme nicht in Betracht, das weiß Mme la Comtesse, eines sei aber sicher, Ursel, ehe du zurück bist, feiere ich meine Verlobung nicht.“

„Ob Felix damit einverstanden sein wird?“

„Gewiß, erst haben wir auf Wunsch seiner Mutter und unsrer Eltern das Trauerjahr um den Schwiegerpapa abwarten sollen, nun wird auf meinen Wunsch hin deine Heimkehr aus der Verbannung abgewartet, so, aber jetzt gute Nacht.“ Dela umarmte mich und schlüpfte in ihre weißen Kissen. Du wirst begreifen, Betty, daß meine Träume nicht sehr freundlich waren, ich erwachte gegen 4 Uhr und setzte mich dann an den Schreibtisch,. um diesen Erguß vom Stapel zu lassen. Nun ist's Zeit, daß mein Brief geschlossen wird. Die Sonne lacht zum Fenster herein, mein Stimmungsbarometer jedoch deutet auf „veränderlich.“ — Man ruft zum Frühstück — sei innig umarmt, aus der Verbannung mehr. In Eile

Ursel.

Oberhof, 30. August.

Liebste Betty!

Gestern früh noch hätte Deine Ursel gleich Heines armem Peter sagen mögen: Ach, wenn ich nicht gar so vernünftig wär, ich thäte mir was zuleide, und heute, heute, 24 Stunden später, sitzt sie, völlig mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, vor dem Tintenfaß, um an Dich zu schreiben. S'ist eine tolle Welt hier unten, und das Tollste sind wir Menschenkinder! Sag', Betty, glaubst Du an Ahnungen? Du lachst! Ich lache auch, dennoch, wie singt Hans Huckebein: Ei ei, mir wird so wunderlich, so leicht und so absunderlich! — — — Verzeih, ich komme aus dem Text. Mein Abschied von daheim war kurz und thränenlos. Tante Guste ruhte noch sanft in Morpheus Armen, als ich, von der Gouvernante begleitet, das Schloß verließ. Papa und Mama wünschten ihrem Töchterlein viel Vergnügen, gaben ihm gute Ermahnungen und Grüße für Onkel Philipp mit auf den Weg, Dela umarmte mich verständnisinnig, und Bodo brummte, während er mir die Hand fast aus den Gelenken schüttelte: „Sei ruhig, wir tränken's der Alten ein." Das hob meine Lebensgeister und ehe ich mich's versah, waren wir auf der Station, gerade recht, um ohne langes Warten den Zug zu erreichen.

Mademoiselle begleitete mich noch pflichtschuldigst weiter bis an die „Tugendschachtel", wollte gerade etwas von: Bitte um Schutz allein reisender junger Dame 2c. 2c. an mein Visavis im Coupé stammeln, als der Schaffner erschien, mit seinem energischen: „Aussteigen, wer nicht mit fährt!" der Situation ein Ende machend.

Mitunter werd' ich klassisch, so fiel mir denn jetzt Altvater Goethe ein:

„Nach ewigen, ehr'nen
Großen Gesetzen

Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden."

Diese Verse können unter Umständen komisch wirken; bei mir lagen die Umstände darnach, und so mußte ich lachen, lustig, übermütig, wie seit Tante Gustes Erscheinen nicht mehr. Mein Gegenüber schaute ganz verdutzt auf und sagte freundlich:

„Wie wohlthuend ist's doch heutzutage, ein junges Wesen noch wahrhaft vergnügt zu sehen."

Wahrhaft vergnügt? Na, ich danke, — Betty, Du weißt, wie's in mir ausschaut, aber wozu das der Fremden eingestehen? Auf der Basis von „Wahrhaft vergnügt" entspann sich nun eine Unterhaltung, die alte Dame und ich plauderten höchst gemütlich, speisten miteinander zu Mittag und bedauerten schließlich beide gleich aufrichtig, als sie zwei Stationen früher wie ich aussteigen mußte. Mithin blieb mir nicht mehr lange Zeit, den „Gedanken" nachzuhängen, ich packte meine Siebensachen und war bald am Ziel. Onkel Philipps Gut heißt Oberhof, nach der Eltern Bericht ein bescheidenes Landhaus mit hübschem Garten. Der Onkel selbst, Bruder von Großpapa, gilt als Original, leider als geistiges und schwer zu behandelndes. Seinen Haushalt führt seit Jahren Fräulein Rosalie Löwenklau, gelt, der Name ist vielversprechend, aber, Betty, er paßt nicht auf sie. Nun ich die reizende Person kenne, kommt mir Vaters Beschreibung überhaupt höchst merkwürdig vor. Sie sollte eine robuste alte Jungfer mit männlichem Auftreten, antediluvianischen Anschauungen und vorsintflutlichem Kostüm sein; statt dessen bewillkommnete mich das Ideal einer gebildeten, taktvollen Hausdame. In ihrem einfachen, aber tadellos sitzenden, grauen Wollkleide, mit schwarzseidener Schürze und Spitzenhäubchen, könnte sie jedem Fürsten die Honneurs machen.

Auch das Gut, doch davon später, mir ist klar, Väterchen wollte mich necken, und Onkel Philipps „Unkenhof“ war nichts als ein schlechter Witz.

Punkt 8 Uhr fuhr der Zug in Erlstadt ein. Mein Herz klopfte doch etwas, denn schließlich war mir hier ja alles und jeder fremd. Der Schaffner riß die Coupé-thüre auf, hob mein Gepäck heraus und fort fauchte der Expreß, ich stand allein auf dem Perron, nichts Bekanntes als mein Köfferl zweihundert Schritte weiter oben; weder von einem Herrn, noch irgendwelcher Dienerschaft die leiseste Spur. Aber nein, dort hinter der Barriere scharrten zwei prachtvolle Jucker; daß der Kutscher die nicht hatte verlassen können, war mir sofort klar; Onkel wird verhindert gewesen sein, selbst zu kommen, mein zweiter Gedanke. So eilte ich denn zu dem Wagen und grüßte den vertrauenerweckenden Rosselenker.

„Wie's scheint, hat der Herr Baron eine Abhaltung, da werden wir wohl allein fahren müssen,“ nickte ich ihm gutmütig zu.

Mit höchst erstaunter Miene und so ungefähr, als sei ich eine Prinzeß aus den Wolken, betrachtete mich der Alte, und immer erstaunter ward sein Angesicht, als ich nun behende zu ihm auf den Bock kletterte, die Zügel ergriff und mit fester Hand sein Szepter usurpierte. „Dienstmänner giebt's hier offenbar keine, also schaffen Sie rasch mein Gepäck her, hier ist der Schein und dort stehen Tasche, Plaid, Schirme; um die Pferde haben Sie keine Sorge, mit denen werd' ich fertig.“ Der Kutscher schien an Spuk zu glauben — doch jedenfalls meine siebzehn Jahre für voll gelten zu lassen, denn wenn er auch vielleicht innerlich rief: „Alle guten Geister loben den Herrn,“ so gehorchte er trotzdem; fünf Minuten später war das Gepäck aufgeschnallt, ich hatte den Olymp wieder

seinem rechtmäßigen Beherrscher abgetreten, und nun fuhren wir in die Sommernacht hinein.

Anfangs hätte ich gerne mit dem Alten geplaudert; mich verlangte dies und das über Onkels Leben und Treiben zu hören, aber die Leute in jener Gegend sprechen Platt, so daß ich kein Wort verstand und meine Neugierde bezähmen mußte. Dies war auch nicht schwer. Du hast keine Ahnung, Betty, welch' ein Genuß solch nächtliche Fahrt durch Wald und Haide ist.

August, Sternenmond, am Himmel glitzerte und flimmerte es, und all die goldenen Sternchen sahen wie neckische Lichtchen aus, die mit mir liebäugeln wollten.

„Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein."

Wild stürmte ein Heer von Gedanken auf mich ein und Wünsche, — Wünsche, daß Deine Ursel die Hände wider ihre hochklopfende Brust preßte. Das Herz war mir zum Zerspringen voll; jedesmal, wenn ich an Glück dachte, nach einem echten, rechten, großen Menschenglück mich sehnte, da blinkte es droben, und Sternenregen fiel nieder. Ich hätte die Arme ausbreiten mögen, nach den goldenen Lichtchen haschen, wie Kinder nach den Kerzen des Christbaumes. Es war so still, so feierlich, wirklich — „als ginge der liebe Herrgott durch den Wald". — Wir fuhren über den weichen Moosboden, Glühwürmchen huschten durch Strauch und Büsche, und tief drin im Forste rief ein Bussard. Zwei Stunden mochten wir gefahren sein, als der Wald sich lichtete. Ein „Ah" der Bewunderung entfuhr meinen Lippen. War das nicht wie ein Märchen, jener Weiher mit Schilf und Wasserrosen, hohe dunkle Bäume, über den silbernes Mondlicht zitterte, und das Schloß mit seinen Türmchen, Erkern, Zinnen, erleuchteten Fenstern, Altanen und Treppen? —



„Guten Abend, liebes Fräulein Rosalie!" . . . (Seite 106)

Wie schön, wie wunderschön, hier muß das Glück wohnen! Nicht lange hatte ich Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen,

der Wagen hielt, ein Diener sprang herzu. Als er mich erblickte, prallte er erstaunt zurück, dabei ein Gesicht, — so dumm, so entsetzlich dumm machend, daß ich beinahe gelacht hätte.

Doch Delas Mahnung: „Vergieb dir nichts“ eingedenk, sprang ich aus dem Wagen.

„Der Herr Baron nicht anwesend? Er ist doch über mein Kommen unterrichtet?“

Da veränderten sich des Menschen Züge, er zwinkerte unverschämt mit den Augen und sagte lächelnd: „Der Herr Graf werden heute noch erwartet, geruhten jedoch, betreffs der Dame keine weiteren Befehle zu geben.“

Ich maß den Kerl von oben bis unten, will er mir mit seinem impertinenten Wesen imponieren? Wenn Onkel sich „Herr Graf“ nennen läßt, na — mir kann's recht sein. Sonderlingsschrulle, die nur den guten Onkel lächerlich macht, mich nicht, der ihre sieben Zinken vollauf genügen. Uebrigens, wenn ich je ein Wort zu sagen haben werde — der Kammerdiener muß weg, — mit Grandezza drehte ich ihm den Rücken und beschloß, meinen Weg allein zu finden. Glücklicherweise kam eben die Haushälterin.

„Guten Abend, liebes Fräulein Rosalie, Sie wundern sich, daß ich ohne Vorstellung von Ihnen weiß, aber ist's nicht natürlich? Die Eltern haben viel über Sie berichtet und lassen herzlich grüßen. Mir scheint, mein Besuch paßt dem guten Onkel eben schlecht, ja man muß vorsichtig sein, auch mit Einladungen.“

So plaudernd hatte ich der alten Dame Hände erfaßt und bemerkte plötzlich, daß sie aussah, wie weiland Lots Weib ausgesehen haben mag, nachdem die Aermste zur Salzsäule geworden.

„Was, wer — wie, ein Irrtum,“ stammelte Fräulein Rosalie. „Ist denn Se. Gnaden nicht mitgekommen?“

„Onkel? Bewahre, ich wunderte mich auch, dachte aber, seine Gicht trüge Schuld daran.“

Ein erstauntes Lächeln breitete sich über des alten Fräuleins Gesicht.

„Ja, liebe junge Dame, wer sind Sie denn eigentlich?“

Mein Gott, sollte der Eltern Brief nicht rechtzeitig eingetroffen sein? Eben wollte ich erklärend antworten, als der Diener, die Uhr in der Hand, erschien:

„Franz hat sich geirrt — die Dame kam mit dem 8 Uhr-Zuge, den Herrn Grafen erwarteten wir aber erst 8^{57}, was nun?“

Fräulein Rosalie schreckte zusammen, dann gab sie nach kurzer Ueberlegung zurück:

„Sofort umspannen, Lady und Aurora, und dann so schnell, als die Pferde ausgreifen können, wieder zur Station.“

Der Diener verschwand grinsend, wir gingen ins Schloß.

„Was bedeutet diese Konfusion? Hätte ich auf Onkel warten sollen? Aber weshalb sagte der Kutscher dies nicht? Wie einfältig. Am Ende wollte er mir's sagen, und ich verstand den Alten schlecht; armer Onkel Philipp, das thut mir schrecklich leid. —“ Ich war wirklich fassungslos.

Halb mitleidig, halb neugierig betrachtete mich meine Begleiterin und sagte dann gedehnt:

„Offenbar ist ein Brief verloren gegangen, aber darf ich jetzt fragen, mit wem ich die Ehre habe?“

„Natürlich, Fräulein Löwenklau, ich bin Onkels Großnichte, Ursel Eichbruch.“

„Baronesse Eichbruch, ach du mein Himmel, und, und —“

„Wie lange ist Onkel Philipp schon abwesend?“

Fräulein Rosalie stutzte, dann, eine Antwort umgehend, frug sie rasch: „Darf ich dem gnädigen Fräulein jetzt zuerst einen Imbiß vorsetzen?“

„Das dürfen Sie dreist,“ lachte ich, „denn mein Hunger ist fast ebenso groß, wie mein Entzücken über, über“ — die Löwenklau sah mich forschend an — „über dies Märchenschloß. Jetzt verzeih' ich Tante Guste, Isabelles wegen in die Verbannung gemußt zu haben, solche Verbannung ist herrlich und wiegt die ganze Einquartierung, alle Leutnants einbegriffen, mit auf.“

Unterdessen hatten wir den Speisesaal erreicht, der Tisch war so wunderhübsch gedeckt, daß ich mit doppeltem Appetit zugriff. Ungefähr eine Viertelstunde hatte mich die gute alte Dame dem lukullischen Mahle allein überlassen, dann kam sie zurück, setzte sich auf meine Bitte neben mich, schenkte den Thee ein und trank selbst eine Tasse. Ich erzählte nun, während sie meist schwieg, trotzdem bemerkte ich, daß meine Gefährtin sehr klug ist, mit der werd' ich gut auskommen, da ist kein Zweifel; selbst wenn Onkels Rheumatismus meine Geduld auf die Probe stellt, an der Löwenklau hab' ich eine Stütze.

Doch um ehrlich zu sein, des guten Onkels Gicht erscheint mir ebenso problematisch wie seine Absonderlichkeiten — der Bewohner dieses Schlosses kann kein menschenscheuer Hagestolz sein. — Fräulein Rosalie begleitete mich schließlich in das Schlafgemach, welches dicht neben dem ihren liegt und mich auf den Gedanken brachte, es sei ihr eigen Wohnstübchen, welches man schnell für mich hergerichtet hat, so gemütlich, so homely, so gar nicht fremdenzimmerartig sieht es aus. Die gute Seele will's nicht Wort haben, daß sie sich meinethalben Mühe machte, half mir noch beim Auspacken, und als ich schon zu Bette lag, kam sie nochmals nachsehen, ob mir nichts fehle. Wunderlich ist nur, daß sie offenbar nicht gerne von Onkel

Philipp spricht, lieber meinem Geplauder zuhört. Sonst bin ich keine solche Schwatzliese, aber, na, Betty, als sie mir „gute Ruhe“ wünschte, hat ich ihr sogar verraten, daß Tante Guste Herrn Cupido nachhelfen will, weil der kleine Liebesgott bekanntlich blind ist. „Wenn Frau Gräfin nur nicht enttäuscht wird,“ lächelte Rosalie gutmütig — „Cupido kann mitunter recht boshaft sein! —“

Himmel, schlief ich auf all das prächtig! Im Schloß ist's noch mäuschenstill, die Neugierde plagt mich, ich geh' in den Park. Alte Leute haben, wie man sagt, kein feines Gehör, hoffentlich merkt Fräulein Löwenklau nicht, daß ihr Vöglein ausfliegt.

Sobald ich Onkel begrüßt habe, hörst Du wieder, einstweilen mit Kuß

Deine Ursel.

Oberhof, 30. August, abends.

O, Betty! —

'S ist schrecklich, ganz schrecklich. Ich weiß kaum, wie Dir alles beschreiben. Zum Tode möcht' ich mich schämen und kann doch eigentlich nichts dafür. Eben sagte ich Onkel „gute Nacht“, es schlug gerade zehn Uhr, selbst kann ich nicht an Ruhe denken, erzähl' Dir lieber mein Mißgeschick. — Die Eltern werden sagen, ich sei ein kopfloses junges Ding, das noch in die Kinderstube gehört, Fremde den Stab über mich brechen und doch — schau', Betty, hätt' nicht dasselbe einer Achtundzwanzigjährigen passieren können — aber laß mich beginnen. Froh und glückselig war ich heut' früh aufgestanden, hatte mich in dieser Stimmung angekleidet, Dir geschrieben, und war dann, leichtfüßig wie ein Reh, in den Park hinabgeeilt. Der ist herrlich! Rosen, Rosen, daß es glüht und blüht und duftet wie im Feenlande, daß man vom Schönsten träumen muß, das die Erde haben

soll; dort hohe dunkle Tannenbäume, die leise ächzen, wenn der Morgenwind um ihre Zweige rauscht; ich kann mir denken, daß man dort lernt, die Zähne aufeinander zu beißen und zu schweigen, wenn's Herz auch stöhnen oder brechen möchte, daneben knorrige, wetterharte Eichen, Blutbuchen, Silberpappeln, schwankende Weiden, leise plätschernde Wasser — wild wucherndes Epheu.

„Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus —
Flog weithin über die Lande,
Als flöge sie nach Haus." —

Ich fühlt' mich so frei, so fromm, niemandem in der Welt gram, freute mich der prachtvollen Natur, verzieh Tante Gustel, lächelte über Isabelle und den blinden Cupido, war dankbar für Delas sonnige Zukunft und dachte: unser Herrgott macht's doch schließlich immer recht. Auch Onkel Philipp — fiel mir ein, der arme alte Mann, hat meinethalben stundenlang in dem langweiligen Erlstädt warten müssen, dann eine so arg kurze Nacht gehabt, Tolpatsch, der ich bin. Das Parkgitter war offen, ein Hochwald beginnt hinter demselben.

Wald! Wer kann ihm widerstehen? Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck, lockte es aus dem Forste. Nun mußt' ich zählen. Das Vöglein war bei Laune, wurde nicht müde zu rufen, nachdem es mir schon genügend oft das „längste Leben" prophezeit. So im Wandern blieb mein Kleid an einer Brombeerstaude hängen, ich löste es behutsam, und plötzlich kam mir in den Sinn, Onkel einen duftenden Waldesgruß mit heim zu bringen. Gedacht, gethan! Heide, wilde Beeren, buntes Laub, Farren und Glockenblumen geben wirklich einen hübschen Strauß. Als ich dann durch die Wiese schritt, wo sich über hohem, zitternden Mariengrase schillernde Herbstfäden ausspannten, da mußten auch diese, auch jenes mit mir gehen. Schwere Tautropfen funkelten auf dem

Schleiergewebe, funkelten in den Blütenkelchen. Als die Sonne immer strahlender, immer wärmer durch die Bäume



... nun sahen die Blumen aus wie Kinder, die, mit Thränen in den Augen, lächeln ... (Seite 112)

schien, des Schlosses Türmchen immer goldener leuchteten, zog mich's mit Gewalt zurück. — Was wird Onkel Philipp

sagen? Ob er grollt wegen des dummen Mißverständnisses? Am Teiche führte mein Weg entlang, da taucht' ich noch die linke Hand ins Wasser und bespritzte meine Blumen, nun sahen sie aus wie Kinder, die, mit Thränen in den Augen, lächeln. Da, eben setzt' ich meinen Fuß auf die Altane des Schlosses, kam mir Fräulein Löwenklau entgegen. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung und der Versicherung, daß ich himmlisch geschlafen, setzten wir uns nieder, gleich darauf erschien mein Frühstück. Während desselben erzählte ich von Papa, Mama, Dela, dem Buben, klein Gretel und der Einquartierung, ließ mir's aber trotzdem famos schmecken, denn ein Morgenspaziergang macht Hunger. Als Fräulein immer noch keine Miene machte, vom Onkel zu sprechen, obwohl ich es ihr bereits mehrmals recht nahegelegt hatte, dachte ich, bangemachen gilt nicht und frug herzhaft: „Wann steht Onkel auf?", dann etwas ängstlich: „Ist er böse, sehr böse gewesen?"

Nun kam's. Während ich schreibe, scheint mir wieder der Herzschlag stille zu stehen. Fräulein Löwenklau — d. h. Frau Berndt, dies ist ihr eigentlicher Name — sagte freundlich, ermutigend, taktvoll, daß ich ja gar nicht bei Onkel Philipp wäre, sondern —

„Nicht bei Onkel Philipp, ja, um Gotteswillen, wo denn sonst?"

Kalt und heiß überlief es mich.

„Wo, wo bin ich denn?"

„Im Waldenhof, einem benachbarten Jagdschloß, das sehr stolz darauf ist, einen so lieben Gast beherbergen zu dürfen, und —"

Jetzt fiel mir's doppelt schwer auf die Seele, was ich gestern gethan — der rechtmäßige Besitzer heute Nacht, durch meine Schuld in dem schauderhaften Wartesaal zu Erlstädt zurückgehalten, er, ein total Fremder, solcher Backfischdummheit wegen!

„Und — und — wer ist Eigentümer von Waldenhof, Fräulein Löw—“

„Frau Berndt,“ stellte sich meine Gefährtin mit tröstlichem Lächeln vor.

„Wer ist Eigentümer dieses Schlosses?“

„Graf von Feldern-Feldegg.“

Ich stieß einen leisen Schrei aus, im selben Augenblick klirrte das Fenster über uns.

„Der Vater des jungen Offiziers, welcher eben bei uns einquartiert ist, den Isabelle ... O — Frau Berndt,“ der alten Dame Hände fassend, „sehen Sie, alles, was ich sagen könnte, ist zu wenig, was ich sagen möchte, wäre zu viel, bringen Sie deshalb dem alten Herrn die Blumen, welche ich für Onkel Philipp pflückte, bitten Sie ihn in meinem Namen um Entschuldigung, danken Sie ihm für seine Gastfreundschaft, versichern Sie den Grafen, daß ich keine, keine Ahnung hatte .. daß ich ein junges, kopfloses Ding bin, ganz untröstlich über das Geschehene und fort — fort, so schnell als möglich.“

„Eilt es denn so sehr, Baronesse?“ Frau Berndt lächelte, „wir möchten doch erst sicher sein, daß Ihr Herr Onkel in Oberhof ist.“

„Nein, nein, das ist Nebensache. Fräulein Löwenklau muß dort sein, mir ist alles einerlei, nur fort, ich schäm' mich ja zu Tode. Was wird der Graf von mir denken?“

„Nur das Richtige! Sie konnten nicht anders, als annehmen, die Equipage sei von Baron Eichbruch gesandt, um seine Nichte abzuholen. Haben jedenfalls von der Existenz Waldenhofs gar nichts geahnt?“

„Natürlich nicht, sonst wäre ich vorsichtiger gewesen; hätten Sie mich nur gleich gestern über meinen Irrtum aufgeklärt! O, warum thaten Sie es nicht?“

„Warum?“ war die neckische Erwiderung, „weil ein Blick in diese grauen Augen mich sofort belehrt hatte, daß

die junge Dame vor mir resolut genug sein würde, um bei Nacht und Nebel wieder fort zu wollen, und weil ich dachte, unter meinem Schutz sei Baronesse Eichbruch für kurze Zeit ganz gut aufgehoben."

„Danke, danke," schluchzte ich — „gewiß, Sie waren wie eine Mutter zu mir, aber nun seien Sie weiter so — und lassen Sie mich zu Onkel Philipp."

„Beruhigen Sie sich, Baronesse, der Herr Graf schickt sofort einen Boten hinüber. Nun weinen Sie nicht mehr, helfen Sie mir lieber ein bischen."

„Ihnen helfen? Wie gerne! Da werd' ich am ersten die quälenden Gedanken los. Wobei aber kann ich mich hier nützlich machen?"

„Wir haben eben einen Verwandten des alten Herrn Grafen hier im Schlosse — bei dem letzten Rennen hatte derselbe Unglück — und stürzte — war recht leidend und ist immer noch schonungsbedürftig, weshalb er, obgleich Offizier, die Manöver nicht mitmachen kann und Urlaub nehmen mußte. Des Herrn Grafen Ankunft bringt mir vermehrte Arbeit. Wollen Sie da statt meiner ein wenig Krankenpflegerin sein?"

„Krankenpflegerin ist ja das Beste, o und ich versteh's. Großpapa lag nach einem Schlaganfalle vier Jahre lang gelähmt da; in jener Zeit lernt' ich's, war stets sein Helfer, und er behauptete, seine liebste Gesellschaft. Aber meinen Sie nicht, Frau Berndt, ich sollte, müßte zuvor dem alten Herrn Grafen —"

„Nein, Baronesse, der ist heute nicht —"

„Mein Gott, natürlich," ich schlug mir mit der Hand vor die Stirne, „nicht zu sehen und wütend über mich."

Frau Berndt konnte nicht mehr antworten, eben trat ein junger Mann auf die Altane hinaus. Er ging leicht vornüber gebeugt und stützte sich mit der linken Hand auf

einen Stock, während er mich tief grüßte und sich als Graf Feldegg vorstellte.

Ein Diener schob sofort den bequemen Korbsessel herbei, und nach wenigen Minuten gegenseitigen Unbehagens, Erklärens, Entschuldigens kamen wir ins rechte Geleise. Frau Berndt ging nun ihren Wirtschaftspflichten nach, ich hatte ihr vor dem Patienten noch versprochen, barmherzige Schwester zu sein.

Feldegg ist eigentlich kein schöner Mann, aber er hat ein wunderbar interessantes Gesicht und ein paar Augen — denen man sofort gut sein muß, man mag wollen oder nicht. Wenn ich sie anschaue, wird mir leichter ums Herz, es liegt etwas so Offenes, Vertrauenerweckendes in diesen Augen. Er erzählte mir von seinem „Pech" beim Rennen und meinte, da uns beide das Schicksal gleichermaßen in die Einöde verbannt habe, müßten wir uns gegenseitig zu trösten suchen, indem wir gute Kameradschaft schlössen.

„Ist's Ihnen recht, Baronesse?"

Ob's mir recht war? Ich nickte schweigend und reicht' ihm meine Hand, welche er an die Lippen führte. Nach einigen Sekunden sagte er, mich lächelnd anschauend:

„Nun möcht' ich mit keinem gesunden Vetter tauschen, und gäb' gern die lustigste Manöverzeit dran. Wie hätt' ich ahnen können, daß Patient zu sein so — so — angenehm ist."

Toll wirbelten die Gedanken durch mein Hirn, unter des jungen Mannes durchdringendem Blicke konnt' ich kaum atmen, fühlt' mich so dumm, so befangen wie ein Schulmädel und doch —

Feldegg beugte sich noch näher zu mir.

„Welch' herrliche Blumen! Das ist kein Strauß, das ist ein Gedicht — ein Stimmungsbild — für wen ist es bestimmt?"

„Für Onkel Phi—, nein, den alten Grafen," — nun ging's nicht mehr; ich fing zu weinen an.

„Nerven, Baronesse? Sie sehen doch gar nicht danach aus. Ist es Angst — vor — vor mir?"

„Nein," schluchzte ich, „aber vor den Onkels, vor Ihrem, vor meinem, vor den Eltern, den Menschen, der Welt. Denken Sie nur, was ich verbrochen habe!"

„Etwas ganz Entsetzliches, gewiß. Sie steigen in den falschen Wagen, notabene den einzigen, der da war, und —"

„Frug nicht einmal, ob er für mich sei."

„Frugen nicht einmal, ob er für Sie sei — die Sache wird immer verhängnisvoller. Daß Ihnen nicht gleich einfiel, die fünf Stunden nach Oberhof zu marschieren?"

Er sagte es so ernsthaft, daß ich beinahe lächeln mußte.

„Ich bin schon weiter gegangen, fünf Stunden sind keine Anstrengung für mich."

„Bewahre! Außerdem Kinderspiel bei Mondschein, in Waldeinsamkeit und fremder Gegend; auch passend, sehr passend für eine junge Dame."

„Was hätt' ich denn thun sollen?" Der feine Spott ärgerte mich.

„Gerade das, was Sie thaten, es war das einzig Vernünftige. Und nun, Baronesse, vergessen Sie Ihren Onkel, meinen Onkel, die Menschen, die ganze Welt, und schenken Sie mir jene Blumen dort; ich bin ja Patient, und einem Patienten darf man keine Bitte abschlagen. Verwöhnen Sie mich ein bischen."

Na, Betty, er bekam die Blumen, und ich — verwöhnte ihn auch, d. h. las ihm vor, musizierte drin im Verandasaal, während er nach dem Diner, das Frau Berndt mit uns eingenommen, unter der offenen Thür seine Cigarre rauchte, und vergaß wirklich unsere Onkels, bis meiner als deus ex machina um fünf Uhr angefahren kam.

Graf Feldegg, der meinige, pardon, Du verstehst schon, empfing ihn zuerst allein, ich packte gerade mit Frau Berndt



„Schenken Sie mir jene Blumen“ . . . (Seite 116)

meine Toiletten=sachen. Um Dir die Wahrheit zu ge=stehen, Betty, der Abschied thut mir leid. Gottlob ist Waldenhof nur dreißig Minuten von Oberhof entfernt, und Graf Feldegg soll, wie er mir sagte,

viel im Freien sein, Spazierengehen, Rudern, Reiten, da sieht man sich, denk' ich, mitunter.

Onkel Philipp hat mich gründlich ausgelacht, und noch unterwegs zuckte sein Schnurrbart oft verdächtig, wie er es bereits gethan, als Onkel, Feldegg und ich den Thee zusammen tranken.

Des alten Herrn Augen haben ein so lustiges Funkeln, Feldegg und ich konnten nicht ernst bleiben, obwohl Deine Ursel sich größte Mühe gab; ich glaub' nicht, daß der Rheumatismus Onkel arg zwickt. Auf der Heimfahrt berichtete ich alles in chronologischer Reihenfolge, anfangend beim Telegramm, endend bei —, 's ist noch nicht zu Ende, Betty, ich fühl's. Gute Nacht, mein Kopf ist wirr.

Es küßt Dich

Ursel.

Oberhof, 4. September.

Liebste Betty!

Wie's kam, daß Onkel mich nicht rechtzeitig abgeholt, frägst Du? Glücklicherweise war es weder seine, noch meine, sondern Papas Schuld. —

Väterchen hatte die Adresse geschrieben und in grimmer Wut alles vergessen bis auf Oberhof, von Erlstädt nichts erwähnt. Infolgedessen war der Brief nach Oberhof in Thüringen gewandert und von dort an den Adressaten zurückgeschickt worden, und während man sich in Cronberg den Kopf darüber zerbrach, was aus dem Töchterlein geworden, spielte dies in Waldenhof Krankenpflegerin. Nun ist alles aufgeklärt, ich habe auch dem Grafen Feldegg die Grüße seines Vetters durch Dela geschickt und bin neugierig, ob Isa — Du, Betty — in seinem Fall würden, so ganz um die Ecke herum — mein Feldegg und ich auch — verwandt. — Der Gedanke ist mir eben erst ge-

kommen. Adieu — Onkel wartet, wir reiten zusammen aus. Die Löwenklau, die richtige, ist wie Papa sie beschrieb, immerfort entsetzt über mich — schadet aber nichts!

In Eile

Deine Ursel.

Oberhof, 8. September.

Liebe Betty!

Ob sie zu Hause ebenso lustig sind wie ich? Kaum, denn zwischen Lipp' und Kelchesrand —

— — Arme Tante Guste! Dela schreibt, sie wäre einfach unausstehlich, weil, weil — er ausblieb, ihr, respektive Isas Feldegg. Warum, wissen wir nicht, und sein Vetter, den ich frug, natürlich ganz diskret, daß ihm keine Ahnung über den Grund meines Interesses aufdämmern konnte, behauptet, keine Auskunft darüber geben zu können. Manchmal würden im letzten Augenblick aus dieser oder jener Ursache die Dispositionen noch verändert, da sei es möglich, daß Graf Feldern-Feldegg einer anderen Abteilung zugeteilt worden wäre. — Schad', Isabellas wegen, wenn freilich jener Feldegg dem hiesigen ähnlich ist, hätte unsere kalte, berechnende Bella zu ihm gepaßt, wie die Faust aufs Auge. Der alte Graf war sonderbarerweise noch nie hier, obwohl Onkel mit der Familie sehr befreundet scheint, neuerdings, wie er mir auf meine diesbezügliche Frage sagte; Feldegg, der Patient, kommt beinahe täglich, d. h. abendlich, und erholt sich zusehends. Ich muß viel musizieren, oft thun wir es auch zusammen; o, Betty, so ein Herbstabend ist einfach wunder — wunderschön.

Mich freut's, daß Tante Guste telegraphierte! Verzeih', wenn meine Briefe eben kürzer werden, ich muß mich viel dem guten Onkel widmen, der wirklich rührend für seinen Wildfang ist. So nennt er mich nämlich und behauptet,

die tolle Ursel nicht wieder hergeben zu wollen, sie sei ihm Lebenselixier. Ein alter Mann, wie er, könne nicht ohne junges Element sein, sonst werde er griesgrämig. Die Löwenklau genüge ihm nicht mehr. Feldegg und ich mußten tüchtig lachen bei dieser ernsten Versicherung.

Ich bleib' übrigens ganz gern noch ein Weilchen hier.

Ursel.

Oberhof, 15. September.

Liebste Betty!

Was doch so die Menschenseele
Wunderliche Träume hat,
Küßt das Licht den jungen Morgen,
Fällt der Tau auf Blüt' und Blatt.

Denk', wie mir's ging! Ich wanderte über die Haide und erwartete den Sonnenaufgang, schaute nach dem Himmel, schaute in die Ferne, dahin, wo ungefähr Waldenhof liegt. Wunderliche Träume hielten mich gefangen, in sie hinein paßte so ganz er, der plötzlich, aus dem Walde tretend, vor mir stand. Meine wilden Blumen fielen zu Boden, wir bückten uns gleichzeitig. Da berührten seine Hände die meinen, hielten sie fest und eine leise Stimme flüsterte: „Sag', daß du mich lieb hast — Ursel.“

Sei nicht böse, Betty, aber was nun folgte, was ich antwortete, laß Dir von der Sonne erzählen, die gerade aufging und uns belauschte. Zum Frühstück bracht' ich Onkel Philipp einen neuen Neffen mit; und denk' nur, er war auch nicht ein bischen überrascht, er verdarb mir beinahe den Spaß. Onkel behauptet, es schon lange gewußt zu haben. Wir neckten uns: „Aber, Onkel, doch nicht von mir,“ sagte ich schmollend. „Natürlich von dir, Wildfang, ich bin in das Geheimnis eingeweiht seit, seit —



Meine wilden Blumen fielen zu Boden . . . (Seite 120)

deiner Einquartierung in — Waldenhof." Das war doch stark.

„Onkel," widersprach ich mit zurückhaltender Würde —

„Nichte," lachte er.

„Du kanntest ja meine Gefühle gar nicht —"

„Ich kannte seine, das genügte und — ich kenne meine Pappenheimer — das genügt wieder."

Wahrhaftig! Die Thränen waren mir in jenem Moment nahe. Feldegg, meiner! jetzt darf ich's sagen, küßte sie weg, und nun machte mir mein Bräutigam noch ein Geständnis — denk' nur, er war es, der eigentlich bei uns in Cronberg hätte sein sollen. Das Mißgeschick beim letzten Rennen schloß ihn vom Manöver aus, er kam nach Waldenhof und spielte dort — höchst perfide — seinen eigenen Vetter, der notabene gar nicht existiert.

Einen alten Grafen giebt es auch nicht, den hatte mir die gute Berndt nur als Beruhigungsmittel aufgebaut. Mein Walter hat mir auch bekannt, daß er mich vom ersten Augenblick an geliebt habe. Ich habe ihn auch schon lange lieb — d. h. den armen Vetter, wie sich der Schelm immer nannte. An die „gute Partie" muß sich Ursel, das kopflose Ding, erst gewöhnen.

Uebermorgen kommen Papa, Mama und Dela, sie holen mich ab und bringen noch jemanden mit, denn Onkel Philipp will durchaus zwei Brautpaare hoch leben lassen, für eines lohne sich die Mühe des Toastes nicht. Ich komme mir plötzlich ganz würdig vor, trotzdem —

Fräulein Löwenklau findet es unpassend, daß — ich wieder hängende Zöpfe trage; es ist so bequem und dann — Walter hat's gern.

Frau Berndt besuchte mich neulich, brachte mir die herrlichsten Rosen mit und sagte lächelnd, ob ich noch nicht

darüber nachgedacht habe, daß ihre Warnung prophetisch gewesen; sie wisse, Cupido lasse sich nicht gern ins Handwerk pfuschen. Guter, blinder Junge, er hat die arme Ursel gerächt. Adieu, Betty — Walter kommt, mit Kuß in Eile

Deine glückliche

Ursel.





Ueber Anwendung und Wirkung der Massage.

Von Dr. med. G. König.

Mit 13 Abbildungen.

(Nachdruck verboten.)



ie Heilmethode der Massage ist uralt. Wir finden sie schon in den frühesten Zeiten bei den unkultivierten Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas. In Indien bestand schon 300 Jahre v. Chr. ein Orden von Aerzten, die ihre Patienten mit Diät, Massage und Heilgymnastik behandelten. In China wurde die Massage von Priestern und in mechanisch-gymnastischen Schulen ausgeübt. Aus Japan wissen wir, daß die Kunst des Massierens meistens in den Händen von Blinden lag. Der blinde Ammasan (Masseur) empfahl sich auf der Straße dem leidenden Publikum durch eine Rohrpfeife, der er wehmütig klagende Töne entlockte.

Auch Griechen und Römer bedienten sich der Massage in Verbindung mit Bädern. Bekannt ist, daß der berühmte Hippokrat sie mit großem Erfolge anwandte und daß der 100 Jahre v. Chr. wirkende römische Arzt Asklepiades ein eifriger Anhänger dieses Heilverfahrens war. —

Vom Orient bürgerte sich durch die Kreuzzüge die Massage im Abendland ein. Doch diente sie mehr zur Verschönerung des Körpers, als zur Hebung von Kraft und Gesundheit. Den europäischen Aerzten der damaligen Zeit erschien die so vorzügliche Heilmethode zu einfach. Deshalb wollten sie von ihr nichts wissen, und so wurde sie nur von Wundmännern und Badern betrieben, um schließlich in die Hände von Hirten, alten Weibern 2c. überzugehen, die sie in Verbindung mit Beschwörungen und anderem Hokuspokus anwandten.

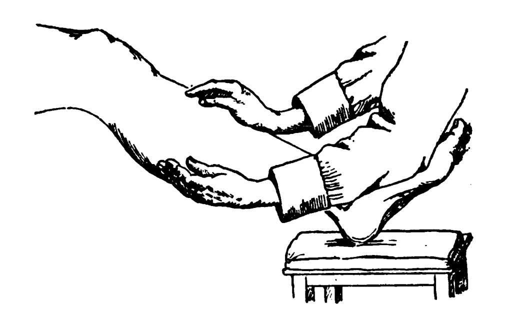


Fig. 1. Streichen des Unterschenkels.

Ende des 16. Jahrhunderts übte der bedeutende französische Chirurg Ambroise Parée die Massage aus und pries die Wirkungen seiner Kuren in einem größeren Werke. Mitte des 18. Jahrhunderts schilderte ein englischer Arzt Francis Fuller die Vorzüge der Massage. Wirkliches Gemeingut der ärztlichen Welt ist sie aber erst in der Neuzeit geworden. Das Hauptverdienst, die Massage systematisch angewandt zu haben, gebührt dem Schweden Henrik Ling, der mit der Aufstellung eines „gymnastischen Systems" auf anatomisch-physiologischen Grundsätzen auch die passiven Bewegungen einführte.. Ihm folgte der

schwedische Professor Branting und der Major Thure-Brandt, der verdienstvolle Erfinder der Frauenmassage bei Unterleibsleiden. Kurz darauf führte sich die Massage in Frankreich ein. In Deutschland kam sie erst etwas später zur Geltung. Heute ist sie bei uns allerdings derartig verbreitet und geschätzt, daß es wohl keinen praktizierenden Arzt giebt, der die Massage nicht anwendet.

Betrachten wir nun die Technik der Massage und ihre Wirkungen. Die Massage besteht in Streichen, Kneten,

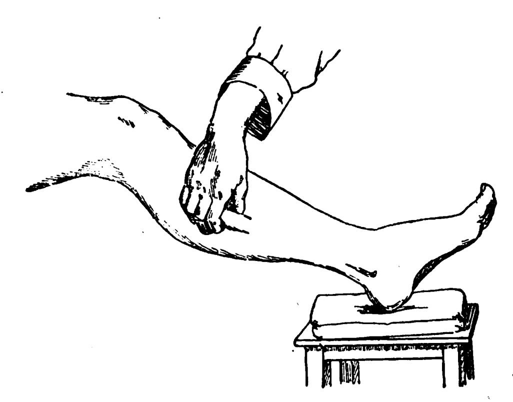


Fig. 2. Kneten eines Muskels.

Klopfen 2c. und bezweckt eine Stärkung der betreffenden Körperteile. Alle an dem Körperteil vorgenommenen Handlungen sind in der Richtung nach dem Herzen auszuführen. Massiert man den Kopf oder Hals, so streicht, klopft oder knetet man abwärts, während man Arme und Beine aufwärts bearbeitet. Durch das Massieren stärkt man in erster Linie die Nerven, dann die Adern und Lymphgefäße.

Die Nerven werden angenehm erfrischt, die Schmerzen gelindert, die Arbeitskraft erhöht. Letzteres erreicht man hauptsächlich durch die Körpermassage.

Durch die Massage wird der Stoffwechsel lebhafter, krankhafte Ablagerungen in den Muskeln werden zerstreut

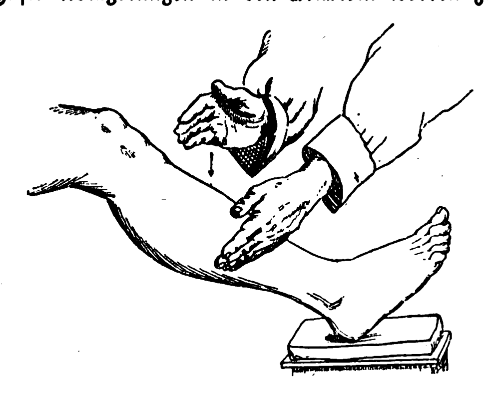


Fig. 3. Klappen mit beiden Händen.

und diese gekräftigt und gebrauchsfähiger. Die Haut wird glatt, warm, frisch, die Glieder gelenkiger und der ganze

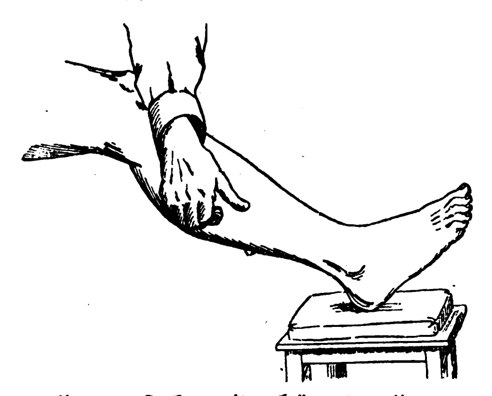


Fig. 4. Hacken mit gekrümmten Fingern.

Körper geschmeidiger. Das Blut zirkuliert schneller, der Puls geht kräftiger, das Nervensystem wird belebt, Wohl=

behagen, Lebens- und Schaffenslust kehren wieder, und diese Stimmung bleibt schließlich von Dauer.

Die Körperteile werden zur Massage durch ein Bad vorbereitet, die geschmeidig gemachten Glieder werden durch darauf folgende Gymnastik geübt. Diese kombinierte Behandlung wird in der Regel längere Zeit fortgesetzt.

Soll die Haut wärmer gemacht werden, so behandelt man sie trocken. Sonst reibt man sie vor der Massage leicht mit Vaseline oder einem anderen Fette ein, damit

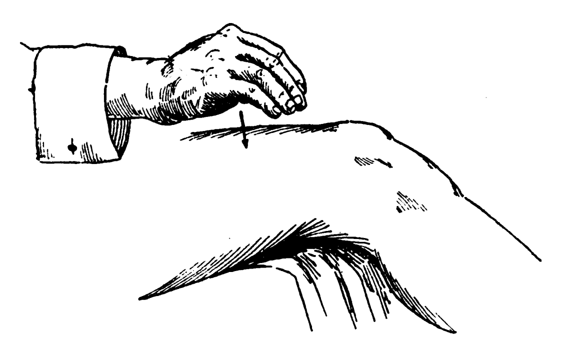


Fig. 5. Hohlhandklopfen.

die Hände leichter gleiten. Hierdurch werden auch etwa bei der Massage entstehende Schmerzen verringert. Aus diesem Grunde muß der Masseur auch seine Nägel kurz halten. Stark behaarte Körperteile sind unter Umständen zu rasieren.

Die Haut behandelt man durch Reiben, Streichen, Kneten, die Muskeln durch Kneten, Klopfen, Hacken; krankhafte Auswüchse sucht man zu verteilen. Ehe man den kranken Teil behandelt, macht man durch Vormassage die dem Herzen benachbarten Körperteile geschmeidiger. Dann folgt die eigentliche Massage, die an der anderen Seite

des kranken Teils beginnt und in dem vormassierten Teil ausläuft.

Bei trockener Haut darf man etwa nur fünf Minuten, bei geölter etwa zehn Minuten massieren.

Das Streichen (Fig. 1) geschieht je nach der Lage oder der Gestalt des betreffenden Körperteils mit den Fingerspitzen, mit den Flächen eines oder mehrerer Finger, mit den flachen Händen in der Art, daß die aufgelegten Hände resp. Finger stärker oder sanfter in der Richtung des Lymphstromes auf der Haut dahingleiten.



Fig. 6. Massieren des Fußes.

Wird mit beiden Händen gestrichen, so empfiehlt W. Mosengeil folgende Ausführung:

Wir legen die eine Hand unter der kranken Stelle so an, daß die Handfläche der Finger und die beiden Ballen der Hand dem Gliede flach anliegen. Darauf schiebt man diese Hand streichend in die Höhe, setzt die andere Hand in gleicher Weise auf und läßt sie der ersten folgen. Dieses Verfahren wiederholt sich abwechselnd: während die eine Hand sich auf dem Körper vorwärts bewegt, kehrt die andere durch die Luft nach unten zurück. Handelt es sich um das Streichen kleinerer beschränkter Hautpartieen, so kann man sich statt der flachen Hand des oberen Daumen=

gliedes bedienen. Wo es möglich ist, geht der Strich vom gesunden Gebiet durch das kranke hindurch wieder in das gesunde, dabei ist der Druck ein gleichmäßiger, oder man wechselt in der Stärke desselben und übt bald leichteren, bald schwereren Druck aus.

Beim Kneten (Fig. 2) nimmt man die zu behandelnden Muskeln zwischen Daumen und Fingerspitzen und drückt, knetet und walkt dabei.



Fig. 7. Massieren der Stirn.

Das Klappen (Fig. 3) geschieht mit den Seiten der kleinen Finger und zwar schnell. Hierbei kommt es auf ein leichtes Handgelenk an, das der Masseur durch längere Uebung geschmeidig machen muß. Beide Hände arbeiten abwechselnd in der Richtung nach dem Herzen.

Beim Hacken (Fig. 4) schlägt man mit den Spitzen der gekrümmten Finger auf die zu massierende Körperstelle, während man beim Hohlhandklopfen (Fig. 5) durch das Aufschlagen mit der hohlen Hand die Luft gegen den Körperteil preßt und sie auf ihn wirken läßt.

Obige Behandlungsweisen bestehen also in Zusammendrücken und Vorwärtsschieben in der Richtung nach dem Herzen, dem durch die Massage das Blut zugetrieben wird. Das Einströmen von neuem Blut in umgekehrter Richtung geschieht dann ganz von selbst in der gleichen Geschwindigkeit, wie das durch den Masseur vertriebene Blut dem Herzen zufließt. Dadurch wird die dem Körper erforderliche Blutzirkulation geschaffen.

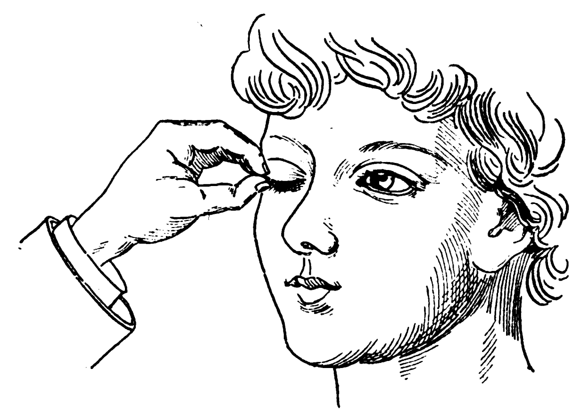


Fig. 8. Augenmassage.

Für die Ausführung der allgemeinen Körpermassage giebt Reibmayr (Ischl-Wien) die folgenden Anweisungen:

Die allgemeine Körpermassage beginnt, während der Patient im Bette liegt, zuerst an den Füßen; milde, aber fest erfaßt man die Haut, rollt sie leicht zwischen den Fingern und geht vorsichtig auf den ganzen Fuß über (Fig. 6). Dann werden die Zehen gebogen und nach jeder Richtung hin bewegt, demnächst mit Daumen und Fingern die kleinen Muskeln des Fußes noch mehr geknetet und die Gruppe der Interossei mit den Fingerspitzen zwischen

den Knochen bearbeitet. Hierauf werden die Gesamtgebilde des Fußes mit beiden Händen ergriffen und ziemlich fest darüber hingerollt. Nun behandelt man die Knöchel in gleicher Weise, indem man alle Spalten zwischen den miteinander artikulierenden Knochen aufsucht und knetet, während das Gelenk selbst in jede mögliche Stellung versetzt wird. Schließlich wird das ganze Bein vorgenommen, zuerst die bloße Haut, dann durch Tieferfassen das Unterhautzellengewebe und zuletzt durch häufiges, noch tieferes Packen die großen Muskelmassen, die zu diesem

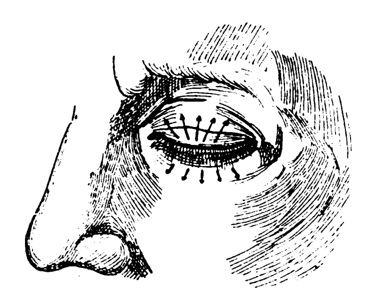


Fig. 9. Das Auge wird strahlenförmig massiert.

Zweck in den Zustand möglichster Entspannung gebracht werden. Der Griff in die Muskeln muß kräftig und fest sein. Bei den großen Muskeln der Waden, des Oberschenkels und des Oberarmes, wo die Muskeln gleichsam um den Knochen herumgeflochten sind, müssen beide Hände zugleich in Aktion treten, dergestalt, daß sie sich abwechselnd auf den Muskeln zusammenziehen. Bei der Behandlung der festen Muskeln auf der Vorderseite des Beines müssen die Finger oder die beiden Daumen den Muskel über die Ballen der Fingerspitzen rollen.

In kurzen Zwischenräumen faßt der Masseur das Glied in beide Hände und läuft mit diesem Griffe behende

aufwärts, als wolle er den Blutstrom in die Venen befördern und kehrt dann zum Kneten der Muskeln zurück.

Von der allgemeinen Massage kommen wir zur Gesichtsmassage. Fig. 7 zeigt uns die Stirnmassage, die von dem entweder vor oder hinter dem Patienten stehenden Masseur mit dem Daumen von der Mitte nach den Schläfen zu ausgeführt wird. Ebenso wird die Nase von der Mitte nach den Seiten massiert. Auch die Massage der Backen und Lippen ist seitwärts.

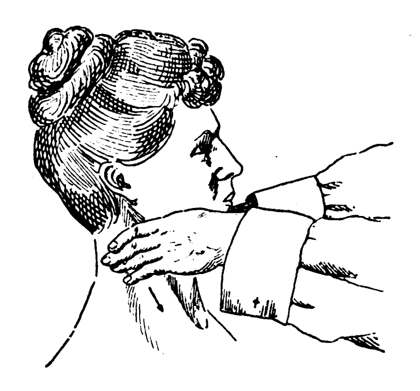


Fig. 10. Halsmassage.

Die Augenmassage ist sehr vorsichtig vorzunehmen. Sie darf auch nicht länger als zwei Minuten dauern. Sind schmerzhafte Affektionen vorhanden, so nehme man Oel. Die Massage findet in der Weise statt, daß man mit der Kuppe von Daumen oder Zeigefinger das obere oder untere Lid in der Nähe des Randes bedeckt und nun mit Hilfe des Lidrandes möglichst schnelle Reibungen des Auges vornimmt (Fig. 8), und zwar thut man gut, die Bewegungen strahlenförmig, wie Fig. 9 zeigt, zu machen. Die Augenmassage wurde in die Ophthalmologie von dem

berühmten Augenarzt Professor Donders in Utrecht im Jahre 1872 eingeführt. Donders, der bis dahin von Massage nichts wissen wollte, entschloß sich wegen eines schweren Schultergelenkleidens nach langer Ueberredung seiner Angehörigen, sich dem Dr. Metzger (damals Amsterdam, jetzt Wiesbaden) anzuvertrauen. Von der Wirkung



Fig. 11. Rückenmassage.

der Kur entzückt, wandte er sie und zwar mit großem Erfolge in seiner eigenen Klinik an.

Auch beim Halse wird von oben nach unten massiert. Zweckmäßig ist, wenn man den Patienten bei der Arbeit langsam und tief atmen läßt. Bei empfindlichen Kranken muß äußerst vorsichtig zu Werke gegangen werden (Fig. 10). Bei Kehlkopferkrankungen umfaßt man den Kehlkopf derart, daß er zwischen Daumen und Zeigefinger zu liegen kommt und streicht nun von oben nach unten. Für kleine Kinder ist bei Halskrankheiten die Massage außerordentlich wirk-

sam. Doch ist in diesem Falle dringend zu empfehlen, sie nur durch einen Arzt ausführen zu lassen.

Fig. 11 zeigt uns die Anwendung der Rückenmassage. Beim Schulterblatt streicht und walkt man nach unten und klopft die Muskeln nach den Schultern zu, während man die großen Rückenmuskeln in ziemlich gleichgiltiger Rich-

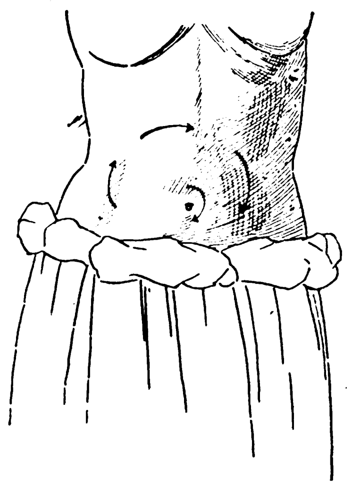


Fig. 12. Bauchmassage (kreisrunde Streichungen).

tung durch Streichen, Kneten, Klopfen und Walken bearbeitet.

Die schwierigste, aber keineswegs unwichtigste Massage ist die Bauchmassage, zu deren Ausführung uns die Reibmayrsche Methode besonders praktisch erscheint.

Um die Darmthätigkeit zu wecken, benutzt er folgende Handgriffe:

Handgriff I besteht, wie Fig. 12 zeigt, in kreisrunden Streichungen um den Nabel. Hierzu nimmt er die Spitzen

der drei längsten Finger, während der Daumen stützend auf dem Körper ruht.

Handgriff II massiert Reibmayr mit der flachen Hand. Die Hand wird möglichst gestreckt, und der Druck mit Daumenballen und dem Ballen des kleinen Fingers ausgeführt.

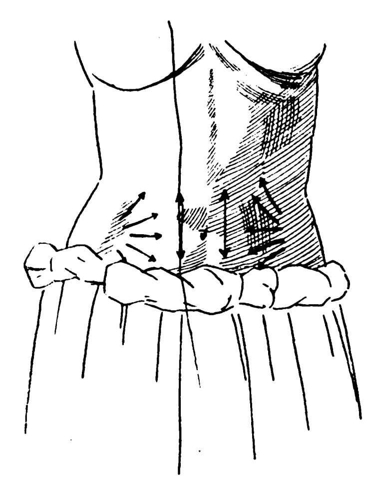
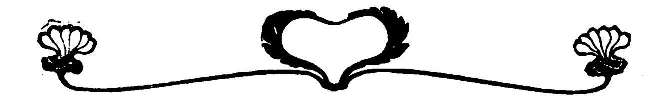


Fig. 13. Bauchmassage (Streichen und Klopfen).

Namentlich in Schweden massiert man nach der in Fig. 13 dargestellten Methode, die hauptsächlich in Streichen und Klopfen in der Richtung der Pfeile besteht.

Unsere Leser, die sich eingehend über Massage unterrichten wollen, bitten wir, sich an uns zu wenden. Wir sind gern bereit, weitere Aufschlüsse zu geben.





Europas Kriege gegen China.

Ein geschichtlicher Rückblick von Dr. **A. Ernst.**

(Nachdruck verboten.)

Seitdem aus dem mythischen Dunkel der Vorzeit, zum Teil noch von ihm verschleiert, die ersten beglaubigten Thatsachen sich abheben, und Klio auf ihren ehernen Tafeln weltgeschichtliche Begebenheiten verzeichnet, spielen die großen Kämpfe zwischen Asien und Europa, zwischen Barbarei und Kultur eine bedeutsame Rolle. Vom trojanischen Kriege angefangen, hinter dessen sagenhaftem Gewande historische Ereignisse verborgen sind, bis zu dem Einfalle der Hunnen, den Kreuzzügen und den Türkenkriegen — immer wieder kam es, teils durch politische, teils durch religiöse Beweggründe veranlaßt, zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Völkerschaften der beiden Erdteile.

Auch jetzt wieder scheint eine Periode gewaltigen Zusammenpralls angebrochen zu sein: allen diplomatischen Bemühungen zum Trotz, kaum daß die Friedensschalmeien der Haager Konferenz verklungen sind, tönt von verschiedenen Schauplätzen des Welttheaters der Lärm der Waffen zu uns herüber, und große Gegensätze sind es, welche ausgefochten werden. Ein Rassenkampf ist es, der zwischen

der englischen und holländischen Bevölkerung Südafrikas tobt und noch lange fortglühen wird, selbst wenn der letzte Bur der jetzigen Uebermacht des ländergierigen Albion weichen muß; ein Rassenkampf ist es, der die Aschantis gegen das englische Joch sich auflehnen läßt; ein Rassenkampf von größter Tragweite ist jetzt in China entbrannt und zeigt uns, daß der alte Gegensatz zwischen Europa und Asien noch lange nicht überwunden ist.

Mit markigen Worten hat unser Kaiser auf die „gelbe Gefahr" hingewiesen und die Völker Europas zur Wahrung ihrer heiligsten Güter aufgefordert. Zum Schutz hat er uns aufgerufen und nicht zum Trutz, zum Schutz unseres überseeischen Handels und unseres Glaubens und nicht zum Erwerb neuen Landes im fernen Osten. Der Erwerb von Kiautschou in Form eines Pachtvertrages sollte nur unserer Flotte einen Stützpunkt bieten, wie ihn andere Mächte schon vorher besaßen, und dem deutschen Kaufmann sollte der Zugang zu den chinesischen Hafenplätzen gesichert werden. Alle weiteren Ansprüche hat die deutsche Regierung stets von sich gewiesen, auch jetzt, nach der schmählichen Ermordung des deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler und so vieler Europäer in Peking, wünscht sie nur ausreichende Genugthuung und Sicherheit für die Zukunft.

Nicht alle Mächte haben eine so weise Mäßigung geübt. Besonders Großbritannien, das unersättliche, und auch Frankreich und Rußland haben mehr oder minder deutlich durchblicken lassen, daß eine „Aufteilung" Chinas ihnen willkommen wäre, besonders wenn sie das größte Stück davon erwischen. Da ist es denn schließlich kein Wunder, daß das Riesenreich, das über 400 Millionen Einwohner zählt und den dritten Teil von Asien umfaßt, das auf eine viertausendjährige Kultur zurückblickt und nicht wenig stolz auf dieselbe ist, gegen diese geplante

Zerbröckelung sich auflehnt. Nie wäre es im „himmlischen Reiche“ zu so gewaltsamen Ausbrüchen des Fremdenhasses gekommen, wenn die Sendboten des Westens nicht immer bloß ihre eigenen Ideale und Interessen im Auge gehabt, sondern auch die des chinesischen Volkes ein wenig berücksichtigt hätten. England hat hierin am meisten gesündigt, und bei ihm können sich die europäischen Festlandsmächte bedanken, wenn ihre Angehörigen der Wut eines fanatisierten Pöbels zum Opfer gefallen sind und wenn die allgemeine Lage eine Zuspitzung erfahren hat, daß trotz aller militärischen Kraftanstrengungen ein Ende noch nicht abzusehen ist — mag man von dem schließlichen Siege unserer Waffen und unserer Kultur noch so sehr überzeugt sein.

Ein geschichtlicher Rückblick auf die früheren Kämpfe europäischer Staaten gegen China giebt die besten Fingerzeige über das, was auf beiden Seiten gefehlt worden ist.

Die Erzeugnisse Chinas wurden seit lange von fremden Völkern begehrt, und auch den Chinesen war es erwünscht, solche gegen bares Geld abzusetzen, nur sollten die gehaßten und verachteten „Barbaren“ den Boden ihrer Städte nicht betreten. Bloß vor den Thoren von Kanton war es schon früh erlaubt, Handel zu treiben. Die Portugiesen, welche eine Niederlassung in Macao erwarben, bemächtigten sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts dieses Verkehrs; ihnen folgten später Holländer und Engländer, zuletzt die Amerikaner nach und erbauten Faktoreien vor Kanton. Der erzielte Umsatz gewann mit der Zeit einen bedeutenden Umfang. Die Engländer waren jedoch nicht gesonnen, fortwährend ihr gutes Geld hinzugeben, um dafür Thee, Seide, Porzellan, Baumwolle oder andere Waren zu erhalten; besonders für Thee, der ihnen zu einem Bedürfnis geworden war, hatten sie bisher ungeheure Summen nach China geschickt, daselbst aber von ihren eigenen Erzeug-

nissen wenig oder nichts abgesetzt. Nun sollten die Chinesen auch gegenseitig ihre Kunden werden und ihre Fabrikate, vor allem das in Ostindien gebaute Opium, abnehmen. Die Chinesen hatten angefangen, sich dem Genusse des Opiums mit Leidenschaft hinzugeben und mußten nun die von der ostindischen Gesellschaft eingeführte Ware außerordentlich teuer bezahlen. Da der Gebrauch des Opiums immer allgemeiner wurde, so neigte sich der Handelsvorteil, welcher früher ausschließlich bei China gewesen, auf Seite Englands hin. Von der chinesischen Regierung wurde jetzt die Einführung des Opiums wegen seiner narkotischen, gesundheitzerstörenden Wirkung verboten. Der Schleichhandel mit Opium nahm infolge dieses Verbotes eine große Ausdehnung an. Vergebens wurde auf den Kauf und Gebrauch des Opiums die Todesstrafe gesetzt und in mehreren Fällen vollzogen. Die Neigung dazu war mächtiger als die Furcht. Endlich nahmen die chinesischen Behörden 20000 Kisten Opium, welche einen großen Geldwert darstellten, von englischen Handelsschiffen fort. Nach fruchtlosen Unterhandlungen kam es 1840 zum Kriege, über dessen Ausgang sich die Chinesen in ihrer Verblendung und Unwissenheit die thörichtsten Illusionen machten.

Noch bevor eine Kriegserklärung Englands ausgesprochen war, kam es zu einem Zusammenstoß der chinesischen Flotte mit englischen Kriegsschiffen, bei dem die Chinesen unterlagen und sechs Schiffe mit über 1000 Mann verloren. Die Erbitterung gegen England wuchs damit gewaltig. Auf jeden Kopf eines der „fremden Teufel“ setzte der Statthalter von Kanton einen Preis. Nunmehr entschloß man sich in London, von den Chinesen Genugthuung zu erzwingen und der Willkür der Machthaber mit Waffengewalt zu begegnen. Eine große Streitmacht wurde zusammengezogen und Kanton blockiert. Nach Zurücklassung

einiger Fahrzeuge segelte das Geschwader nach der Mündung des Peiho, um gegen Peking vorzugehen. Durch allerhand listige Vorspiegelungen aber gelang es dem Kaiser, das vor der Mündung liegende Geschwader zur Umkehr zu bewegen, um in Kanton die Verhandlungen zu beginnen. Diese wurden dann auch nach der Rückkehr des Geschwaders dort eingeleitet, aber nach echt chinesischer Art endlos hingezogen. Der englische Admiral verlor die Geduld und eröffnete von neuem die Feindseligkeiten, indem er die südlich von Kanton an den Flußmündungen und auf den Inseln liegenden chinesischen Befestigungen zerstörte und das feindliche Geschwader vernichtete. Nunmehr eingeleitete Friedensverhandlungen stießen in Peking auf Widerstand, und so wurde der Krieg fortgesetzt. Dieses Mal entschloß man sich, zunächst Kanton zu nehmen. Zu einem energischen Kampfe kam es indessen nicht. Nur wenige Schüsse waren gewechselt, als die Chinesen die Stadt übergaben. Kleinmütig geworden, gingen sie jetzt auf alle Bedingungen ein, zahlten sechs Millionen Dollars und zogen sich in beträchtlicher Stärke zurück, dem Sieger 1200 Kanonen überlassend. Eine Verfolgung war bei der geringen englischen Truppenzahl ausgeschlossen. Verstärkt durch Nachschub, segelte das Geschwader von 20 Schiffen einige Monate später nach der der Insel Formosa gegenüberliegenden Hafenstadt Amoy, die nach kaum dreistündigem Kampfe den Engländern überlassen wurde. Auch die Städte Tinghai (auf der Insel Tschusan) und Ningpofu fielen ihnen trotz tapferster Gegenwehr der Chinesen in die Hände. Damit aber waren die Sieger an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angekommen; denn die äußerst geringe Truppenmacht reichte schon kaum hin zur Besetzung des unterworfenen Gebietes. So herrschte denn, von Streifzügen abgesehen, bis zum Frühjahr 1842 Ruhe. Fortgesetzt mußte der Krieg aber werden, da der Kaiser

von China sich auf keinerlei Friedensbedingungen einließ. Im Frühjahr 1842 trafen an der Südostküste Verstärkungen aus Indien und dem Mutterlande ein, aber erst im Mai war das englische Geschwader imstande, von Tschusan aus nach der Yangtsekiangmündung zu segeln, um sich der Stadt Nanking zu bemächtigen. Innerhalb weniger Wochen waren zunächst die zum Teil stark befestigten und zumeist tapfer verteidigten Städte Tschapan, Wusung und Schanghai im Besitz der Engländer. Nachdem abermals Verstärkungen eingetroffen waren, verließ die Flotte in fünf Gruppen Wusung zur Fahrt in den Strom. Zunächst mußte Tschintsjan, die Seehafenstadt von Nanking, fallen. Gegen bedeutende Uebermacht erfolgte der Angriff zu Lande und zu Wasser. Die Chinesen fochten tapfer und mit Erbitterung und machten den Angreifern den Sieg nicht leicht. Begünstigt durch die Tiefenverhältnisse des Stromes, der bis Nanking für alle damals verwendeten Schiffe fahrbar war, gelang es dem englischen Geschwader, am 10. August 1842 vor Nanking zum Angriff bereit zu liegen. Es war bei der tropischen Hitze für die kühnen Eindringlinge, deren Reihen durch Gefechtsverluste, Cholera und Sumpffieber bereits stark gelichtet waren, ein Glück, daß die Chinesen auf einen Kampf verzichteten und sich demütig zur Annahme der auferlegten Bedingungen bereit erklärten. Die Unterhandlungen führten schon am 26. August zu einem Friedensschluß, der den Engländern außer Kanton die Häfen Amoy, Futschoufu, Ningpofu und Schanghai öffnete, ihnen Honkong überließ, Regulierung der Zölle, gleiche Behandlung mit denen der Chinesen, sowie 21 Millionen Dollars Kriegsentschädigung zusicherte und die Einfuhr des Opiums aus Ostindien gestattete. Von allen lästigen Bedingungen dieses Vertrages ertrug die überwundene Macht die letzte am schwersten, da sie zugleich in staatswirtschaftlicher Hinsicht von den übelsten

Folgen war, und für das nicht allein entbehrliche, sondern auch zerstörende Opium im Durchschnitt jährlich 35 Millionen Dollars aus dem Lande gingen. Dieser Friedensartikel war es daher vornehmlich, welcher den Grund zu den nachfolgenden Kriegen legte, da er einer aufrichtigen Versöhnung zwischen beiden Teilen am meisten im Wege stand.

Eine Beleidigung der englischen Flagge im Oktober 1856 gab die Veranlassung oder den Vorwand zum erneuten Kriege. Da die verlangte Genugthuung versagt wurde, brachen die Feindseligkeiten aus. Die Beschießung von Kanton begann, schon Ende Oktober drangen die Engländer ein, erstürmten den Palast des Gouverneurs, konnten aber ihre Stellung nicht behaupten und eröffneten von neuem das Feuer gegen die alte Stadt. Der Mut der Chinesen blieb ungebrochen, und sie reizten ihre Gegner nur noch mehr, indem sie die Faktoreien der fremden (englischen, französischen und amerikanischen) Kaufleute bei Kanton niederbrannten. Schließlich mußte der britische Admiral, der sich zu schwach fühlte, die bisher eroberten Forts, mit Ausnahme eines einzigen, räumen. Trotzdem dauerte der Krieg zur See fort, allein der Ausbruch des großen indischen Aufstandes lähmte die Kraft zu Unternehmungen gegen China. Dieser Umstand bot den Franzosen Gelegenheit zur Einmischung in diese Händel. Die Verfolgungen, welche katholische Priester, überhaupt die Anhänger dieser Kirche in China erfahren hatten, begründeten die Forderung einer Genugthuung, und da diese versagt wurde, so kam zwischen Frankreich und England ein Uebereinkommen zu stande, dem zufolge die beiden Mächte ihre Geschwader vereinigen und Kanton gemeinsam blockieren sollten, um den zweifellos von der Zentralregierung in Peking heimlich unterstützten Vizekönig zum Gehorsam zu zwingen. Ende Dezember 1857 erschien



Die Lindenwirtin.

Gemälde von A. Weinert.



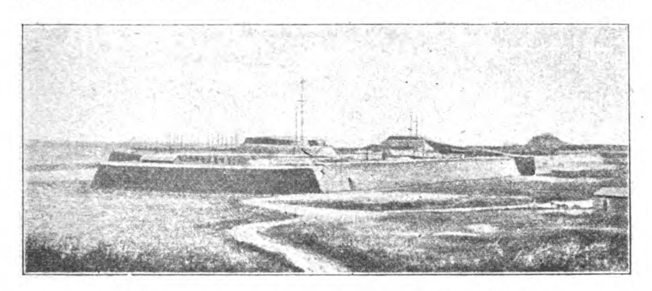
Die Lindenwirtin.

Zu dem Gedicht von Rudolf Baumbach.

Mit Genehmigung von Hanfstaengls Nachf., Berlin.

denn auch ein starkes englisch-französisches Geschwader unter dem Kontreadmiral Seymour (einem Namensvetter des jetzt vielgenannten Lords) vor Kanton. Nach kurzer Beschießung und folgendem Sturm konnten die Verbündeten in die Stadt einrücken, der Vizekönig wurde gefangen nach Kalkutta geführt und die Umgebung von Kanton in gemeinsame Verwaltung genommen. Zur Begleichung der noch schwebenden Streitfragen wurde die Pekinger Zentralregierung aufgefordert, Gesandte nach Schanghai zu entsenden; China antwortete jedoch ausweichend. Seine Diplomatie verstand es meisterhaft, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, jeder bestimmten Forderung aus dem Wege zu gehen und unter allen nur erdenklichen Ausflüchten die eingegangenen Verpflichtungen nicht zu erfüllen. Auf diplomatischem Wege war also nicht weiter zu kommen. Die beiden Bevollmächtigten Englands und Frankreichs beschlossen daher, den Krieg, der bis jetzt im äußersten Süden des Reiches geführt worden war, nach dem Norden und nötigenfalls bis in die Residenz des Kaisers zu tragen. Das Vorgehen einer bewaffneten Macht auf Peking schien das einzigste Mittel, um die chinesische Regierung gefügiger zu machen und Handel und Leben der in Ostasien weilenden Europäer wirksam zu schützen. Am 20. Mai 1858 erfolgte der Angriff durch die vereinigten Geschwader, die nach der Petschilibucht und an die Mündung des bei Peking vorbeifließenden Peiho abgegangen waren. Da die die Einfahrt in den Fluß sperrenden Forts nicht gutwillig geräumt wurden, nahmen die Verbündeten die an der Peihomündung gelegenen und von den Chinesen für „unüberwindlich" gehaltenen Taku-Forts mit Waffengewalt, ein Geschwader flachgehender Fahrzeuge erschien vor Tientsin, der „himmlischen Stadt", und nun erklärten sich die Chinesen, die durch dieses schnelle Vorgehen völlig überrascht

wurden, zum Nachgeben bereit. Sie knüpften mit den „Barbaren“, vor deren Anblick sie die Residenz behüten wollten, Verhandlungen an und mußten sich schließlich, als ihre Schliche und Kniffe nicht mehr verfingen, im Vertrage von Tientsin am 27. Juni 1858 dazu verpflichten, eine Kriegsentschädigung von 12 Millionen Dollars zu zahlen und den Angehörigen der Vertragsmächte Erleichterungen im Handelsverkehr zu gewähren. Im einzelnen erzielten England und Frankreich folgende Zugeständnisse: die christliche Religion darf im chinesischen



Ansicht der Taku-Forts an der Peihomündung.

Reiche nicht mehr verfolgt werden, ihr Kultus und die Ausbreitung ihrer Lehre wird gestattet; diplomatische Agenten können ihren bleibenden Wohnsitz in Peking nehmen, und dem Kaiser von China steht es gleichfalls frei, Gesandte in London und Paris zu beglaubigen; neun weitere Häfen des Reiches werden dem Verkehre eröffnet, und die Beschiffung des wichtigen Flusses Yangtsekiang, an dessen Ufer Nanking liegt, wird freigegeben; der Zolltarif wird einer Revision unterworfen; Ausländer sind berechtigt, mit Pässen ihrer Regierungen ganz China zu bereisen und haben Anspruch auf den Schutz der Behörden; der Verlust, den die fremden Kaufleute in Kanton erlitten haben, wird ermittelt und ihnen erstattet.

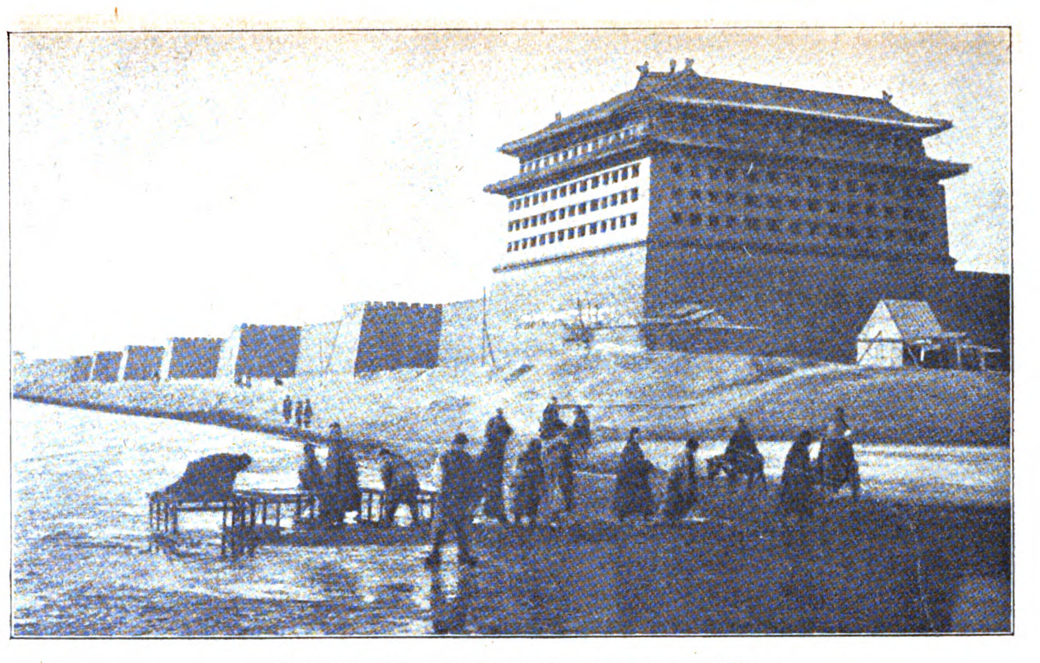
Obgleich die Russen und Nordamerikaner sich an dem Kampfe nicht beteiligt hatten, und ihre Kriegsfahrzeuge nur Zuschauer geblieben waren, so benutzten sie doch die Gelegenheit, um auch ihrerseits Verträge mit China abzuschließen. Rußland erreichte eine „Grenzregulierung“, die in Wirklichkeit auf die Abtretung des großen Amurgebietes und anderer Provinzen an das Zarenreich hinauslief. Dieses Gebiet, größer als Deutschland, unter mildem Himmelsstrich, fruchtbar und fähig, eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, bot Rußland noch den großen Vorteil eines offenen Hafens, von dem aus Kriegs- und Handelsschiffe unausgesetzt den Stillen Ozean befahren können, während bisher der russische Verkehr mit China auf den Karawanenweg durch Sibirien angewiesen war. Unter den Abmachungen mit Nordamerika, die sich im wesentlichen auf Unterdrückung der Seeräuber, des Schleichhandels und anderer kulturschädlicher Erscheinungen beschränken, ist besonders die Zusage der Vermittelung bei Zwistigkeiten Chinas mit anderen Staaten von Interesse — ist doch dieser Vertragspunkt geeignet, auf das ursprünglich so auffallende Verhalten der Unionsregierung in den gegenwärtigen chinesischen Wirren ein helles Licht zu werfen.

Durch diese Verträge ist China der christlichen Religion, der europäischen Kultur und dem Unternehmungsgeist aller Länder zugänglich geworden, obgleich natürlich bei einem Volke, das mit solcher Hartnäckigkeit an dem Gewohnten und Herkömmlichen festhält, neue Ansichten und Kenntnisse sich nur langsam und schwer Bahn brechen. China war nur der Macht gewichen und fest entschlossen, den Bedingungen des Friedens von Tientsin nicht nachzukommen, sich vielmehr auf einen Krieg mit den europäischen Mächten vorzubereiten. Ein Jahr war vergangen, ohne daß es an die Erfüllung des Vertrages von Tientsin gedacht hätte. Auf der anderen Seite suchten die Ver-

treter Englands und Frankreichs mit dem Uebermut des Siegers über ihre Rechte hinauszugehen und trugen hierdurch zur Verschärfung des Konfliktes bei. Von ihren Flotten begleitet, verließen sie Mitte Juni 1859 den Hafen von Schanghai, um nach dem Meerbusen von Petschili abzudampfen. An der Mündung des Peiho angelangt, forderten sie, den Fluß mit Kriegsdampfern hinauffahren und Peking mit bewaffneter Begleitung betreten zu dürfen. Ein solcher Anspruch, der weder durch Gesandtenmord noch durch Niedermetzelung von Fremden begründet war, verstößt gegen das Völkerrecht, und die chinesische Regierung hatte allen Grund, sich demselben zu widersetzen. Der Generalgouverneur erklärte sich bereit, die Gesandten an einem Nebenarme des Peiho zu empfangen und mit ihrem unbewaffneten Gefolge nach der Residenz zu begleiten. Nur der nordamerikanische Gesandte, der gleichzeitig erschienen war, nahm diesen Vorschlag an und hat auch wirklich den Zweck einer friedlichen Verständigung erreicht; der englische und französische Gesandte dagegen waren für ihre persönliche Sicherheit und das Ansehen ihrer Regierungen besorgt und faßten daher den Entschluß, sich die Stromfahrt mit Gewalt zu öffnen. Die Takuforts, welche im Jahre vorher mit Leichtigkeit genommen worden waren, glaubte man mit derselben Schnelligkeit wieder erobern zu können, diesmal aber hatten sich die Chinesen besser vorgesehen. In Erwartung eines Angriffes hatte die Regierung starke Streitkräfte mit zahlreicher Artillerie an der Peihomündung versammelt. Die Forderung, die im Flusse angelegten Sperren zu beseitigen, wurde mit Feuer aus den Takuforts beantwortet. Der Versuch, letztere mit stürmender Hand zu nehmen, wurde blutig abgewiesen; von 1000 Engländern und Franzosen waren 500 außer Gefecht gesetzt, drei Kanonenboote waren in Grund geschossen.

Der Sieg von Taku hob das Selbstbewußtsein der Chinesen außerordentlich; um die erhaltene Schlappe gut zu machen und das Ansehen der beiden europäischen Mächte wieder herzustellen, bedurfte es größerer Streitkräfte, und der Rachezug mußte bis zum Jahre 1860 verschoben werden. Vor dem Hauptfort am Peihoflusse lagerten in der Nacht des 20. August die bedeutend verstärkten Truppen der Verbündeten außerhalb Kanonenschußweite. Noch vor Morgengrauen begann die Aufstellung der Geschütze, und die Truppen gingen zum Angriff vor. Sobald die Verbündeten in Schußweite traten, begrüßte sie das Fort mit einem lebhaften Feuer; nun aber donnerten die Armstrongkanonen gegen den Feind, während das Fußvolk eine geschützte Stellung hinter Erdwällen einnahm. Die Wirkung der gezogenen Geschütze und Mörser machte sich bald fühlbar; Schuß auf Schuß traf die Werke, und die Bomben platzten mit furchtbarer Genauigkeit. Bald flog auch das große Pulvermagazin des Forts mit ungeheurem Krachen auf, doch trotz dieses Ereignisses kämpften die Chinesen, solange der Angreifer noch weiter entfernt blieb, hinter Wall und Gräben mit Hartnäckigkeit weiter; erst, als die Engländer und Franzosen zum Sturm antraten, ließ ihr Mut nach. Ernsten Widerstand im Nahkampfe leisteten sie nicht, — eine Eigentümlichkeit, die man immer wieder bei der Kampfesweise der Chinesen beobachten kann. Zuerst drangen die Franzosen mit Hilfe ihrer leichten, aus Bambusrohr gezimmerten Sturmleitern in die Befestigung; die Engländer brachen sich hierauf durch eine Bresche Bahn. Wenige Stunden nach Eroberung dieses Hauptforts wurden die anderen Forts gegen Bewilligung des freien Abzuges mit allen Vorräten übergeben. Die Scharte vom 25. Juni 1859 war glänzend ausgewetzt.

Von Interesse ist es, daß bei der damaligen Einnahme der Takuforts der jetzt ebenso hochmütige wie unfähige

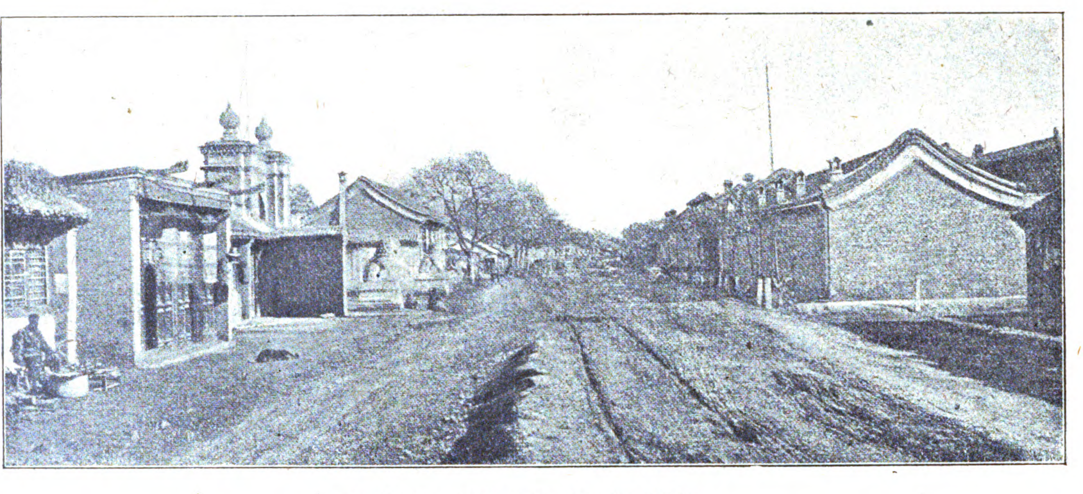


Befestigter Grenzwall der Tatarenstadt in Peking.

englische Admiral Lord Seymour, dessen verunglückter Vormarsch nach Peking in der Ansprache des deutschen Kaisers an seine Offiziere eine so herbe Kritik erfahren hat, als blutjunger Seekadett mitkämpfte; aber, trotzdem die Lage vielfach eine ähnliche war, hat er aus seinen Erfahrungen nichts gelernt.

Nach Eroberung der Takuforts und Beseitigung einiger den Fluß sperrender Hindernisse konnten die Verbündeten den Peiho hinauffahren und das von allen chinesischen Truppen verlassene Tientsin in Besitz nehmen. Die Mandarinen und Notabeln der Stadt kamen ihnen entgegen mit der Erklärung unbedingter Unterwerfung und mit der Bitte um Schonung des Eigentums, die zugestanden ward. Friedensverhandlungen, die von Abgesandten der Regierung angeboten wurden, scheiterten an der Bedingung der Verbündeten, die Unterschriften der Friedensurkunde nur in Peking austauschen zu wollen. Ganz abbrechen wollten aber die Chinesen die Verhandlungen nicht. Sie hatten zweifellos nicht die ernste Absicht gehabt, Frieden zu schließen, und wollten nur Zeit gewinnen, um ihrem Oberbefehlshaber die Zusammenziehung von Truppen zu ermöglichen. Um so bereitwilliger ging man auf den Vorschlag der Verbündeten ein, die Verhandlungen in Tungtschau, vier Meilen östlich von Peking, zu führen. Hier sollte nach Absicht der Chinesen das verbündete Heer vernichtet werden.

Am 9. September begann der durch große Hitze, feindselige Haltung der Bevölkerung und Mangel an gutem Trinkwasser erschwerte Vormarsch von etwa 6000 Mann; eine gleiche Anzahl blieb zur Deckung der Verbindungen in Tientsin zurück. Die Einwohner flohen bei Annäherung der Verbündeten und vernichteten ihre Lebensmittel. Schon hieraus wurde auf die Nähe einer stärkeren chinesischen Armee geschlossen. Auch die Abreise des chinesischen Kaisers



Straße der Gesandtschaften in Peking.

von Peking nach dem Westen wies auf die Absicht weiteren Widerstandes hin.

Schon waren die Verbündeten in Tungtschau eingerückt, und die Verhandlungen mit den beiden chinesischen Bevollmächtigten waren bereits so weit gediehen, daß es sich nur noch um Erledigung einzelner Förmlichkeiten handelte. Die chinesischen Behörden erklärten sich auch bereit, den verbündeten Truppen Verpflegung zu liefern. Alles dieses war aber Hinterlist und Betrug. Als die Verbündeten den weiteren Vormarsch antraten und eine größere Zahl Offiziere vorausschickten, um die Biwaks zu bezeichnen und das Nötige für Lieferung der Verpflegung vorzubereiten, fanden diese bei Tschangkiawang, eine Meile südlich von Tungtschau, auf dem rechten Peihoufer die chinesische Armee in Stärke von etwa 25000 bis 30000 Mann und 80 bis 90 Geschützen in starker, ausgedehnter Stellung, befehligt von einem als Todfeind der Europäer bekannten kaiserlichen Prinzen. Im Vertrauen auf die dem Abschluß nahen Verhandlungen begaben sich die europäischen Offiziere in das chinesische Lager. Kurz nachdem die verbündeten Truppen, die um ein Drittel zusammengeschmolzen waren, sich der chinesischen Stellung auf wirksame Schußweite genähert hatten, entstand zwischen den Offizieren und den Chinesen aus unaufgeklärter Ursache Streit. Einigen gelang es zu entkommen, mehrere wurden gefangen und in Ketten nach Peking gebracht. Da gleichzeitig auch das Feuer auf der ganzen Linie gegen die Verbündeten aufgenommen wurde, ist es sehr wahrscheinlich, daß es sich um Ausführung eines sorgfältig geplanten Ueberfalles gehandelt hat. Die englisch-französischen Truppen gingen sofort zum Angriff vor; der Widerstand der Chinesen war nur gering, nachdem es der englischen Kavallerie gelungen war, die tatarische Reiterei zu zersprengen, die 2000 Tote und Verwundete und 50 Kanonen auf dem Platze ließ.

In heimtückischer Weise rächten sich die Chinesen für diese Niederlage. In Tungtschau wurden nämlich alle Europäer, die sich dorthin im Vertrauen auf den geschlossenen Frieden begeben hatten, gefangen genommen und nach Peking abgeführt. Nach diesem verräterrischen Ueberfall ließen sich die chinesischen Bevollmächtigten nicht weiter sehen, und die Bevölkerung von Tungtschau entfloh aus Angst vor der Rache der gereizten Verbündeten, welche nunmehr die verödete Stadt rechts liegen ließen und sich geradeswegs gegen Peking wendeten. Etwa anderthalb deutsche Meilen vor dieser Hauptstadt des chinesischen Reichs hatte der Feind bei Palikiau ein Lager bezogen, welches durch den Kanal, der den Peiho mit Peking verbindet, gedeckt und durch eine zahlreiche Artillerie verteidigt wurde.

Auf diesem Zuge hatten die Verbündeten bereits beträchtliche Beute gemacht, und unter anderm war in Tschangkiawang ein Theelager im Werte von einer Viertelmillion Pfund Sterling in ihre Hände gefallen.

Der Angriff gegen die chinesische Stellung erfolgte am 21. September. Die französische Avantgarde wurde bei ihrem Vormarsch von der tatarischen Kavallerie attackiert, die bis auf 200 Meter an die Mündungen der feuernden Geschütze herankam. Nach gründlicher Vorbereitung durch die Feldgeschütze wurde die Brücke bei Palikiau gestürmt. Bei der englischen Kolonne warf die Kavallerie starke tatarische Reiterei über den Tunghwiho zurück, die Infanterie drang sofort nach und konnte sich in Besitz des Flußüberganges setzen. In voller Auflösung floh die chinesische Armee in nordwestlicher Richtung; sie soll etwa 1200 Mann verloren haben, während der Sieger nur wenige Tote zu beklagen hatte.

Daß mit den damaligen Kriegsmitteln jeder fernere Widerstand vergeblich war, konnte man sich im kaiserlichen Kabinett nicht länger verhehlen, und daher zeigte Prinz

Kong, ein Bruder des Kaisers, am Tage nach der Schlacht von Palikiau den Verbündeten an, daß die fremdenfeindlichen Prinzen abgesetzt worden seien und der Kaiser ihm die Vollmacht erteilt habe, den Friedensschluß zu stande zu bringen. Die Gesandten erklärten auf diese Eröffnung, daß, bevor die Feindseligkeiten eingestellt und Unterhandlungen begonnen werden könnten, erst die in Tungtschau verräterischerweise verhafteten Personen in Freiheit gesetzt werden müßten. Die vollständige Erfüllung dieser Bedingung hatten sich die chinesischen Machthaber zu ihrem eigenen großen Schaden unmöglich gemacht. Von leidenschaftlicher Rachgier erfüllt, hatten sie, anstatt die Gefangenen gut zu behandeln und als kostbare Pfänder zur Erzielung besserer Friedensbedingungen zu benutzen, neunzehn derselben abschlachten und die anderen, welche ihre Freiheit wieder erhielten, mißhandeln oder beschimpfen lassen.

Hell flammte der Zorn bei den Verbündeten auf. Die Truppen bezogen ein Lager auf dem Gefechtsfelde, das nur noch zwei Meilen von den Mauern Pekings entfernt war. Die Befürchtung, daß ein abgeschlagener Angriff auf die Stadt für die schwachen verbündeten Truppen die ernstesten Folgen nach sich ziehen könne, daß auch ein Straßenkampf in Peking unbedingt zu vermeiden sei, bestimmte die Führer, zunächst Halt zu machen, die Munition zu ergänzen, die Verpflegung sicher zu stellen und aus dem Etappengebiet alle verfügbaren Streitkräfte heranzuziehen. So entstand unmittelbar vor den Mauern Pekings eine Ruhepause von vierzehn Tagen, die wiederum mit ganz ergebnislosen Verhandlungen ausgefüllt wurde. Die Absicht der Chinesen, Zeit zu gewinnen, war deutlich zu erkennen. Das Interesse der Verbündeten drängte aber zur schnellen Entscheidung. Die für die Operationen günstige Jahreszeit ging zu Ende; im November trat voraussichtlich Frost ein, dem die indischen Truppen nicht gewachsen sein würden.

Am 5. Oktober gingen die Verbündeten bis auf fünf Kilometer heran. Die Stadtmauer war mit Bewaffneten besetzt, auch wurde nördlich der Stadt ein befestigtes Lager gemeldet, in dem die bei Palinkiau geschlagenen Truppen Halt gemacht und anscheinend noch weitere Streitkräfte an sich gezogen hatten. Die Verbündeten beschlossen, zunächst



Empfangshalle im Kaiserpalaste zu Peking.

diese Streitkräfte zu vertreiben und, wenn nötig, Peking von der Nordseite aus anzugreifen. In der Frühe des nächsten Morgens begann der Vormarsch; die Engländer auf dem inneren Flügel marschierten auf kurze Entfernung an der Nordostecke von Peking vorüber. Als dann die Räumung des chinesischen Lagers und der Abzug des Gegners nach Westen erkannt wurde, machten die Engländer dicht vor der Nordfront der Stadt Halt, während

die Franzosen zunächst nach dem kaiserlichen Sommerpalast, anderthalb Stunden nordwestlich von Peking, weiter marschierten, diesen ausplünderten, dann aber auch vor die Mauern Pekings rückten.

Die Zerstörung und wüste Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes war ein nicht minder barbarisches Mittel, als die Mißhandlung und Tötung der Gefangenen durch die Chinesen und entehrte die Würde des christlichen Europa. Die Vergeltung wurde nicht an den Schuldigen vollzogen, sondern der Beschluß gefaßt, einen Prachtbau und seinen reichen Inhalt an Kunstwerken und geschichtlichen Denkmalen der Vernichtung preiszugeben. Als Mittelpunkt des monarchischen Glanzes war der Sommerpalast im ganzen Reiche berühmt. Fabelhafte Summen wurden jährlich auf seine Erhaltung und Verschönerung gewendet. An einer malerischen Hügelreihe lag der weitläufige Palast inmitten ausgedehnter Parkanlagen, in denen sich Pagoden und Nebengebäude befanden. Ein großer Teich mit herrlichen Steinterrassen, schattige Blumenbeete, im Hintergrunde die tatarischen Berghöhen, vereinigten sich zu einem reizenden Ganzen. Außer Werken der chinesischen Künste, Büchern und Seltenheiten enthielt der Palast auch angekaufte europäische Gegenstände von Kunst- und Geldwert. Allein 70 000 Ballen kostbarer Seidenstoffe waren hier aufgestapelt.

Am 6. Oktober begann das Werk der Zerstörung, und die gewandten Franzosen waren zuerst am Platze, so daß ihnen der reichste Teil der Beute zufiel. Mancher Soldat soll an Juwelen und Gefäßen aus edlem Metall bis zum Wert von 30 000 Francs fortgeschleppt haben. Die später erschienenen Engländer hatten die Nachlese, und die Generale ordneten nun an, daß der vorgefundene Barschatz sowie eine Anzahl anderer Kostbarkeiten und denkwürdiger Gegenstände zur Teilung zwischen beiden Mächten unter Be-

deckung fortgeführt wurden. Was sich nicht wegschaffen ließ, ward zertrümmert und zuletzt der Palast den Flammen übergeben. Nicht zufrieden mit diesem Raube, forderten die Gesandten zur Strafe für die Mißhandlung und Tötung der Gefangenen auch noch eine außerordentliche Kriegssteuer von 300000 Taels, gleich 600000 Thalern. Selbst das englische Oberhaus konnte nicht umhin, dieses Verfahren streng zu rügen, und eines seiner angesehensten Mitglieder erklärte: „Die Zerstörung des Sommerpalastes sei eine Handlung des Vandalismus, die nur in dem Verbrennen der Bibliothek von Alexandria und in der Plünderung Roms durch den Connetable von Bourbon ihresgleichen habe.“

Erst nach Sättigung des Rache- und Beutedurstes wurde an die Einnahme von Peking gedacht und die Drohung verkündet, daß, falls Widerstand geleistet würde, auch der in der Mitte der Hauptstadt gelegene Kaiserpalast zerstört werden solle. Der Kaiser war nach der Tatarei entflohen, und die Bevölkerung seiner Residenz regte keine Hand zu seinem oder dem eigenen Schutze.

Am 12. Oktober trafen die Generale ihre Anstalten zum Angriff auf Peking Die Engländer sollten das Anting-Thor stürmen, sobald das Geschütz eine Bresche eröffnet haben würde, während die Franzosen es übernahmen, ein zweites Thor mit Gewalt zu öffnen; doch diese Anstrengungen wurden überflüssig. Noch vor Ablauf der gestellten Frist erschien ein Mandarine im Lager der Verbündeten mit der Anzeige: daß alle ihre Forderungen bewilligt, und die Thore der Hauptstadt ihnen geöffnet werden würden. Sofort erfolgte die Besetzung der Thore, und die verbündeten Truppen bezogen das Lager auf den Mauern von Peking.

Die Unterhandlungen nahmen diesmal einen raschen Verlauf; schon am 20. Oktober ward die geforderte be-

sondere Kriegssteuer von 300000 Taels bar erlegt, und vier Tage später erfolgte der Einzug der Engländer zur Unterzeichnung der Friedensurkunde. Voran ritt der Feldherr, Sir Grant, mit seinem Stabe; ihm nach wurde Lord Elgin, der Gesandte, in einer Staatssänfte von sechzehn in Scharlach gekleideten Chinesen getragen; ihn begleiteten an beiden Seiten die Mitglieder der Gesandtschaft zu Pferde, und zur Bedeckung diente eine große Eskorte von Offizieren und Soldaten. Das Volk stierte neugierig die Staatssänfte mit dem „großen Barbaren" an und verhielt sich ruhig. So bewegte sich der Zug vom Anting-Thore etwa $3^1/_2$ englische Meilen fort bis zum Ministerium der Zeremonieen. Dort angekommen, wurde Lord Elgin von einer englischen Ehrenwache mit der Nationalhymne begrüßt und in seiner Sänfte bis in den Saal getragen, wo die Unterzeichnung des Vertrags erfolgen sollte, und wo ihn Prinz Kong, ein Mann von achtundzwanzig Jahren, mit den höchsten Staatsbeamten empfing. Lord Elgin erwiderte die Begrüßung mit einer stolzen, den Engländer und den Sieger charakterisierenden, kalten Kopfneigung, schritt sofort zu dem für ihn auf einer Erhöhung bestimmten Sessel und gab dem Prinzen ein Zeichen, sich zu seiner Rechten niederzulassen, was in China nicht der Ehrenplatz ist. Die Zeremonie der Vollziehung des bereits vorbereiteten Vertrages nahm wenig Zeit in Anspruch, worauf Lord Elgin in derselben gebietenden Weise, von dem verlegenen Prinzen einige Schritte begleitet, sich verabschiedete und mit dem Gepränge, wie er gekommen, die Stadt verließ. Am folgenden Tage wiederholte sich mit etwas höflicheren Manieren dasselbe Schauspiel bei Unterfertigung der Friedensurkunde mit Frankreich. Unter dem Schutze einer Eskorte verblieben Vertreter beider Mächte in Peking. Tientsin wurde Freihafen und sollte bis zur vollen Zahlung einer Kriegsentschädigung von 16 Millionen

Dollars und einer Summe zur Entschädigung der Hinterbliebenen der englischen und französischen Gefallenen besetzt bleiben. Im wesentlichen wurde der Tientsiner Friedensschluß vom 26. Juni 1858 erneuert. Den besten Nutzen erzielten wiederum die Russen, indem sie einen neuen Grenzvertrag schlossen, durch den das Gebiet des Amurlandes abermals erweitert wurde.

Am 1. November 1860 begann die Räumung Pekings, vierzehn Tage später waren die Besatzungstruppen, gerade vor Eintritt der kalten Jahreszeit, nach Tientsin zurückgekehrt.

Dieser Feldzug erwies die ungeheure Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst, Bewaffnung und Tapferkeit über eine zurückgebliebene Nation. Die Mißachtung der kaiserlichen Regierung erreichte dadurch den äußersten Grad und führte dem Taiping-Aufstand, der seit zehn Jahren den inneren Frieden des Landes durch einen schrecklichen Bürgerkrieg untergrub, immer neue Scharen zu. Der Führer dieser Bewegung, die vielfach an die heutige Boxerbewegung erinnert, hatte in religiöser Schwärmerei aus christlichen, jüdischen, mohammedanischen und konfucianischen Religionsbegriffen und Gebräuchen einen neuen Glauben zusammengestellt, in welchem er sich als Gottgesandten ausgab und eine monotheistische Religion mit Ideen von sozialer Gleichheit und Gütergemeinschaft verband. Politisch spielten er und seine Gläubigen durch die Erklärung eine Rolle, daß Gott China für die Chinesen geschaffen habe, und er berufen sei, die Herrschaft der gottlosen Mandschus zu stürzen. Sich selbst ließ er 1851 zum himmlischen Fürsten ausrufen, nannte sich Taiping, d. h. ewiger Friede, berief fünf seiner Anhänger zu Königen unter sich und übergab ihnen die Organisation und Führung der Streitkräfte. Nanking wurde erobert und von hier aus Kriegszüge unternommen, so daß die kaiserliche Regierung sich schließlich (1862) ge-

nötigt sah, die englischen und französischen Truppen gegen die Taipings zu Hilfe zu rufen. Vizekönig Li hung tschang, der Führer der kaiserlichen Truppe, zeigte sich in diesem Kampfe wenig zuverlässig: den Ruhm der gemeinsam erfochtenen Siege wollte er für sich allein und für seine chinesischen Truppen haben und ließ Gordon, den englischen Befehlshaber, in kritischen Momenten im Stich. Auch hielt er nicht die den Taipings zugesicherte Schonung und ließ mehrere der gefangenen Führer köpfen. Im Jahre 1865 erlosch der Aufstand.

Nach Unterdrückung der Taipings brandschatzten die chinesischen Banden der „Schwarzflaggen“ den Nordwesten Tonkins und gaben den Franzosen Anlaß zu bewaffnetem Einschreiten (1882—1885). China gab schließlich seine Ansprüche auf Tonkin auf und überließ es Frankreich, sein Verhältnis zu diesem Lande nach seinem eigenen Ermessen zu regeln. Formosa und die Fischer-Inseln blieben chinesisch.

Erst nach dem Kriege mit Japan (1894—1895), der die Insel Formosa an Japan brachte und Korea von der chinesischen Oberhoheit losriß, raffte sich das „Reich der Mitte“ zu militärischen Reformen auf, kaufte europäische Waffen und Geschütze, ließ sich von europäischen Offizieren unterweisen und — bereitete sich ganz im stillen auf die große Abrechnung mit den westlichen Mächten vor, die hoffentlich zum dauernden Siege der christlichen Kultur führen wird.



Zehn Minuten zu spät.

In seiner Klinik fragt ein Professor der Medizin während seines Krankenbesuches einen Studenten, eine wie große Dosis eines Medikamentes er wohl einem der schwerkranken Patienten geben würde.

„Einen Eßlöffel voll," ist die prompte Antwort.

Der Professor schweigt. — Nach viertelstündiger Ueberlegung kommt der Student zu dem Schluß, daß er die Dosis doch zu hoch bemessen hat. Er wendet sich deshalb an den Professor mit den Worten:

„Gestatten, Herr Professor. Ich glaube, ich habe mich vorhin geirrt. Ein halber Theelöffel dürfte auch wohl genügen."

„Thut mir leid, mein Lieber," antwortet der Professor nach der Uhr sehend, „der Patient ist schon vor zehn Minuten an Ihrem Rezept gestorben."

„Der Daume 'raus, Herr Herzog!"

In Schwaben war einmal ein Herzog, der, wenn er das Gesuch eines Bittstellers genehmigte, dies dem Kanzler dadurch kund that, daß er vier Finger seiner Rechten schloß, den Daumen aber herausstreckte. Schlug er das Gesuch ab, so machte er eine vollständige Faust.

Eines Tages erschien ein Bauer vor dem Herzog, der um Entschädigung für den Schaden bat, den das Wild aus einem benachbarten herzoglichen Forst angerichtet hatte. Der Herzog hörte den Bauern ruhig an und machte, als dieser fertig war, dem Kanzler gegenüber eine geschlossene Faust.

Der Bauer aber, der die Bedeutung dieses Zeichens kannte, rief augenblicklich: „Der Daume 'raus, Herzog, der Daume 'raus. De Faust kann ich net brauche."

Da lachte der Herzog und streckte den Daumen heraus. Damit war die Bitte genehmigt.

Gesellschaftliche Strafpredigt.

Dame (aus der Gesellschaft): „Herr Professor, möchten Sie nicht heiraten?" — Professor: „O, warum nicht, wenn ich eine Dame fände, gebildet, jung, hübsch und heiter." — Dame: „Ja, so ist's. Die Frauen, wenn sie heiraten, sollen immer jung, hübsch und heiter sein, der reinste Sonnenschein. Aber was bringen die Herren der Schöpfung dazu in die Ehe mit? — Ihren Mondschein!"



Gieb mir deine kleinen Hände ....

Leon Vandersee.

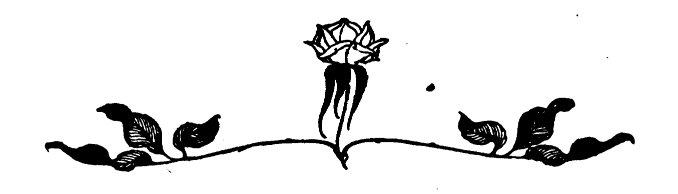
Gieb mir deine kleinen Hände,
Die geliebten, bleichen, zarten,
Leg' sie fest in meine beiden
Sonngebräunten, arbeitsharten.

Dürft' ich sie in meinen halten
Treu bis an mein Lebensende
Und vor jedem Schmerz bewahren
Deine lieben, kleinen Hände!

Wilde Blumen.

Stephanie von Goßlar.

Was macht die wilden Blumen so schön?
Daß sie so friedlich beisammen stehn.
Da ist kein eitles Hervorsichdrängen,
Keins sieht man gekränkt in die Ecke sich zwängen;
Sie neiden einander nicht Farbe noch Duft
Und teilen geschwisterlich Sonne und Luft.
Keins wird verachtet als schmucklos und klein,
Und keines wähnt, eine Rose zu sein.
Sie freuen sich harmlos der eigenen Gaben,
So reiche, so kleine sie mögen haben,
Und blühen, verzichtend auf Lob und Gunst,
Ohn' Menschenpflege und Gärtnerkunst,
Mit fröhlichen Augen an unsren Pfaden
Als Sonntagskinder von Gottes Gnaden.



Venus als Siegerin.

Original-Roman von **Cäsar Magnus.**

I.



as Offizierkorps des Leib-Garde-Ulanen-Regiments war vollzählig im Kasino versammelt.

Der Kommandeur Oberst von Arnhausen saß zwischen zwei jungen Offizieren, die heut' zum letzten Male im Kreise der Kameraden weilten; sie waren beide durch Kabinetsordre vom selben Tage zum Husaren-Regiment von Buddenbrock versetzt worden.

„Es thut mir so leid, lieber Leng," sagte Oberst Arnhausen zu seinem Nachbar zur Rechten, „daß durch die veränderte Disposition die ganze Sache etwas Ungemütliches bekommen hat. Aber ich habe erst gestern abend erfahren, daß Majestät heut bei den Garde-Kürassieren zu Tisch ist, und daß ich selbstverständlich hin muß. Da ich nun unter allen Umständen bei Ihrem Abschiedsfest dabei sein wollte, und da Sie heut nacht fort müssen, so blieb eben nichts übrig, als das geplante Mittagessen in ein Frühstück zu verwandeln."

„Wir sind gewiß Herrn Oberst von Herzen dankbar dafür, daß uns auf diese Weise Gelegenheit wird, noch einmal mit Ihnen zusammen sein zu dürfen."

„Es war mir ein Herzensbedürfnis,“ sagte der Kommandeur freundlich, indem er dem jungen Offizier die Hand reichte. „Und zu den Kürassieren kommen wir immer noch zurecht, wenn wir uns etwas beeilen — nicht wahr, Durchlaucht?“

Diese Worte waren an den etatsmäßigen Stabsoffizier des Regiments, den Prinzen von Bodenburg, gerichtet.

Der Prinz saß dem Kommandeur gegenüber, sehr steif, sehr korrekt; er beteiligte sich aus eigenem Antrieb überhaupt kaum an der Unterhaltung, und wenn er angesprochen wurde, so antwortete er mit sehr leiser Stimme nur das Notwendigste.

Jetzt neigte er leicht den Kopf und sagte mit fast unmerklicher Betonung:

„Wir kommen — knapp zurecht.“

„Das seh' ich nicht ein,“ rief Arnhausen in seiner lebhaften Art, „jetzt ist es drei Uhr — lassen Sie uns bis vier, meinetwegen fünf hier sitzen ...“

Und er entwickelte dem Prinzen, der mit unbeweglichem Gesicht, aber aufmerksam, zuhörte, daß sie ganz bequem zurecht kämen.

Der Rittmeister Graf Waldau, der auf des Prinzen linker Seite dem jungen Grafen Leng gegenüber saß, benutzte die Gelegenheit, um schnell über den Tisch zu sagen:

„Haben Sie das eben wieder gehört vom Bodenburger? Diese Rücksicht auf Sie, die beim Kommandeur einen herzlichen Anstrich hatte, war ihm schon wieder zu viel. Nur nicht zu warm mit Leuten, die zwar aus ganz anständiger Familie, aber doch nun mal keine Prinzen sind. Die jungen Leute könnten vergessen, wer er ist. Ich muß ihn mal damit ärgern.“

Die kurze Unterhaltung zwischen Arnhausen und Bodenburg war zu Ende, und in die Stille hinein, die

momentan in der Mitte der Tafel eintrat, sagte Graf Waldau mit vernehmlicher Stimme:

„Ja gewiß, lieber Leng, es giebt gar nichts Langweiligeres als diese Leute, die überall wie Eiskühler wirken. Wir hatten in Düsseldorf mal so einen — es war ein Prinz von einer nicht regierenden Linie —, der unter dem Bewußtsein seines Standes geradezu litt. Er war im Verkehr von einer fast ängstlichen Zurückhaltung, gerade als ob er fürchtete, es könnte ihm jemand aus Versehen einen Zacken aus seiner Krone stoßen."

Bodenburg hatte während dessen ruhig und sorgfältig das weiße Fleisch einer Steinforelle von den Gräten losgelöst. Jetzt räusperte er sich leicht, und sagte leise, wie für sich:

„Hm ... wird wohl nur ein Graf gewesen sein."

Ein schallendes Gelächter folgte diesen Worten. Selbst Waldau lachte herzlich mit. Es war unverkennbar, daß der Prinz diesmal die Lacher auf seiner Seite hatte.

Der Prinz blieb vollkommen kalt. So wenig er vorher scheinbar die Spitzen Waldaus auf sich bezogen hatte, so wenig markierte er jetzt etwa einen Triumph. Mit vollendeter Gelassenheit wendete er sich an Arnhausen, um irgend eine ganz gleichgiltige Bemerkung zu machen.

„Einen Augenblick, lieber Prinz," sagte der Kommandeur. „Lassen Sie mich die Gesprächspause benutzen, um unsern scheidenden Kameraden Lebewohl zu sagen."

Er erhob sich und klopfte leicht mit der Hand auf den Tisch.

Sofort standen alle Herren auf; es herrschte lautlose Stille.

„Seine Majestät der Kaiser und König — Hurrah! — Hurrah! — Hurrah!"

Die Regimentsmusik spielte das „Heil Dir im Siegerkranz"; dann wieder tiefe Stille.

Arnhausen war ein geborener Redner. Er konnte es wagen, unvorbereitet zu sprechen; mehr noch — er sprach am allerbesten, wenn er sich nicht vorher überlegt hatte, was er sagen wollte.

Heut' ging er davon aus, wie selten es wäre, daß derselbe Tag zwei Offiziere von gleichem Alter zu einem andern Regiment entführte, und sprach sein Bedauern aus, daß des Kaisers Befehl gerade diese beiden dem alten Regiment entzogen habe.

„Sie, lieber Altendorff," wandte er sich zu seinem Nachbar zur Linken, „verliere ich sehr ungern. Mit Ihrer immer gleichen Frische, mit Ihrer hellen Begeisterung für unsern edlen Beruf, mit Ihrem eisenfesten Willen und dem kühlen, nüchternen Urteil sind Sie ein Mann, den ich im Kameradenkreise so ungern missen werde, wie im Dienst. Vor Ihnen liegt nach menschlichem Ermessen eine große Laufbahn. Vergessen Sie aber nicht, daß nicht jeder mit Ihnen Schritt halten kann und daß es noch ein edleres Recht giebt, als das Recht des Stärkeren."

Der Kommandeur reichte Altendorff die Hand, der sich ruhig und förmlich verneigte.

„Und nun zu Ihnen, mein lieber Leng. Lassen Sie mich es heute aussprechen, was Sie ja lange gefühlt haben müssen, weil ich es nie verhehlt habe: so sehr ich mich bemühe allen gerecht zu werden — Sie haben meinem Herzen besonders nahe gestanden; gerade Sie, mit Ihrem starren harten Kopf und dem heißen weichen Herzen. Ich sehe Sie mit Sorgen von uns scheiden, denn ich weiß, wie nötig es ist, daß ein älterer, erfahrener Freund Ihnen nahe ist. Möchten Sie dort am Strande der Orla recht bald einen finden. Leben Sie wohl, lieber Leng, und — vergessen Sie Ihren alten Kommandeur nicht."

Arnhausens Stimme schwankte leicht bei den letzten Worten. Er fühlte es und schwieg einen Moment.

Dann richtete er sich auf und rief mit festem Ton: „Meine Herren! Ein Hoch den scheidenden Freunden!"

Brausend schallte der Ruf durch die Halle, gemischt mit dem Klang der Fanfaren und dem dumpfen Wirbel der Kesselpauken.

Nach einer Weile erhob sich Altendorff, um zu danken.

Er sprach kurz, in knappen, festgefügten Sätzen. Jedes Wort stand so genau an seinem Platz, daß es schwer gewesen wäre, eine andere Ordnung der Worte zu finden, obgleich alles ganz natürlich und selbstverständlich klang. Wie der Inhalt, so war der Vortrag: genau erwogen, jede Silbe scharf und bestimmt. Aber auch hier klang keine Spur von Manier durch. Das prachtvolle Organ fesselte die Hörer ebenso, wie der glänzende Flug der Gedanken, und als Altendorff den Schluß seiner Rede ausklingen ließ in ein Hurrah auf das Regiment, da riß er auch die Kühlen und Gleichgiltigen fort zu einer selten gefühlten Begeisterung.

„Daß Sie sprechen können, lieber Altendorff," sagte der Kommandeur, „das wissen wir alle; aber alle Achtung vor dem, was Sie gesagt haben. So lange wir noch Offiziere haben, die mit solcher Hingebung ihren schweren Beruf erfassen, so lange kann das Vaterland ruhig sein."

Bald darauf bat auch Lenz um die Erlaubnis, ein Paar Abschiedsworte sprechen zu dürfen.

Er sprach leise, stockend, in wenig geordneten Sätzen, oft sich wiederholend. Der junge Offizier, den sein frisches Reiten schon lange zu einem Liebling der Berliner gemacht hatte, der es gewöhnt war, einer Menge, die ihn jubelnd und jauchzend umdrängte, mit ruhigem Auge ins Gesicht zu sehen, ohne nur mit einer Wimper zu zucken — hier, wo er fühlte, daß er seine Bewegung nicht beherrschen konnte, daß er damit einen Teil seines innersten

Empfindens fremden Blicken preisgab, hier war er seltsam befangen.

Er schwieg endlich einen Augenblick völlig. Dann ergriff er mit leicht zitternder Hand sein Glas, und indem er vor sich nieder sah, sagte er langsam und leise:

„Gott segne das Regiment!“

Alles blieb still. Ein fast feierliches Schweigen herrschte in dem weiten Raume, bis der Kommandeur dem Stabstrompeter winkte, und der „Parademarsch im Trabe“ durch den Saal brauste, übertönt von dem Hurrah der Offiziere.

Der Höhepunkt des Festes war überschritten. Arnhausen hob nach kurzer Zeit die Tafel auf, und es bildeten sich nun zwanglose Gruppen. Besonders um die scheidenden Herren hatte sich bald ein dichter Kreis gleichalteriger Kameraden geschart.

„Na, Heinrich,“ sagte der lange Konsheim zu Altendorff, „wie wird denn das nun da unten aussehen mit der edlen Weiblichkeit? Da wird wohl das Terrain erheblich schwieriger sein als hier. Ich ahne: entweder verloben oder Reugeld zahlen. Daß ich aber mal an Ihrem Tische einen anständigen getrüffelten Fasan kriege, möcht ich mir ausbitten.“

„Da können Sie ganz ruhig sein,“ meinte Waldau gemütlich, „zu billig wird der seine Reize nicht verkaufen.“

Altendorff lächelte. Er saß im bequemen Fauteuil, den Attila aufgehakt, die Cigarette im Munde, und sah aufmerksam zu Leng hinüber, der sehr lebhaft sprach und lauter als gewöhnlich.

„Wer spricht da von Reize verkaufen?“ fragte Leng unvermittelt herüber. „Ich kann sowas nicht gut hören.“

„Aber Waldemar,“ sagte Konsheim ruhig, „als wir noch zusammen auf der 8. Kompagnie in Lichterfelde lagen, hast du doch selber Lotti Wenses Reize für zwei Pralinés an mich verhandelt.“

Waldemar Leng lachte und fuhr sich mit der rechten Hand über das kurz geschorene hellblonde Haar.

„Lotti Wense! — Herr Gott, ja! — Was ist eigentlich aus der geworden? War ein süßes Mädel!“

„Nanu seid nur gut, Kinder,“ sagte Waldau dazwischen. „Ihr meint doch nicht die Baronin Forbach aus Stananin? Die heißt nämlich Lotti Wense.“

„Freilich meine ich die,“ bestätigte Konsheim.

„Und deren Reize hat Waldemar für zwei Pralinés . . ?“

„In effigie, Herr Graf, natürlich nur in effigie. Schade, daß Sie nicht Kadett waren, sonst wäre jede weitere Erklärung überflüssig. Können Sie sich nicht denken, welche Wonne es für solchen Jungen ist, nicht nur verliebt zu sein, sondern als verliebt zu gelten? Und wenn er nun gar ein Bild hat, das er als Gegenstand seiner Anbetung gelegentlich mit absichtlicher Achtlosigkeit sehen lassen kann, dann ist er wahrhaft groß. Nun sind aber solche Bilder sehr schwer zu haben. Schwestern giebt es ja genug, aber sie sind häufig nicht so schön, wie das kritische Auge der Brüder es wünschte. Im Handel zu habende, öffentlich verbreitete Bilder sind eben wegen ihrer Verbreitung ausgeschlossen, obgleich mir mal in Bensberg ein Quartaner das im Jahre 1863 in Biarritz aufgenommene Porträt der Eugenie als das seiner neuesten Flamme zeigte. Er mochte es im Album seines Großvaters gefunden haben.“

„Begreife vollkommen,“ sagte Waldau lachend, indem er sorgfältig die Spitze einer neuen Cigarre abschnitt. „Lotti Wense war also ein hübsches Mädel, und ihr Bild war auf geheimnisvolle Weise in die Kompagnie gelangt, und ihr gönntet dieses Bild euch gegenseitig nicht.“

„Ob sie hübsch war!“ rief Waldemar Leng mit dem Ausdruck der Begeisterung in dem schönen Gesicht. „Ich kann heut nicht ohne Rührung an das Herzklopfen denken,

mit dem ich damals ihr Bild betrachtete. — Dem Andenken meiner Jugendliebe!"

Und er leerte ein Glas Bier auf einen Zug.

„Und doch haben Sie dies Bild verkauft?" fragte Waldau mit dem in der Gesellschaft allbekannten Ton, der so interessiert klingt und so gar nicht interessiert ist; die Kadettengeschichte fing an ihn zu langweilen.

Heinrich Altendorff stand auf und trat neben Waldemar Leng: „Erlassen Sie ihm die weitere Beichte," sagte er zu Waldau. „Es liegt in seiner Natur, den Eingebungen des Augenblicks zu folgen. Ist er doch noch heute so, daß er immer alles zu billig fortgiebt. — Aber nun komm, Waldemar, wir haben noch allerlei vor unserer Abreise zu regeln."

Ein Zug des Bedauerns flog über das Gesicht des jungen Grafen.

„Du willst schon fort? Und jetzt wird's erst gerade lustig!" Der lange Konsheim, der ziemlich viel getrunken hatte, erhob sich rasch aus seiner Sofaecke.

„Laß mir den Waldemar sein," sagte er laut zu Altendorff, und es lag etwas Drohendes im Ton seiner Stimme. „Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß du mit deiner überlegen sein sollenden Manier unsere Gemütlichkeit störst."

Heinrich Altendorff blieb vollkommen ruhig.

„Sprich nur ruhig weiter," sagte er kaltblütig. „Ich will dir morgen früh erzählen, was du gesagt hast. — Aber nun wirklich Schluß! — Adieu, Herr Graf, denken Sie noch manchmal an die bisherige Stütze Ihrer Schwadron. Und adieu ihr alle! Laßt mein letztes Wort in diesen Räumen noch einmal ein Hurrah sein auf das alte Regiment!"

II.

Also kommst du doch mit?" sagte Heinrich Altendorff zu Waldemar Leng, indem er die Treppe des Kasinos hinabstieg. „Das ist verständig. Ich fürchtete schon, du würdest dich nicht losreißen können."

„Wir sind auch entschieden zu zeitig gegangen. Wir hätten ganz gut noch eine Stunde Zeit gehabt."

„Du bist ein komischer Kerl," sagte Heinrich Altendorff, indem er Leng die Hand auf die Schulter legte. „Du hast einmal kein Gefühl für rechte Wägung der Augenblicke, und deswegen bleibst du auch ein Dilettant des Genusses. Aber komm, wir wollen uns diesen Fiaker kaufen. He! Droschke! Monopol-Hotel!"

Raschen Laufes rollte das Gefährt durch die im Frühlingsgrün schimmernden Straßen, auf die schon das warme weiche Licht der sinkenden Sonne fiel.

„Ich bin mit meinem Dilettantismus bisher ganz zufrieden gewesen," sagte Waldemar Leng lachend. „Aber ich möchte doch deine Würdigung der Momente mal an dem heutigen Beispiel kennen lernen."

„Das ist nun sehr einfach," erwiderte Altendorff. „Gerade bei solchen Festen ist der Höhepunkt meist recht deutlich erkennbar. Die Stimmung kann sich ja gar nicht immer auf einem Niveau halten. Der Frohsinn hält

zwar noch eine Weile aus, aber die Zielpunkte des Scherzes, überhaupt die Gegenstände des Gesprächs werden flacher, bis dann endlich auch der Ton glatt und langweilig wird. Weh dem, der ihn dann gewaltsam wieder beleben will; er wird fast immer roh."

„Na, da magst du ja recht behalten mit solchen Trinkgeschichten. Das kann schon sein, und da hab' ich manchmal selbst schon gefühlt, was du eben sagst. Aber es giebt doch Gott sei Dank noch andere Genüsse, und ob da . . ."

„Ja, gerade da!" unterbrach ihn Altendorff lebhaft. „Bei jeder Freude muß man das langsame Absterben ängstlich vermeiden. Siehst du, mir geht das so, wie mit schön beleuchteten Gruppen bei einem Gartenfest. Aus dem finstern Boskett, wo noch eben nichts war, taucht es feenhaft empor, alle Sinne fesselnd und berauschend, und schon ist's wieder im Schoß der Nacht verschwunden. Schade, jammerschade, daß es so schnell wieder verschwindet — aber es ist doch besser, als wenn Lampe für Lampe einzeln erlischt, das Zauberbild trübe und glanzlos wird, und das Auge sich mißmutig abwendet, längst ehe der letzte Schimmer verblichen."

„Ja, nun möcht ich dich beinahe einen Dilettanten des Genusses nennen," sagte Waldemar Leng. „Du kannst ja niemals ein ganz reines Gefühl der Freude haben, ohne Beimischung fremden Gefühls. Die Furcht, dein Gefühl nicht auf seiner Höhe halten zu können, muß dich ja auch in den schönsten Augenblicken stören."

Heinrich Altendorff schwieg und sah nachdenklich in das trübe Wasser des Landwehrkanals hinab, an dem die Droschke entlang fuhr.

„Mein guter Waldemar," sagte er dann ernst und langsam, „wer von uns kennt denn noch das Gefühl reiner Freude? Nur der kann es haben, der in die bloße Be-

trachtung des wahrhaft Schönen und Guten sich versenkt, ohne jede Regung eigenen Willens und persönlichen Wunsches. Die Besseren von uns erleben noch solche Minuten, solche Stunden kennen wir alle nicht mehr. — Aber da sind wir am Hotel. Was nun?“

„Ja — was nun?“ wiederholte Waldemar Leng, ihn parodierend. „Siehst du jetzt wohl, daß wir wenigstens eine Stunde zu früh aus dem Kasino fortgegangen sind? Nun bring' du den Abend unter. Gegessen haben wir eben, getrunken weiß Gott genug; aus dem Theater müßten wir nach dem ersten Akt wieder fort. Was bleibt? Eine Stunde Wintergarten oder Cirkus.“

„Nein,“ sagte Heinrich Altendorff, „ich weiß was anderes. Merkwürdig, wie mir das gerade jetzt ins Gedächtnis kommt. Wir wollen vor unserer Abreise noch einen Blick in die Zukunft werfen.“

„Nur kein Illusionskabinett oder derartiger Zauber! Dabei wird mir heut' sicher schwindelig, und es ist auch immer dieselbe dumme Geschichte.“

„Ganz was anderes. Andrejewski von der russischen Botschaft sprach neulich abend im Kasino davon — oder war es Karatajew? N'importe! Irgend so ein Botschaftsrat. Der erzählte also geradezu Fabelhaftes von einer Dame, was die ihm alles gesagt hätte aus Vergangenheit und Zukunft. Sie sollte heißen ... ja wie denn? Wie heißt doch der Chef des französischen Admiralstabes? Weißt du nicht? Konnt' ich mir denken. Deine poetischen Studien erlauben dir nicht, Zeitungen zu lesen. Wart' mal einen Augenblick ... Gervais! Richtig — Madame Gervais! Und sie wohnt Mauerstraße. Hausnummer weiß ich nicht, aber das Schild ist unten dran und soll leicht zu finden sein. Also ziehn wir uns um. Die Diener können uns ja mit dem Gepäck auf dem Anhalter Bahnhof erwarten.“ —

Die Dämmerung war schon tief hereingebrochen, als die beiden Offiziere in Zivilkleidern vor der Thür standen, an der ein kleines Messingschild die fein gestochenen Buchstaben trug:

M[me] Gervais
7 à 10 h.

„Vor- oder Nachmittag?“ fragte lachend Waldemar, der die Aufschrift laut gelesen hatte.

„Nehmen wir an Nachmittag,“ erwiderte Heinrich Altendorff. „Ist Madame Gervais zu sprechen?“

„Jawohl. Bitte hier einzutreten. Die gnädige Frau wird gleich erscheinen.“

„Das hatte ich mir anders gedacht,“ sagte Waldemar Leng halblaut. „Dies korrekte, einfach gekleidete Stubenmädchen, hier die solide, geschmackvolle Einrichtung — es stört mich ordentlich, daß so gar nichts Phantastisches dabei ist. Man könnte glauben, im Salon eines Geheimrats aus dem Finanzministerium zu sein.“

„Diese Salons kennen Sie ja gar nicht,“ sagte eine ruhige klare Stimme.

Neben einer niedrigen Tapetenthür stand regungslos eine weibliche Gestalt. Ob sie von Anfang an dagestanden, ob sie unbemerkt eingetreten —? Keiner von beiden hatte sie vorher gesehen.

Sie war zart, beinahe schmächtig, und sehr blaß, dabei einfach und dunkel gekleidet. In ihrer Haltung, wie sie so ruhig-sicher an der Thür stand, lag eine sichere Ruhe, daß Heinrich Altendorff sich sagte: Sie ist entweder eine vollendete Schauspielerin, oder — eine Dame. Der Mangel jeglicher Pose, sozusagen die Selbstverständlichkeit, mit der sie da war, sprach mehr für die letztere Annahme.

Ehe Waldemar antworten konnte, war sie von der Thür fortgetreten und kam in die Mitte des Zimmers heran. Als wenn es sich um einen längst erwarteten Besuch handelte, lud sie durch eine Handbewegung die Herren zum Sitzen ein.

„Was wünschen die Herren zu wissen?“ fragte sie mit ihrer angenehm klingenden Stimme.

„Eine Seherin sollte das nicht zu fragen nötig haben,“ gab Heinrich Altendorff zurück.

„Sie irren, mein Herr,“ erwiderte die Dame ruhig. „Die Zukunft enträtseln ist doch nicht dasselbe, wie Gedanken lesen! Um die Zukunft zu erkennen, brauche ich nur volle Kenntnis der Vergangenheit, denn das morgen wurzelt im heut' so fest, wie das heut' im gestern. Im übrigen ist es mir nicht schwer, auch ohne Ihre Antwort zu erkennen, was Sie wollen. Sie stehen zum erstenmal in Ihrem militärischen Leben vor einem großen Wechsel. Sie möchten gern darüber hinaus sehen, was Ihnen in Orla begegnen wird.“

„Also Sie wissen, wer wir sind?“

„Wenn ich von Ihnen nicht mehr wüßte, wie Sie selbst, wie könnt ich Ihre Zukunft sehen?“

Sie sprach immer mit demselben weichen, etwas müden Tonfall. Die Hände hatte sie leicht gefaltet, ihre großen dunkeln Augen blickten träumerisch vor sich hin, ohne einen von den beiden länger als ein paar Sekunden anzusehen.

„Aber erklären Sie mir doch nur,“ fragte Waldemar Leng, „woher kommt nun diese Ihre Kenntnis der Vergangenheit? Sie können doch unmöglich die aller Menschen kennen?“

Madame Gervais lächelte; und es war ein gutes, liebenswürdiges Lächeln, das ihr leidendes Gesicht wunderbar verschönte.

„Lassen Sie das mein Geheimnis bleiben," sagte sie heiter. „Nicht um Vergangenes handelt es sich für Sie, sondern um Zukünftiges. Ich will versuchen, ob ich Ihnen eine Antwort geben kann; vorher wissen kann ich das nicht. Wenn ich nicht träume, dann sehe ich nichts."

„Also Sie müssen erst einschlafen?" Waldemar Leng sah unwillkürlich nach der Uhr. „Dauert das lange?"

Die Dame lächelte wieder.

„Es ist ein magnetischer Schlaf, der jeden Augenblick eintreten und jeden Augenblick unterbrochen werden kann. Sie werden den Zug um 9[26] erreichen. — Und nun geben Sie mir einzeln Ihre Hand. Ich muß noch einen sinnlichen Eindruck Ihrer Person in den Schlaf mit hinübernehmen."

Heinrich Altendorff ergriff die ausgestreckte Hand der Dame und setzte sich schweigend ihr gegenüber.

Er war überrascht, einen festen, energischen Händedruck zu fühlen. Trotz der ersichtlichen Jugend der Dame war er auf eine matte weiche Hand vorbereitet gewesen. Und nun war es ihm, als ob aus dieser Hand ein seltsamer Strom in seinen Arm hinüberspielte. Wie schön dieser Arm ihm gegenüber sich fortsetzte in die schlanke Linie des Halses; und darüber der feste runde Kopf mit den dunklen Flechten. Wie edel die geraden Linien des Profils! Woher kam nur der abgespannte, müde Zug um die Mundwinkel? Das Auge konnte gewiß noch frisch und sonnig leuchten. Aber sie sah immer gerade vor sich hin. Ob es nicht möglich wäre, sie mit einem Blick, mit einem leichten Händedruck zu zwingen, daß sie die Augen hebt?

„Ich danke," sagte die Dame leise und zog ihre Hand ruhig zurück.

„Darf ich bitten?"

Ebenso ruhig hielt sie nun Waldemar Leng die Hand entgegen.

Waldemar ergriff diese Hand lebhaft und sah die Dame erwartungsvoll an. Da sie aber immer ruhig vor sich hinblickte, ohne durch eine Miene zu verraten, welchen Eindruck sie hatte, wurde ihm die Sache bald langweilig, und er erwartete ungeduldig die Beendigung der Prozedur.

„Ich danke," sagte Madame Gervais wieder in derselben einfachen Art und erhob sich von ihrem Sitz. „Noch eine Bitte möchte ich an die Herren richten: was ich auch sage, unterbrechen Sie mich nicht, fragen Sie nicht; antworten kann ich auf solche Fragen doch nicht, und der magnetische Schlaf hört augenblicklich auf."

Sie verneigte sich leicht und wandte sich dem Ausgang zu. Als sie in die Nähe der Thür kam, war sie plötzlich verschwunden, ohne daß die Thür sich bewegt hätte.

„Hokuspokus," sagte Altendorff ruhig. „Irgend eine Spiegelvorrichtung. Mit uns hätte sie sich das schenken können."

Die Lampen der elektrischen Beleuchtung begannen eine nach der anderen zu erlöschen. Als auch die letzte verglommen war, herrschte völlige Finsternis im Zimmer, da die Fenster gegen das Straßenlicht fest verblendet waren.

Sofort begann ein seltsames Tönen und Klingen, dem ähnlich, das man zu hören glaubt, wenn man aus der Höhe in tiefes Wasser springt. Es klang wie ferne, ferne Orgelklänge, nun schwächer, nun stärker anschwellend, jetzt will es sich bilden zu einer Harmonie, jetzt verschwimmt es wieder in langgezogene, unbestimmte Töne. Und dazwischen taucht etwas anderes auf, grauenvoll, das Blut erkältend, ein gespensterhaftes Flüstern. Das Ohr ist gezwungen, in peinvoller Spannung diesem schrecklichen Flüstern zu lauschen. Nun kommt's heran — näher — deutlicher. Es spricht.

„... den langen Gang herunter ... der lange Zug ... Blumen auf der Erde, und Blumen im Haar, junge, grüne Myrten ... da sitzt die Prinzessin und weint ... wie schön der schwedische Hauptmann spricht ... um die Ecke ... schnell ... so rot, so blutigrot ... und das Kind, das arme Kind, das arme, arme Kind ...“

Die Stimme schweigt. Das ferne Tönen und Klingen wird leiser, leiser — verhallt. Langsam wird es wieder hell.

Die beiden Offiziere sahen sich an.

„Viel klüger sind wir dadurch nicht geworden,“ sagte Altendorff.

„Nein,“ bestätigte Leng. „Sie macht's wie die alte Dame weiland in Delphi. Man kann sich bei ihren Orakeln alles mögliche denken.“

„Das wollen wir lieber nicht thun. Ich könnte mir sonst einbilden, daß ich in Orla eine Prinzessin heirate und sie hinterher sitzen lasse; daß sie sich mit einem schwedischen Hauptmann tröstet, der aber leider sehr schnell um die Ecke geht und ein blutiges Ende nimmt. Nur mit dem Kind weiß ich nichts anzufangen. Ich will vermuten, daß das auf dein Konto kommt.“

„Danke verbindlichst,“ erwiderte Leng. „Wir wollen doch Madame Gervais noch um eine kleine Erklärung bitten. Wo ist die gnädige Frau?“

„Die gnädige Frau läßt sich entschuldigen,“ sagte das eben eintretende Stubenmädchen. „Sie kann die Herren nicht mehr sehen und bittet das Geschäftliche im Bureau eine Treppe tiefer erledigen zu wollen.“

„Einfach und praktisch,“ meinte Heinrich Altendorff lachend. „Sie verschwindet wie die hellenische Kollegin wieder im Allerheiligsten. Dort harrt sie, ebenfalls nach altem Rezept, der Weihgeschenke.“

...... „Du, Heinrich,“ sagte Waldemar Leng, als beide sich im Schlafwagen bequem zurechtgelegt hatten,

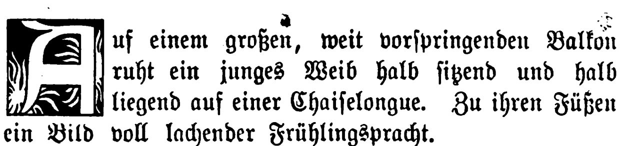
„ich kann den schrecklichen Ton nicht loswerden, mit dem die Stimme sagte: ‚Das arme, arme Kind‘. Das kehrt vor meinen Ohren wieder, wie die Phantasie eines Fiebertraums.“

„Vor meinen nicht,“ erwiderte Altendorff gleichmütig. „Du wirst zu viel Sekt getrunken haben. Probier mal, dich auf die andere Seite zu legen. — Gute Nacht!“





III.



Auf einem großen, weit vorspringenden Balkon ruht ein junges Weib halb sitzend und halb liegend auf einer Chaiselongue. Zu ihren Füßen ein Bild voll lachender Frühlingspracht.

Allmählich, in sanften Terrassen, senkt sich das Städtchen Orla hinab zu dem kleinen Fluß, der jenseits in endlos blühenden Wiesen sich verliert. Die roten Dächer der Häuser, die stumpfen, schiefergedeckten Türme der wenigen Kirchen tauchen inselgleich empor aus dem Meer von weißen Blüten, mit denen der Frühling den Berghang überschüttet hat.

Am andern Thalrand erhebt das alte Schloß der Fürsten von Orla seine Zinnen und Türmchen. Sie flimmern und glitzern im Sonnenschein, umwoben von dem leuchtend frischen Grün des uralten Buchenwaldes, der schirmend seine mächtigen Aeste darüber breitet. Wie der Berg höher hinansteigt, da mischen Fichten und Weißtannen ihre dunklen Farben darunter, bis sie hoch oben auf dem Bergrücken allein herrschen und, mit ihren zackigen Kronen in den blauen Himmel hineinragend, die Fernsicht abschließen.

Und über dem allen webt der feine Duft, der leichte Flor, der im Frühling wie ein weicher Schleier um alle scharfen Umrisse sich zieht und das Landschaftsbild in eine träumerische Weite zu entrücken scheint.

Kaum ein verlorener Ton menschlichen Treibens klang aus dem Städtchen herauf. Aber tausendstimmig füllte heller Vogelgesang die stille, warme Luft. Der ganze Himmel schien zu klingen und zu tönen in jubelnden Akkorden.

Das junge Weib auf dem Balkon lag regungslos und sah mit starrem Blick weit hinaus dahin, wo am fernen Horizont die Welt in grauem Dunst sich verlor.

„Woran denkst du, Aenni?“

Anna Parsow wendete langsam den Kopf und sah nur halb nach der Richtung, aus der die Frage kam.

„Was willst du wissen, Elisabeth?“

„Woran du eben dachtest.“

„Ich dachte gar nicht. Ich sehnte mich.“

„Und wonach?“

Anna Parsow legte ihre schmalen weißen Hände im Nacken zusammen und beugte den Kopf weit zurück, so daß sie in den tiefen, tiefen blauen Himmel gerade über sich sah.

„Wenn doch eine Zaubermacht mich jetzt emportragen könnte,“ sagte sie mit leise bebender Stimme, „dort hinauf, höher, immer höher, und mich entführen — weit fort zu einem neuen, unbekannten Leben.“

Elisabeth Granzin sah ihre Schwester eine Weile nachdenklich an.

„Solche Anwandelungen hat im Frühling wohl jeder mal,“ sagte sie dann leichthin und nahm ihre Stickerei wieder auf, die sie niedergelegt hatte.

Anna richtete sich auf und stützte den Kopf mit dem üppigen hellbraunen Haar in die rechte Hand.

„Anwandelungen!“ wiederholte sie. „Ist es bei dir nie mehr gewesen? Hast du nie den brennenden, verzehrenden Wunsch gehabt, aus der gewöhnlichen Alltäglichkeit zu entrinnen, um jeden Preis?“

„Ja — wohin hätte ich entrinnen sollen?“ entgegnete Elisabeth. „Und was hätte ich damit gewonnen?“

Anna erhob sich von ihrer Chaiselongue und ließ sich neben Elisabeths kleinem Sessel auf die Erde nieder.

„Sag' mir,“ begann sie dringend, — „es ist mir ja wie ein Traum, daß ich dich nach vier Jahren endlich, endlich wiedersehe, daß ich endlich jemand habe, mit dem ich sprechen kann wie mit mir selbst — also sag' mir: hast du nie den Wunsch gehabt frei zu sein — ganz frei?“

Elisabeth sah ihre Schwester erst etwas erschrocken an. Dann lachte sie; aber das Lachen klang nicht ganz natürlich.

„Aber Aenni,“ sagte sie, „was rührst du an Gedanken, die so mal kommen und gehen, und die man sich selbst kaum zu gestehen wagt! Und was soll das Ganze? Willst du denn deinem Mann davonlaufen?“

„Nein,“ erwiderte Anna ruhig. „Dazu bin ich ihm zu gut und dazu liebe ich meinen Jungen zu sehr.“

„Aber was willst du denn sonst?“

„Ich möchte nur wissen,“ sagte Anna aufstehend, „ob ich allein solch friedloses Geschöpf bin, oder ob andere Frauen solche Kämpfe auch kennen, wie ich sie gekämpft habe. Du sollst mir gestehen, ob es dir ebenso gegangen ist wie mir.“

Sie setzte sich wieder auf ihre Chaiselongue und nahm von dem kleinen Tischchen daneben ein elfenbeinernes Falzbein, das sie mechanisch in den Händen herumdrehte, während sie ihre Schwester gespannt betrachtete. So schlank und weiß diese Hände waren, so ausdrucksvoll waren sie auch; aus ihrer edlen Form, aus ihren vollendet schönen Bewegungen sprachen Kraft und Selbstbeherrschung.

Denselben Eindruck machte ihre ganze Erscheinung. Der junge, blühend frische Körper, die leuchtenden dunklen Augen, die roten Lippen, das alles atmete Leben, energisches Leben.

Bei ihrer älteren Schwester Elisabeth, der sie sehr ähnlich war, war alles um einen Ton weicher, sanfter, runder.

Elisabeth legte jetzt ihre Arbeit abermals bei Seite, lehnte sich in ihrem Sessel zurück und sagte:

„Beantworte mir mal erst diese Frage, Aenni: ich denke, du hast Erich aus Liebe geheiratet?"

Annas strahlende Augen nahmen einen eigentümlich düstern Ausdruck an. Wieder wandte sie die Blicke weit hinaus nach dem fernen Horizont.

„Was weiß so ein junges Kind von Liebe?" sagte sie zögernd. „Damals habe ich ihn geliebt, das heißt, ich glaubte ihn zu lieben, obgleich schon kurz vor der Hochzeit Zweifel in mir aufstiegen, ob ich mich würde in ihn finden können."

Elisabeth zuckte die Achseln.

„Wir müssen uns alle ineinander schicken. Gelingen kann das aber nur bei beiderseitigem guten Willen."

„Es könnte schon eher gelingen," erwiderte Anna, „wenn wir etwas verständiger erzogen würden. Von jung auf wird uns die Vereinigung mit dem Manne als die Krone des Weibes-Lebens gezeigt. Daß diese Art der Erziehung einem heimlichen Verlangen der weiblichen Natur entgegenkommt, macht die Sache nur schlimmer. Wir verlieren schließlich den Maßstab für unser Urteil. Männer, die uns fremd gegenüberstehen, die vermögen wir wohl noch zu erkennen in ihren Vorzügen und Fehlern, aber wenn der Mann um uns wirbt, wenn er um unsere Liebe bittet, dann ist alle Unbefangenheit verloren, und wir sind dann nur zu sehr geneigt, in dem Manne an sich ein Ideal zu sehen."

„Du sagst selber immer ‚wir' und ‚uns'," warf Elisabeth ein, „du giebst also zu, daß alle, oder doch die meisten Mädchen gezwungen sind, in der Ehe das geträumte Ideal

mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Was willst du für dich besonders?"

„Ich möcht nur wissen, wie's die andern alle machen," sagte Anna mit trübem Lächeln. „Wenn man so in die Ehe hineintritt, das Herz so voll von dem sehnsüchtigen Wunsche sich hinzugeben, sich aufzulösen, zu verbluten in willenloser Unterwerfung — da tritt man hinein, wie in ein Paradies. Unter jedem Tritt müssen ja tausend neue Blumen sprießen, jeder Tag muß neue liebliche Wunder bringen, ein Tag immer schöner wie der andere — und nun, wie ist's? O diese Enttäuschung! Diese grenzenlose Ernüchterung! Bald, ach bald richtet sich eine banale, eintönige Hauswirtschaft ein, die am Dienstag läuft wie am Montag, und am Mittwoch wie am Dienstag. Nur daß noch nicht alles so im gewohnten Gleise gehen will, wie das zu Hause war. Zu Hause war doch Mutter, mit der ich immer, immer sprechen konnte, wann ich nur wollte, und früher warst du da. Bald schon nach meiner Hochzeit habe ich schweigen gelernt. Wenn Erich mittags aus dem Dienst kam, war er so oft — ach so oft verstimmt. Du weißt ja, er ist so leicht angeärgert. Wenn ich nun fragte: ‚Erich, was ist dir?' dann bekam ich zur Antwort: ‚Das verstehst du nicht', oder ‚das sind Dienstsachen', oder auch einfach ‚laß mich'. Ging er nach Tisch nicht mehr zum Dienst, dann saß er am Schreibtisch und arbeitete. Und dann der lange Abend! Jeder für sich ein Buch vorzunehmen oder sonst uns allein zu beschäftigen, davor scheuten wir uns — wir waren ja noch zu jung verheiratet! Und so saßen wir nebeneinander in gequälter, langsam dahinrinnender Unterhaltung, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen."

Annas Finger schlossen sich um das Falzbein mit krampfhaftem Griff.

„Daß doch auch die höchste Liebe heruntersinken

kann bis zur gedankenlosen Alltäglichkeit. Wie ich sie haßte, diese müden, gewohnheitsmäßigen Zärtlichkeiten, wie sie mich beschimpften, mich vor mir selbst erniedrigten — ach!"

Es lief wie ein Schauer über ihren schlanken Leib. Dann warf sie das Falzbein heftig auf den Tisch, sprang empor und eilte zum Fenster.

„Hier, hinter diesem Fenster habe ich gestanden, ach wie viele, traurige Stunden, den Kopf gegen die Scheiben gepreßt und mit thränenlosen, brennenden Augen hinausgestarrt in den trüben, trostlosen Wintertag. Das Taschentuch habe ich zwischen die Zähne geklemmt, um nicht laut aufzuschreien, denn in mir schrie es mit wilder Gewalt: Nur fort! Nur fort! Um jeden Preis."

Sie richtete sich zur ganzen Höhe ihrer prachtvollen Gestalt empor und streckte die Arme aus wie ein gefesselter Sklave, der mit Riesenkraft die angeschmiedeten Ketten bricht.

Elisabeth saß starr, mit klopfendem Herzen, und sah ganz verstört zu ihrer Schwester auf.

„Aenni, um Gottes willen, so sieht es in dir aus?"

Anna ging langsam auf Elisabeth zu und strich ihr liebkosend über das wellige Haar.

„Du kannst ganz ruhig sein, Lieschen, das ist alles vorbei." Elisabeth faßte Annas Hand, zog sie von ihrem Kopf herunter an ihre Brust und hielt sie dort mit beiden Händen fest.

„Vorbei?" wiederholte sie. „Ich kann's nicht glauben, Aenni. Mit solchen Empfindungen, wie du sie schilderst, sucht das Herz heimlich nach einem andern Manne, der dem geträumten Ideal besser entsprechen möchte."

Anna blieb ruhig neben der Schwester stehen, und ihre Hand lag still und gelassen in deren Händen.

„Du irrst," sagte sie einfach. „Ich bin sehend geworden und habe gefunden, daß der Mann, von dem ich geträumt

hatte, nicht existiert, weil — nun weil er eben ein Ideal ist. Und wenn er mir doch begegnete, dieser ideale Mann, er würde mir nicht mehr gefährlich werden. Das Leben hat mich gelehrt, daß es Höheres giebt. Soll denn nur der Mann seine Schritte nach hohen Zielen lenken, das Weib nichts weiter kennen als ein weiches Liebesspiel? Nein, auch ich fühle es in mir: Leben ist Pflicht, und seine Durchführung ist Kampf. So will ich kämpfen, für meinen lieben Sohn, und auch für meinen Mann. Denn wenn ich auch Erich nicht so liebe, wie ich mir als Mädchen das dachte, so ehre ich ihn, und was an mir liegt, so soll er niemals merken, daß mein innerstes Herz ihm nicht gehört."

Elisabeth konnte, wie alle weichen und schwankenden Naturen, mit dieser Sache noch nicht so schnell abschließen. Sie mußte den Gang des Gesprächs noch einmal zurückdenken.

„Nein, Aenni, Aenni," sagte sie in halb klagendem Ton, und doch klang auch etwas wie scheue Bewunderung daraus, „wie du alles gleich immer auf die Spitze treibst! Solche Gedanken mögen ja wohl an mancher jungen Frau wie Schatten vorbeiziehen, aber es sind eben doch nur Schatten, und man hängt ihnen nicht weiter nach. Und da ist dann doch so vieles, was die unnützen Gedanken wieder ins rechte Gleise bringt, vor allem die Fülle neuer Eindrücke in der ganzen Umgebung; die vielen neuen Menschen, ein ganz anderer Verkehrskreis, in dem man sich einrichten muß, und der doch immer so viel Anregung und Abwechselung bietet."

Anna machte leicht ihre Hand frei und trat an das Geländer des Balkons, so daß sie der Schwester den Rücken drehte.

„Freilich," sagte sie lachend, „das ist allerdings ein großer Trost. Und wenn das noch nicht genügen sollte,

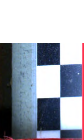
dann kann man sich ja auch vor den großen Spiegel stellen und all' die neuen Ausstattungs-Toiletten eine nach der andern anziehen. Das ist doch auch ganz hübsch. — Nein, bitte, nicht böse sein! Das war eben schlecht von mir! Aber sei mir nicht böse. Du kannst dir ja gar nicht denken, Lieschen, wie ich mich all' die Jahre nach dir gebangt habe. Und nun bist du endlich da, wenn auch nur auf acht kurze Tage, Aber ich hab' dich doch und habe einmal, nur einmal mein Herz ausschütten können. Weißt du, ich habe neulich eine Novelle gelesen von einem Verbrecher, der hingeht und sich ausliefert, nur um sein Verbrechen erzählen zu können. Er muß, er muß es einmal aussprechen, er kann die Last des Schweigens nicht mehr ertragen. Und ich hatte niemand, zu dem ich sprechen konnte. Hast du denn im Schottwitzer Kreise jemand gefunden, der dir so nahe steht?"

„Vergiß nicht, Liebchen," sagte Elisabeth lächelnd, „daß ich keine tragische Person bin wie du. Ich habe mich bald nach meiner Verheiratung energisch ins gesellige Leben gestürzt, habe da reizende Verhältnisse gefunden und reizende Menschen, habe mir auch sehr bald die mir zusagende Stellung erobert, und das hat mich dann für manches entschädigt, was vielleicht auch bei mir nicht ganz gestimmt hat. — Aber wie ist's denn hier mit der Geselligkeit? Der Hof und das Regiment — das muß doch sehr nett sein!"

„Wir haben noch nicht viel erlebt. Im ersten Winter sollte Joachim geboren werden, im zweiten Winter starb der regierende Fürst, und im vergangenen Januar starb Erichs Großmutter. Er hat sehr an der alten Dame gehangen und möchte, daß wir ein volles Jahr die äußeren Zeichen der Trauer beibehalten. Vergebens habe ich ihn bisher gebeten, in diesen sonnigen Tagen die schweren schwarzen Kleider ablegen zu dürfen. — Ob wir mit unserer Zurückgezogenheit viel verlieren, ist eine andere

Frage. Unter dem alten Fürsten war der Hof berühmt als geizig und altmodisch. Der junge Fürst soll ein hochbedeutender und sehr liebenswürdiger Mann sein, aber er ist ja niemals hier. Wie man sagt, reist er auf der Brautschau umher. Und das Regiment? Als junges Mädchen schwärmte ich für alles, was irgend mit den Buddenbrock-Husaren zusammenhing. Sie geben ja im ganzen Fürstentum den Ton an, trotz des Hofmarschallamts. Nun lernte ich sie gründlich aus der Nähe kennen. Ich hatte nicht gedacht, daß solches Maß von Selbstüberschätzung in vielen Menschen gleichzeitig bestehen kann. Und worauf gründet sie sich? Einzig und allein auf die Thatsache, daß die Herren denselben Attila und denselben Mützenstreifen tragen. Wenn man ihnen das nimmt — du lieber Gott! Wie viele sind darunter, denen die Gnade des Kaisers die Examina erlassen hat. Und das wäre noch das wenigste. Es giebt auch rohe Gesellen darunter. Alle aber sind einig in der Ueberzeugung: es giebt nur einen wahren guten Ton, das ist der der Buddenbrock-Husaren. Die Prittwitz-Kürassiere sind ja nette Leute, aber so den höchsten Schliff haben sie doch nicht. Das Schützen-Bataillon — mit Vorsicht zu genießen; von Provinzial-Infanterie überhaupt nicht zu reden. Verwandt und verschwägert sind sie fast alle miteinander. „Mein Vetter Franz," und „mein Onkel Karl" ist das dritte Wort in der Unterhaltung. Der Kommandeur duzt sich mit sechs oder acht seiner Leutnants. Er ist völlig von der Stimmung der Leutnants abhängig und hält zu vielen und zu strammen Dienst nicht für vornehm. So leben sie die Tage hin mit wenig Dienst; viel Schießjagd, einiger Reitjagd, und sehr viel Tennis. Mit wenig Witz und viel Behagen dreht jeder sich im engen Kreis. Bald hätt' ich noch vergessen: sehr viel Courmachen. Der Ton der Damen — natürlich nur, wenn das Regiment unter sich ist! —

Nähe kennen. Ich
Selbstüberschätzung
n kann. Und wo-
llein auf die That-
ila und denselben
nen das nimmt —
er, denen die Gnade
t. Und das wäre
e Gesellen darunter.
gung: es giebt nur
r der Buddenbrock-
ja nette Leute, aber
icht. Das Schützen-
n; von Provinzial-


Cäsar
dann kommen
schließlich muß
kreise vorstellen

dann kommen dienstliche Anforderungen aller Art, und schließlich muß man sich doch auch in dem neuen Verkehrskreise vorstellen und bekannt machen."

„Das haben wir ja nun glücklich hinter uns," sagte Heinrich. „Im Regiment scheinen nette Menschen zu sein. Ein bißchen Provinz ist doch im Ton, obgleich sie ersichtlich überzeugt sind, völlig fin de siècle zu sein."

„Da mußt du aber Frau von Parsow ausnehmen," fiel Waldemar lebhaft ein. „Die ist unbedingt eine Frau von Welt."

Heinrich schwieg dazu und sagte nach einer Pause ganz unvermittelt:

„Ist das schon Lengscher Besitz hier?"

„Hier fängt's gerade an," erwiderte Waldemar. „Dort die Wassermühle mit dem bunten Blumengarten dahinter, die gehört uns schon. Und nun paß auf, wenn wir um die Biegung da vorn herumfahren — siehst du, da oben, das ist Leng!"

Mit freudigem Stolz blickte er hinauf nach dem alten Schloß, von dessen Turm die Flagge mit dem gräflichen Wappen wehte.

„Da hinauf führt nun der Weg in ganz bequemen Serpentinen und durch den prachtvollsten Buchenwald. Sieh' mal gleich den Stamm hier grade über uns! Und solche wirst du mehr sehen. Was du vom Schloß gesehen hast, das ist die Rückseite, und links daneben die große Gartenterrasse. Die Front ist in der Renaissancezeit sehr hübsch in Stein ausgebaut und liegt vom Thal abgekehrt nach der Hochebene zu."

Die Schimmel ließen sich durch die allmähliche Steigung in ihrem Trabe nicht stören, und bald rollte der leichte Wagen mit geschickter Wendung um das breite Blumenparterre, das vor dem Hauptportal sich über die grüne Rasenfläche hinzog.

In der Thüröffnung standen zwei junge Damen in hellen Kleidern.

Waldemar reichte nach rückwärts dem Kutscher die Zügel und sprang von seinem hohen Sitz elastisch zur Erde.

„Waltraut!“ rief er. „Ist es möglich, kleine Schwester, daß du seit Weihnachten noch eine Elle gewachsen bist! Es ist Zeit, daß du majorenn wirst, sonst wirst du so groß wie Onkel Tassilo!“

Und er nahm das hochgewachsene Mädchen um die Schultern und küßte sie auf den Mund.

„So schlimm ist's nicht, Waldemar,“ erwiderte sie lachend und bog den hübschen blonden Kopf zurück, „ich bin immer noch einen halben Kopf kleiner wie du. — Aber laß dich mal ansehen, wie du als Husar aussiehst. Nicht gut. Dafür bist du zu groß. Als Ulan gefielst du mir besser.“

„Das hätte das Kabinett vorher bedenken sollen,“ entgegnete Waldemar, „jetzt ist es zu spät. Aber hier habe ich dir die Musterfigur eines Husaren mitgebracht. Das ist mein alter Freund Heinrich Altendorff. Gesprochen hab ich dir oft von ihm.“

„So lassen Sie mich hoffen, Gräfin,“ sagte Heinrich, „daß ich heut' kein günstiges Vorurteil zerstöre.“

„Das sollte Ihnen schwer werden, Herr von Altendorff,“ sagte Waltraut freundlich, indem sie ihm die Hand reichte, „nach dem, was mein Bruder oft von Ihnen gesprochen hat, haben wir bereits beschlossen, daß Sie uns gefallen müssen. Nicht wahr, Kathinka?“

Sie drehte sich um.

„Ja, wo ist denn nur Kathinka geblieben? Sie stand doch eben neben mir.“

In diesem Augenblick trat die Gesuchte aus dem Portal.

„Guten Tag, Waldemar," sagte sie. „Ich war eben einmal hineingegangen, um Lorenz zu sagen, daß du hier wärst."

Sie sprach schnell, wie um eine kleine Verlegenheit zu verbergen.

Waldemar ergriff ihre beiden Hände.

„Herrgott, kann das die kleine Kathinka sein? Als ich dich zuletzt sah, warst du noch so ein ganzes kleines Mädchen, und nun — eine richtige Dame! Und du willst nun bei uns bleiben, Cousinchen? Hast du das Herumreisen bei den Verwandten endlich satt, und hast du dich besonnen, daß es in Leng doch am besten für dich ist?"

„Ja, hier ist's am besten," sagte sie mit strahlenden Augen, „und solange Onkel Harald mich haben will, geh' ich nicht wieder fort."

„Also bleibst du immer hier," rief Waldemar. „Das ist hübsch. Aber wo ist der Vater? Ist der Herr Graf von meiner Ankunft benachrichtigt, Lorenz?"

„Zu Befehl, Herr Graf. Der Herr Graf waren in der Bibliothek und wollten dort den Herrn Grafen erwarten."

Waldemar tauschte mit seiner Schwester einen Blick des Verständnisses.

„Uebernimm du es, Altendorff mit Kathinka bekannt zu machen. Ich will indessen Papa guten Tag sagen."

Waldemar durchschritt rasch die riesige, durch zwei Stockwerke reichende Vorhalle, die mit ihren reichen Gemälden und einer auserlesenen Sammlung von Jagdtrophäen eine berühmte Zier des Lengschen Schlosses bildete, und wendete sich durch eine lange Flucht von Zimmern nach der Bibliothek.

In dem hohen weiten Raum stand vor einem mit dunkelrotem Tuch beschlagenen Tisch Graf Harald Leng, anscheinend mit der Betrachtung von Kupferstichen beschäftigt.

Als er Schritte sich nähern hörte, richtete er sich auf, ließ das Augenglas, das an breitem Bande ihm um den Hals hing, fallen und sah seinem Sohn entgegen.

Eine imponierende Gestalt. Das volle dichte Haar, die frischen Farben des fast faltenlosen Gesichts, und vor allem die großen, leuchtenden blauen Augen waren die eines jungen Mannes. Nur die schneeweiße Farbe von Haar, Schnurrbart und Augenbrauen erinnerten daran, daß mehr als sechzig Winter über diesem stolzen Haupt dahingegangen waren.

„Guten Tag, lieber Vater," sagte Waldemar, die Schwelle überschreitend.

Graf Harald blieb neben dem Tisch stehen, die rechte Hand auf die Bildermappe gestützt.

„Du findest spät den Weg zu mir."

Waldemar blieb auf halbem Wege stehen.

„Ich schrieb dir ja schon, daß ich so viel dienstlich zu thun hatte, und dann all' die geselligen Verpflichtungen den vielen neuen Menschen gegenüber . . ."

„Laß das," unterbrach ihn Graf Harald. „Wenn man etwas nicht thun will, dann ist man um Gründe nie verlegen. Ich will dir aber keinen Zweifel darüber lassen, daß mich dein Betragen verletzt hat und daß ich es unschicklich finde."

Waldemar wurde dunkelrot und richtete sich hoch auf. Einen Augenblick sahen sich die vier blauen Augen, die sich so sprechend ähnlich waren, fest an. Dann sagte Waldemar:

„Ich habe wohl unrecht gethan, Vater. Verzeih mir."

Graf Harald reichte seinem Sohne die rechte Hand, legte den linken Arm um seine Schulter, und indem er ihn an sich zog, sagte er in einem Ton, der scherzhaft klingen sollte, durch den aber doch eine tiefe Bewegung zitterte:

„Hat's dich denn gar nicht ein wenig zu deinem alten Vater hingezogen, mein Junge?"

Und vor diesem Ton senkte zum erstenmal Waldemar die Augen. Er sprach nichts; und er wußte, daß sein Vater diese stumme Sprache verstand.

Eine kurze Weile standen so Vater und Sohn umschlungen, dann trat der alte Herr zurück und sagte, den Ton wechselnd:

„Also du hast dich gut eingerichtet in Orla, und es gefällt dir dort?"

„Man kommt mir mit großer Freundlichkeit entgegen, und ich kann offen sagen, daß ich bis jetzt Berlin nicht vermisse. Erleichtert wird mir das Einrichten ja sehr dadurch, daß mein alter Freund Heinrich Altendorff mein Schicksal geteilt hat."

„Altendorff? Derselbe, den du heut' mitgebracht hast?"

„Du warst so gütig mir das zu gestatten."

„Er soll mir willkommen sein. Führ' mich doch zu ihm, damit ich ihn kennen lerne. Es wird ohnehin Zeit sein zu Tisch zu gehen."

Die Mittagstafel war in dem kleinen Speisezimmer angerichtet, dessen weit geöffnete Fenster die Abendkühle erfrischend und belebend aus den prachtvollen Parkanlagen hereinziehen ließen. Aus dem behaglichen Dämmerlicht des dunkel getäfelten Raumes blinkte mit mattem Schimmer das reiche Silbergeschirr und das kostbare Kristall der Gläser.

Graf Harald wandte sich artig an Altendorff, der zum erstenmal in seinem Hause war, und fand sich bald durch ein überaus angeregtes Gespräch gefesselt. Heinrich besaß eine sehr umfassende Bildung, und der alte Herr war ebenso angenehm berührt von der Sicherheit seines Urteils, wie von der großen Zurückhaltung, mit der er dies Urteil aussprach.

Da das Gespräch, von den Zuständen der Reichshauptstadt ausgehend, sehr bald auf wirtschaftliche und politische

Fragen überging, so wendeten sich die beiden Mädchen, die anfangs, solange von Berlin die Rede war, sich an der Unterhaltung beteiligt hatten, an Waldemar, der ihnen nun allerhand harmlosen Berliner Klatsch erzählte. Sehr zum Vergnügen der jungen Damen, deren heitere Stimmung schließlich dem Herrn des Hauses nicht entgehen konnte.

„Ich sehe schon, Kinder," sagte er gutmütig, „daß ihr in Waldemar einen bessern Unterhalter gefunden habt, als in eurem alten Vater oder Onkel. Aber ihr habt ganz recht; ich hätte ernstere Gespräche bis nach Tisch verschieben sollen. Bei einer Cigarre bespricht sich so etwas doch gründlicher."

„Das fehlte noch!" rief Waltraut. „Du willst wohl gar nach Tisch deine Reichstagsdebatten fortsetzen! Daraus wird aber nichts. Wir wollen auch mal was Neues hören, denn wir haben seit wer weiß wie viel Tagen keine Menschenseele gesehen."

„Na gut," sagte Graf Harald lachend, „ich füge mich. Sie sehen, lieber Herr von Altendorff, so geht's, wenn einem die Kinder über den Kopf wachsen. Also ich trete euch mit Bedauern die jungen Herren ab. Nur so lange, bis sie in aller Ruhe zu ihrem Kaffee eine Cigarre geraucht haben, müßt ihr euch gedulden."

„Wir rauchen aber nicht, Papa," erwiderte Waltraut, „und deswegen bitten wir um die Erlaubnis, vorangehen zu dürfen. Ich will nur noch nach dem Kaffeetisch unter der Platane sehen. Die Herren werden den Kaffee doch draußen trinken? Dann gehen wir nach der Sehnsucht — du weißt doch, Waldemar. Komm nachher dorthin. Und somit beurlauben wir uns und empfehlen uns zu Gnaden."

Sie machte einen zierlichen Knix und zog Kathinka rasch mit sich fort.

„Kathinka ist recht hübsch geworden,“ sagte Waldemar, den Mädchen nachsehend.

„Ja,“ sagte Graf Harald, „sie ist sehr hübsch. Aber sie ist mehr: sie ist klug und gut.“

Unter der Platane, die dicht am Giebel des Schlosses stand, war ein reizender Platz. Die Kunst des Gärtners hatte hier ein Landschaftsbild von hoher Schönheit geschaffen. Ueber üppige Rasenflächen und bunte Blumenbeete schweifte der Blick hinüber zu den Baumkronen des ausgedehnten Parks. Jede von der Natur gegebene Biegung, jede Mulde war sehr geschickt benutzt, um das Bild zu beleben, und auch die zinnengekrönte Thoreinfahrt und das Häuschen des Thorwärters paßten so hübsch in dieses Bild hinein, daß es aussah, als wenn sie nur der malerischen Wirkung wegen dorthin gebaut wären.

Das Gespräch der drei Herren knüpfte da wieder an, wo es bei Tisch unterbrochen worden war. Die ganz andersartigen geselligen Verhältnisse von Orla forderten zu einem Vergleich mit den Berliner Zuständen geradezu heraus.

„Herr Graf wollen mir eine Bemerkung gestatten,“ sagte Heinrich im Verlauf der Unterhaltung; „bei Ihrem großen Interesse an dem weiteren Ausbau des Reichs, bei Ihrer reichen Erfahrung und dem sicherlich bedeutenden Ansehen im Fürstentum ist es sehr zu beklagen, daß Sie nicht mitten im öffentlichen Leben stehen.“

„Da kennst du meinen Vater aber falsch,“ rief Waldemar dazwischen. „Jedes Ehrenamt, gleichviel welcher Verwaltung, hat er auf sich genommen und arbeitet von früh bis abends in den Akten wie ein bezahlter Bureaubeamter.“

„Sie meinen wohl, ich soll mich in den Reichstag wählen lassen, oder eine Stellung innerhalb der Regierung annehmen,“ sagte Graf Harald freundlich. „In jüngeren

Jahren hätte ich ein derartiges Anerbieten wohl angenommen, wenn es ernst an mich herangetreten wäre. Jetzt nicht mehr. Ich habe mich gewöhnt, wie ein kleiner König auf meiner Väter Erbe zu herrschen. Würde ich auch dort herrschen können? Unser großer Staatsmann hat einmal gesagt: mit der Politik muß man sich nur befassen, wenn man sie zu leiten berufen ist. An zweiter, dritter Stelle stehen, den Maßstab des eigenen Handelns aus dem Urteil anderer entnehmen, wohl gar aus der Gunst, dem Wohlwollen, oder nennen Sie es meinetwegen an höchster Stelle aus der Gnade eines andern — das kann ich nicht mehr."

Graf Harald schwieg einen Augenblick, dannn fügte er lebhaft hinzu:

„Es kommt noch etwas anderes dazu, was uns von neuem auf unser Gespräch über das Berliner Leben zurückführt: ich könnte in dieser Atmosphäre nicht mehr existieren. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe nicht die leisesten Sympathien mit dem Evangelischen Jünglingsverein und habe in meinen jungen Jahren auch tolle Streiche gemacht. Aber wir waren damals ehrliche Leute. Was eine Dummheit war, das hieß auch so, und eine Schlechtigkeit blieb schlecht, gleichviel wer sie gemacht hatte, und ob man sie verzeihen konnte oder nicht. Die heutige Gesellschaft ist verlogen. Die Werte für die einfachsten sittlichen Begriffe werden dreist gefälscht, und wie manches Kopfnicken, wie mancher Händedruck werden bei einem großen Empfang ausgetauscht, die sich einfach übersetzen ließen: ‚Ich weiß, daß du ein Schuft bist, aber — guten Abend, mein Hochverehrter.' Sehen Sie, das nenne ich die sittliche Ordnung, die in uns allen lebt, auf den Kopf stellen, und ich gehöre nun mal zu den Leuten, die lieber eine Ungerechtigkeit als eine Unordnung ertragen."

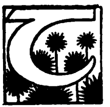
(Fortsetzung folgt.)



Das Kgl. Preußische 1. Garde-Regiment z. F.

Von M. S. von Lichterfeld.

(Nachdruck verboten.)



Trabanten war der Name der ersten Hof- und Leibwachen der Brandenburgischen Kurfürsten, die den Wachdienst am Hofe versahen und je nach der Prachtliebe der einzelnen Fürsten eine mehr oder minder kostbare Kleidung im Geschmacke ihrer Zeit trugen. Bis auf die Regierungszeit des Kurfürsten Johann Georg und das Jahr 1592 läßt sich ihr Bestehen aktenmäßig nachweisen. Aber erst mit dem Jahre 1619, dem Regierungsantritte Kurfürst George Wilhelms erhielt die Kurfürstliche Leibwache einen militärischen Charakter. Da wurde ihre Zahl auf 300 festgesetzt, und als Kommandeur erhielten sie einen Kapitän und zu dessen Unterstützung einen Leutnant. Das Jahr darauf bekam sie den Namen Leib-Garde, der in der brandenburgischen wie der preußischen Armee nicht untergehen sollte, und in dem Namen Garde seit fast hundert Jahren sogar ein ganzes Armeekorps auszeichnet. Schon Kurfürst George Wilhelm gab seiner Leibgarde eine gleichmäßige Kleidung von blauer Farbe, so daß schon unter seinem Regimente der Name „Blauröcke“ für diese brandenburgische Truppe üblich wurde. Sein Sohn,

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, vermehrte gleich nach seiner Thronbesteigung seine Leibgarde auf 6 Kompagnieen, jede zu 150 Mann. Je nach dem Bedürfnisse ward sie vermehrt, führte auch zeitweise schon den Namen Leib-Regiment, und bei seinem Tode zählte sie nicht weniger als 30 Kompagnieen, nahm aber 1685 von neuem den Namen Leib-Garde an. Teile von ihr haben den Großen Kurfürsten in allen seinen Feldzügen begleitet, so schon 1656 in der Schlacht bei Warschau mitgefochten, sind auch 1686 mit anderen brandenburgischen Truppen nach Ungarn gegen die Türken gezogen. Sein Sohn und Nachfolger Kurfürst Friedrich III., von 1701 ab König Friedrich I., formierte aus ihr vier Bataillone Kurmärkischer Garde und zwei Bataillone Preußischer Garde. Auch formierte er aus ihr ein Korps Grenadiere, seit 1704 Grenadier-Leib-Garde genannt, zu zwei Bataillonen, während die anderen Bataillone Füsilier-Leib-Garde und wegen ihrer weißgefütterten und besetzten Röcke auch weiße Füsilier-Garde genannt wurden.

Dem praktischen und haushälterischen Sinne dieses Monarchen, dessen Verdienste um die Entwickelung des preußischen Staates gar nicht genug gepriesen werden können, widerstrebte es, Truppen zu unterhalten, die einen anderen als dem rein soldatischen, militärischen Zwecke dienen sollten. Daher löste er die sämtlichen Garden seines Vaters als solche auf und verwandte sie zur Bildung von Feldregimentern.

Von nun an ruhte der offizielle Name Garde und Leib-Garde für einige Zeit innerhalb der preußischen Armee. König Friedrich Wilhelm I. bedurfte keiner Garde. Seine Absicht ging dahin, alle Regimenter seines Heeres innerlich wie äußerlich auf eine Stufe zu erheben, bei der es auf kriegerische Tüchtigkeit, Ordnung, Mannszucht usw. allein ankommen sollte. Darum stellte er mit seinem Re-

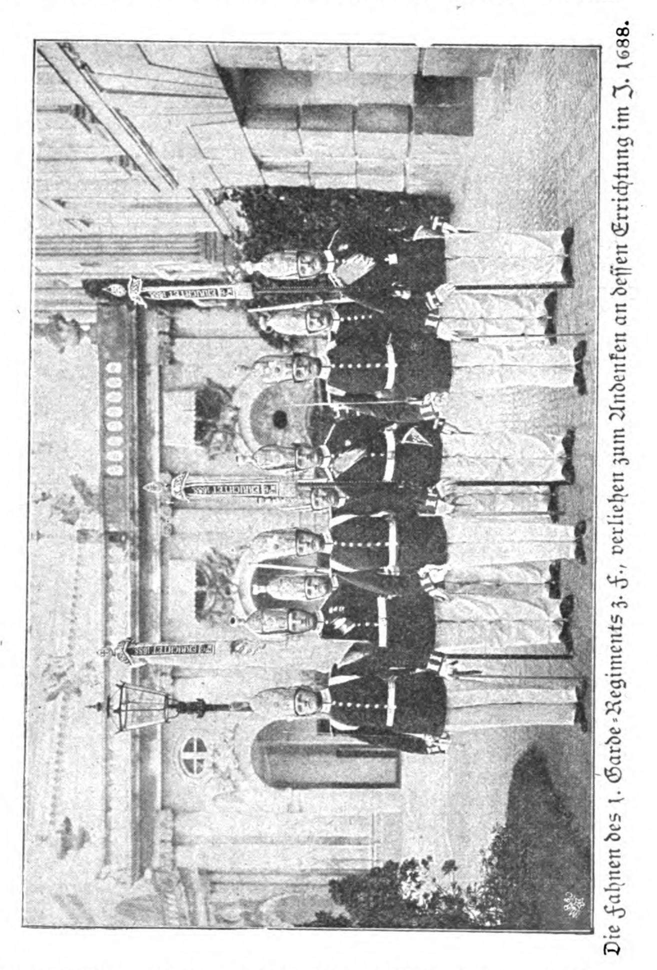
gierungsantritte alle Regimenter im Range einander gleich. Sie unterschieden sich nunmehr nur noch durch das Dienstalter ihres Chefs und durch ihren Stiftungstag, obwohl in der Armeeliste auch dieser nicht in Betracht kam. Er war selbst seit dem Jahre 1711 Chef eines Regimentes Infanterie, das dem Alter nach die Nr. 6 zu führen gehabt hätte, wenn damals die einzelnen Truppenteile schon mit Nummern zu bezeichnen Sitte gewesen wäre, was dienstlich erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführt wurde. So erhielt sein Regiment, das bisher: „Regiment Kronprinz“ geheißen hatte — für seinen Vater war es 1675 beim Einfalle der Schweden in die Kurmark von den Ständen errichtet und war Regiment Kurprinz genannt worden —, den Namen Königs-Regiment, der aber bald dem Namen Leib-Regiment weichen mußte. Es hatte bereits eine thatenreiche Geschichte, hatte 1675 in der Mark gegen die Schweden, 1677 bei der Belagerung von Stettin und in Pommern, 1686 in Ungarn gegen die Türken gefochten, und dann in dem großen spanischen Erbfolgekriege, an den Siegen von Hochstädt, Oudenaede, Malplaquet teilgenommen, jenen ruhmreichen Jahren der brandenburgisch-preußischen Armee. Seine Garnison hatte es in Brandenburg a. H. Nun kam es zu ganz besonderen Ehren, zu einem glänzenden Namen, zu einem Rufe, der es in der ganzen Welt bekannt machen sollte. Aus seinen bisherigen vier Bataillonen schuf der König drei, von denen er das erste und zweite nach Potsdam verlegte, das dritte in Brandenburg beließ.

Das 1. Bataillon, auch Leib-Bataillon Grenadier oder rotes Leib-Bataillon Grenadier genannt, genoß außer anderen Vorteilen auch den Vorzug, unter dem unmittelbaren Befehle des Königs zu stehen. In ihm standen die längsten von den „langen Kerls“, aus denen nach des Königs besonderer Vorliebe sein Regiment sich zusammensetzte und

von denen Porträts, eigenhändig von dem Könige in Oel gemalt, noch heute im Berliner Zeughause vorhanden sind.


Grenadier des Königs-Regiments unter König Friedrich Wilhelm I.

Es war eine eigentümliche Richtung, in der des Königs Liebhaberei sich bewegte, und es ist weltbekannt, wie er zu ihrer Befriedigung trotz seiner Sparsamkeit keine Kosten scheute, und wie ihm keine größere Gefälligkeit erwiesen werden konnte, als die Darbietung eines möglichst langgewachsenen Rekruten. Es war aber doch mehr als bloße Liebhaberei, denn er lebte mit ihnen und in ihnen, sie gehörten zu seinem Hause und er nannte sie gern seine lieben, blauen Kinder, und sein Leib-Regiment sollte das Muster der gesamten Infanterie seines Heeres, gleichsam dessen Vorbild sein, an dem die anderen sich zu bilden hatten. Seinen Zweck hat er wohl erreicht. Denn was für ein



Die Fahnen des 1. Garde-Regiments z. F., verliehen zum Andenken an dessen Errichtung im J. 1688.

kriegstüchtiges Heer er bei seinem Tode seinem großen Sohne hinterlassen, das haben dessen beide ersten Feldzüge um Schlesiens Besitz zur Genüge gezeigt. War es bei

Mollwitz doch die taktische Geschlossenheit und Feuerdisziplin, die der preußischen Infanterie das Uebergewicht über ihren österreichischen Gegner verlieh und den Sieg an die preußischen Fahnen fesselte, und diese verdankte die Armee niemandem so sehr, wie ihrem Könige und Schöpfer Friedrich Wilhelm I. „Das lange Potsdamer Regiment", wie es auch gern genannt wurde, sollte seinen Chef freilich nicht lange überleben. Es hatte ihm gehört, und das mußte ihm genügen. Mit dem Namen seines Chefs hörte es auch auf, einen Platz in der preußischen Armeeliste zu führen.

Seinen Platz als Königs=Regiment oder Leib=Regiment gab König Friedrich II. von nun an seinem eigenen Regiment, dessen Chef er seit dem Jahre 1732 war, indem er es zu seiner Garde erhob. Aus denjenigen Teilen, die nicht anderweitige Verwendung fanden, bildete er ein Bataillon Grenadier=Garde. Dem letzteren beließ er sein bisheriges Altersverhältnis in der Armee, sowie zur bleibenden Erinnerung an seine berühmte Vergangenheit seine alte Uniform.

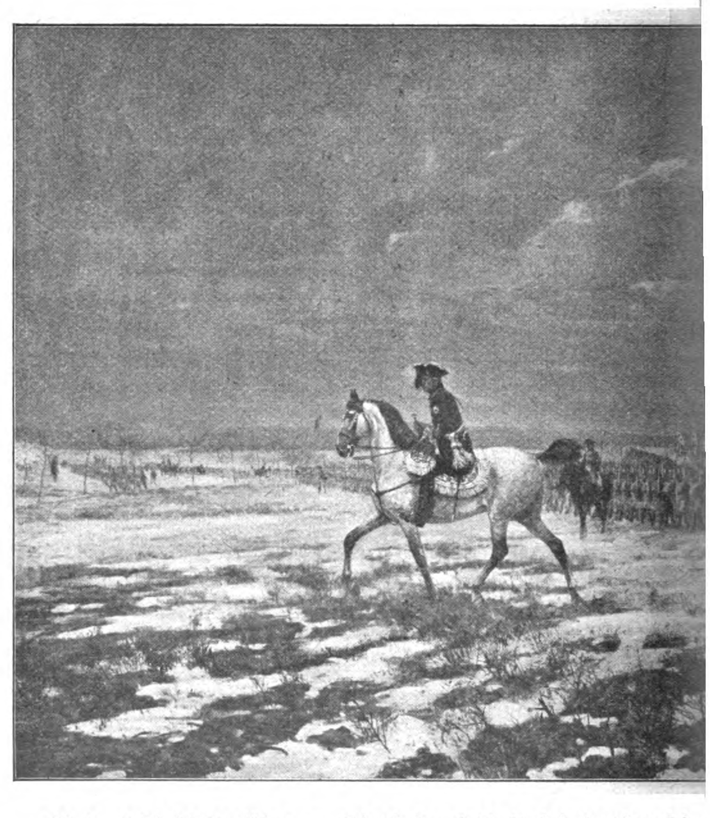
König Friedrich bildete nun aus Teilen des bisherigen Leib=Regiments, aus dem ersten Bataillon seines bisherigen Regiments und aus Abgaben der schönsten und größesten Leute aller anderen damaligen Infanterie=Regimenter drei Bataillone Garde, von denen das erste Bataillon den besonderen Namen Leib=Garde=Bataillon erhielt, das 2. und 3. Bataillon aber zusammen Regiment Garde benannt wurden. Beide waren als Truppenkörper völlig voneinander getrennt, das Bataillon Leib=Garde sowohl, wie das Regiment Garde hatten jedes seinen besonderen Kommandeur, und wenn sich der König auch als beider Chef betrachtete, so war er es für das Bataillon Leib=Garde doch in anderem Sinne, als für das Regiment Garde. Denn in jenem war er, wie jeder Regiments=Chef in der

Armee, auch zugleich Chef der Leib-Kompagnie, und das Bataillon stand in allen Dingen unmittelbar unter dem Befehle des Königs und kannte in keiner Hinsicht irgend welche Zwischeninstanz.

König Friedrichs Garden ergänzten sich nicht, wie die anderen Regimenter, aus Rekruten und Neugeworbenen, sondern aus Abgaben jener, die zu den sogenannten „Unrangierten der Garde" zusammentraten, und aus denen den einzelnen Bataillonen ihr Abgang ersetzt wurde. Dieses „Korps der Unrangierten", wie es später hieß, trug eine ganz einfache Uniform, bloß mit roten Kragen und Aufschlägen und hellgelben Unterkleidern, auch ohne Huteinfassung und Achselband.

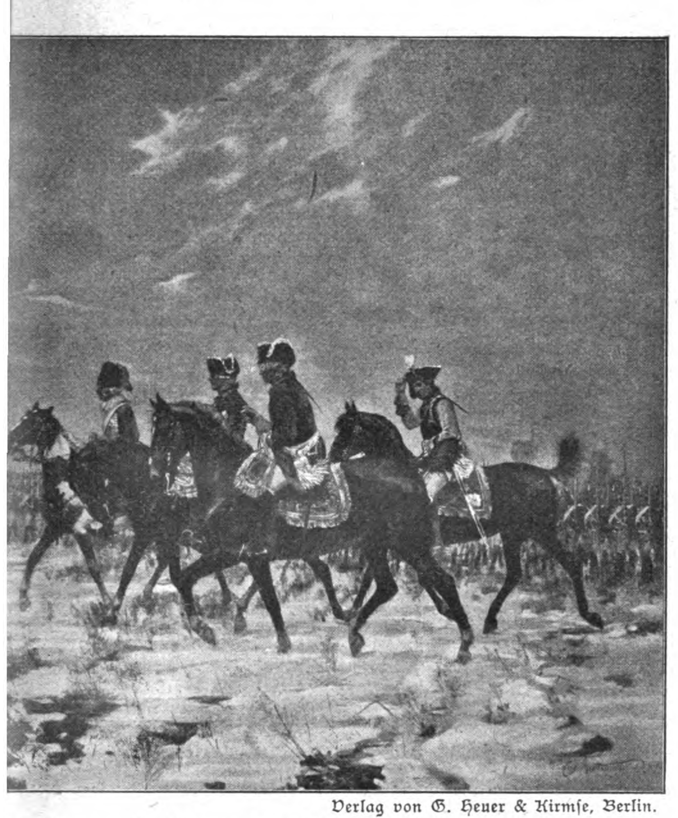
Das Bataillon Grenadier-Garde wurde vom König als Fortsetzung des Regiments seines Vaters betrachtet und behielt dessen vollständige Uniform. Das sind die Vorfahren des heutigen 1. Garde-Regiments z. F. bis in die Feldzüge des Großen Friedrich, in denen sie stets zu seinen Kerntruppen gehört und immer Vorzügliches geleistet haben. Es wäre eine allzulange Liste von Ruhmesthaten, wenn wir diese alle einzeln darstellen wollten. Erwähnt sei nur, daß sie bei allen Gelegenheiten auf das Bravste sich benahmen und stets des Königs vollstes Vertrauen besaßen. Nennen wollen wir nur allein den Tag von Leuthen, 5. Dezember 1757, an dessen Abende, wie unser nachstehendes Bild zeigt, der König seine Garden selbst zur Verfolgung der Oesterreicher über das Schlachtfeld führte.

König Friedrich der Große ging nach langem ruhm- und thatenvollen Leben am 17. August 1786 zu seinen Vätern heim. Sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm II. behielt für seine Regierung nach Möglichkeit die Grundsätze seines großen Oheims bei. Infolgedessen geschahen auch für die Ausbildung der Armee keine Verbesserungen, man blieb dabei, daß alles, was König Friedrich II. geschaffen,



König Friedrich II. führt am Abend der Schlacht bei Leuthen sein

Nach dem Gemälde von



Verlag von G. Heuer & Kirmse, Berlin.

Garden zur Verfolgung des Feindes über das Schlachtfeld vor.
Erich Mattschaß.

keiner Veränderung bedürfe. So blieb Exerzitium, Taktik, Heeresverfassung fast ängstlich bewahrt. Weil sich das alles in den Feldzügen des großen Königs bewährt, hielt man jedes Streben nach Verbesserung für eine Sünde wider seinen Ruhm und Namen.

An den Feldzügen des Königs gegen die Franzosen am Rhein in den Jahren 1793 und 1794 nahmen auch die Garden wieder mit altem Ruhme teil. Das Jahr 1806 wurde, wie der gesamten preußischen Armee, so auch der Garde verderblich. Bei Auerstädt am 14. Oktober hatten sie noch in gewohnter Tapferkeit mitgefochten. Das Verhängnis, das damals alles verschlang, riß auch sie dahin. Schon am 16. Oktober geriet das Bataillon Grenadier-Garde in französische Gefangenschaft und am 28. Oktober bereitete die traurige Kapitulation von Prenzlau den anderen drei Bataillonen ein gleiches Schicksal.

Die Garden hatten insbesondere an dem König einen warmherzigen, väterlichen Freund. Das Verhältnis desselben zu ihnen blieb das gleiche, wie es unter seinem Vorgänger gewesen war. Auch König Friedrich Wilhelm II. erkärte sich zum Chef des Bataillons Leib-Garde und seiner Leib-Kompagnie. Seine Söhne lernten in ihm den Dienst kennen, auch die meisten anderen jüngeren Prinzen des Herrscherhauses fingen in ihm ihre militärische Laufbahn an. Es blieb die eigentliche Haustruppe der Hohenzollern wie von König Friedrich Wilhelm I. her.

Von der alten Treue der preußischen Garden zeugten doch die geringen Reste, denen es gelang, sich über die Weichsel nach Ostpreußen zu retten und dadurch Ursache zur Wiedererrichtung dessen, was verloren gegangen war, wenn auch in anderer Gestalt und Form, zu geben.

Am 13. Oktober 1806 war im Lager bei Auerstädt der Leutnant v. Pogwisch mit 2 Unteroffizieren, 1 Tambour und 24 Grenadieren der Leibkompagnie des Batail-

lons Leib-Garde als Stabswache zum königlichen Hauptquartier kommandiert worden. Es machte daher die Schlacht bei Auerstädt nicht mit. Dem Kommandant des Hauptquartiers, Major v. Mandelsloho, gelang es durch Umsicht und Thatkraft, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm entgegensetzten und seine Kolonne, die aus gegen 100 Wagen mit mehr als 30 verschiedenen Beamten, etwa 100 Bedienten und mehr als dem doppelten an Knechten bestand und zu deren Bedeckung er außer jenem Kommando von der Leibgarde nur noch 24 Towarczys (die damaligen Lanzenreiter in der Armee) unter dem Kornett v. Podbielsky zur Verfügung hatte, glücklich aus dem Strudel des Rückzuges von Auerstädt über Eisleben nach Magdeburg zu schaffen, dann bei Werben über die Elbe zu bringen, noch am 27. Oktober Stettin, ehe es kapituliert, zu erreichen und am 4. November 1806 wohlbehalten mit allem in Graudenz einzutreffen. Für die damaligen Wegeverhältnisse eine ganz unglaubliche Leistung, da er eine Entfernung von etwa 100 Meilen in nur 20 Marschtagen durchmessen hatte.

Der König, der schon seit dem 2. November sich in Graudenz befand, war der Kolonne entgegengeritten und hatte sie, namentlich auch das Kommando von seiner Leib-Garde, gnädigst begrüßt. Noch am selben Tage befahl der König, daß Leutnant v. Pogwisch mit seinem Kommando Stamm und Depot für eine neu zu errichtende Leib-Garde zu Fuß bilden, daß diesem die kleine Anzahl vom Korps der Unrangierten, welche tags zuvor aus Potsdam in Graudenz eingetroffen war, sich anschließen und daß alle aus der Gefangenschaft sich rettenden und wieder meldenden Offiziere und Mannschaften der ehemaligen Garde-Bataillone dieser neuen Leib-Garde eingefügt werden sollten. König Friedrich Wilhelm III. wollte also dieses kleine Häuflein als Fortsetzung der untergegangenen Garden an-

gesehen wissen. Am 15. November rückte Leutnant v. Pogwisch mit schon 50 Mann nach Osterode, von da über Ortelsburg und Gerdauen nach Wehlau, wo er am 9. Dezember eintraf. Hier erreichte dieser Stamm bereits eine Stärke von 5 Offizieren, 40 Unteroffizieren und 210 Mann. Am 14. Januar 1807 war er nach Memel verlegt. Am 2. April war er schon auf 6 Offiziere und 315 Mann angewachsen. An diesem Tage erlebte er seine erste Besichtigung durch einen anderen Monarchen, Kaiser Alexander I. von Rußland, der sich anerkennend über alles äußerte. Diese Parade ist auch dadurch merkwürdig, daß an ihr zum ersten Male die preußische Garde ohne Zopf aufzog, eine Hauptneuerung in der Armee jener Tage. Den 26. April 1807 traf Major v. Kessel vom Bataillon Leib-Garde, aus der Gefangenschaft ausgewechselt, in Memel ein. Ihn hatte der König zum Kommandeur der neuen Garde-Abteilung berufen, die seit diesem Tage, obwohl sie erst zwei Kompagnieen stark war, dienstlich Bataillon genannt wird. Noch während der Verhandlungen, die zum Tilsiter Frieden führten, erging die Allerhöchste Kabinettsordre vom 27. Juni 1807, welche die Formation eines wirklichen Bataillons Garde anordnete.

Die Bildung des Bataillons geschah in der Art, daß
zur 1. Kompagnie die Leute vom Bataillon Leib-Garde,
„ 2. „ „ „ „ „ Grenadier-Garde, und
„ 3. u. 4. „ „ „ „ -Regiment Garde genommen, die Mannschaften aus anderen Regimentern aber nach Bedürfnis in die Kompagnieen verteilt wurden.

Durch Parolebefehl vom 14. Juli 1807 erhielt die neuformierte Truppe die Bezeichnung „Garde zu Fuß“. Zu seinem Offizierkorps gehörten von Anfang an die kgl. Prinzen Friedrich, Brudersssohn Sr. Majestät, und Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm, die ältesten

Söhne Sr. Majestät. Jener ward als König Friedrich Wilhelm IV. 1840, dieser als König und Kaiser Wilhelm I. Chef des 1. Garde-Regiments zu Fuß. Jener hat dem Regiment 56, Kaiser Wilhelm I. sogar über 81 Jahre angehört.

Am 5. Januar 1808 hatte das Bataillon seine letzte Revue vor dem Könige in Memel. Am 9. Januar fing es an kompagnieweise Memel zu verlassen, am 21. Januar 1808 führte es der König persönlich in Königsberg ein. Es war 26 Offiziere, 104 Unteroffiziere, 45 Spielleute, 500 Grenadiere stark. Am 24. April 1808 erhielt es vier neue Fahnen verliehen.

Durch Kabinettsordre vom 9. November 1808 befahl der König in Königsberg die Formation eines zweiten Bataillons Garde zu Fuß aus den bisherigen Mannschaften. Von den vier Fahnen erhielt jedes Bataillon zwei. Die Mannschaften der alten Gardebataillone wurden so verteilt, daß die aus dem Bataillon Leib-Garde zur 1. und 2. Kompagnie, die von der Grenadier-Garde zur 3. und 4. Kompagnie, die des Regiments Garde zur



Grenadier
vom 1. Garde-Regim. z. F.
unter König Friedrich
Wilhelm III.

5. bis 8. Kompagnie kamen. Am 10. November 1808 ernannte sich der König zum Chef des Regiments und der 1. Kompagnie, die von da an wieder Leib-Kompagnie genannt wird.

Am 3. Januar 1809 marschierte das Regiment aus Königsberg ab. Es war in der festen Ueberzeugung, daß es gleich bis Potsdam gehen werde. Vom 31. Januar bis 31. Juli blieb es aber in Königsberg N.-M. Dann rückte es nach Frankfurt a. O., wo es am 5. August eintraf, am 17. Dezember trat es den Marsch nach Berlin an und zog hier am 23. Dezember mit dem Könige, der Königin Luise und dem gesamten Königshause ein. Erst am 10. April 1810 gelangten die beiden Grenadier-Bataillone nach Potsdam. Inzwischen war das Regiment durch ein Füsilier-Bataillon verstärkt worden, das durch Kabinetts-Ordre vom 17. März 1809 in Königsberg i. Pr. befohlen, am 29. Mai 1809 zusammentrat und den Namen „Füsilier-Garde-Bataillon" erhielt. Am 12. Juni 1809 war seine Formation abgeschlossen. Am 7. März 1810 zog es in Berlin, am 13. März 1810 in Potsdam ein. Hier blieb das Regiment, bis es am 23. Januar 1813 den Marsch nach Breslau antrat, wo es am 9. Februar eintraf. Auf Grund des Aufrufs König Friedrich Wilhelms vom 3. Februar 1813 formierte hier jedes Bataillon des Regiments ein Detachement freiwilliger Jäger zu 200 Mann. Sie trugen grüne Röcke mit den Litzen, Aufschlägen, Kragen, Knöpfen und Achselklappen des Regiments.

Am 3. März kam das Regiment auf den Feldetat. Am 23. März rückte es, nachdem es zum Kampfe in feierlichster Weise durch Gottesdienst auf dem Schweidnitzer Anger eingesegnet war, in den nunmehr beginnenden heiligen Krieg. Es gehörte zum Korps des Generals der Kavallerie v. Blücher und zur Infanterie der Branden-

burgischen Brigade unter Generalmajor v. Roeder. Jedes Bataillon war einschließlich des freiwilligen Jäger-Detachements 1000 Mann stark. Zum Offizierkorps gehörten auch die oben schon genannten drei königlichen Prinzen, Prinz Friedrich und der Kronprinz als Stabskapitäns, Prinz Wilhelm als Sekondeleutnant. Nur die beiden ersten durften mit ins Feld ziehen, der letztere mußte aus Gesundheitsrücksichten zu seinem tiefsten Schmerze noch in Breslau zurückbleiben.

Begeistert zog alles vorwärts durch Schlesien nach Sachsen dem Feinde entgegen. Am 4. April kam das Regiment Garde z. F. durch Dresden, das seine Vorfahren im siebenjährigen Kriege gründlich kennen gelernt. Denn im Winter 1756 auf 57 hatte sowohl das Bataillon Leib-Garde als das Regiment Garde hier gelegen und in gar feinen Exerzierhäusern seine Uebungen abgehalten. Dieses exerzierte nämlich im Ballhause und in der Oper, jenes sogar in der Bildergalerie. Dieses Mal hielt man sich nicht so lange auf, daß man solche Oertlichkeiten brauchte, man hatte Eile an den Feind zu kommen; denn man war verpflichtet, ihm viel zurückzuzahlen und Vieles an ihm zu rächen. Die Herzen brannten in edelster Begeisterung zu zeigen, daß mit den in Erfurt und bei Prenzlau verloren gegangenen Bannern der Ruhm der preußischen Garden dennoch nicht geschwunden sei. So begrüßte das Regiment mit freudigem Mute den Tag, da es die Bluttaufe empfangen sollte. Es war der 2. Mai 1813, der Tag von Groß-Görschen, auch Lützen genannt. Er sollte für Preußens Krieger zwar ein hoher Ehrentag werden, aber die Freude, ihn als erfolgreichen Siegestag bezeichnen zu dürfen, sollten sie nicht haben. Etwa um 12 Uhr mittags hatte das Korps Blüchers seinen Angriff gegen das des Marschall Ney beginnen können, das bei den Dörfern Groß-Görschen, Klein-Gör-

schen, Rahna und Kaja lagerte. Im ersten Anlaufe hatte die Brigade des Generals von Klüx die vor Groß-Görschen stehenden Franzosen auf diesen Ort zurückgeworfen. Groß-Görschen wurde darauf genommen, und der Feind auf Rahna und Klein-Görschen zurückgedrängt. Diese Orte zu gewinnen, gelang jedoch bei der Uebermacht der Franzosen nicht; die dazu vorgezogene Brigade des Generals von Ziethen kam zwar dann in Besitz von Klein-Görschen, mußte es aber dem Feinde trotz heldenmütigem Widerstande wieder überlassen und sich auf den Besitz von Groß-Görschen beschränken. So war es 2 Uhr nachmittags geworden, als auch die Brigade Roeder Befehl erhielt, zur Unterstützung der in Groß-Görschen fechtenden Truppen gegen Rahna vorzugehen. Major von Block ging mit dem Garde-Füsilier-Bataillon gegen dieses Dorf und Groß-Görschen vor. Da aber die beste Unterstützung stets der Angriff des Feindes an anderer Stelle ist, so befahl General Blücher dem Bataillon, das Dorf Kaja zu nehmen. Dies lag fast im Rücken der französischen Stellung. Sein Besitz mußte für den Erfolg der preußischen Waffen den Ausschlag geben. „Mit wahrer Blutgier," berichtete hernach ein Augenzeuge, „stürzten die Garden sich auf den Feind." Mit dem Bajonett gehen die Füsiliere dem Feinde entgegen, sein Feuer trotz schwerer Verluste nicht achtend. Rahna wird den Franzosen entrissen, und darüber hinaus dringt in der Verfolgung ein Teil der Füsiliere zugleich mit den auf Kaja zurückeilenden Franzosen in dieses Dorf ein und behauptet sich trotz der Uebermacht der jungen Garde Napoleons, der sie hier begegnen, einige Zeit daselbst. Leider kam ihnen rechtzeitig keine Unterstützung und sie mußten bis jenseits Klein-Görschen zurückgehen, wobei Major von Block schwer verwundet ward, so daß von da an Hauptmann von Roeder das Bataillon führte. Durch andere Truppen werden die Franzosen aus Klein-

Görschen wieder hinausgeworfen, und die Gardefüsiliere, so dezimiert sie auch bereits sind, gehen noch einmal durch dieses Dorf zum Kampfe um Kaja vor, unterstützt von den Tirailleuren anderer Truppen, dem avancierenden Feinde entgegen, unbekümmert um das Verhältnis der Zahl, durch den beide Teile trennenden Floßgraben. Die Kolonnen der Hessen und Badenser, denn es waren Deutsche, die den Gardefüsilieren hier entgegengeführt wurden, halten ihrer Wut nicht stand und drehen um. Etwa 500 Preußen haben hier eine ganze französische Division zum Weichen gebracht. Den süddeutschen Bundesgenossen Napoleons mochte hier wohl auch das Gewissen etwas schlagen, sie versagten eben. Dadurch wird den Verbündeten der Besitz von Rahna und Klein-Görschen gesichert. Aber auch Kaja mußten die Verbündeten haben, wenn ihnen der Sieg werden sollte. Prinz August von Preußen führt persönlich ein Bataillon zum nochmaligen Sturme auf Kaja vor, das zusammengeschossene Häuflein der Gardefüsiliere schließt sich ihm freudig an. Aber vor dem verderblichen Feuer des Feindes, dessen Massen sich das Dorf nicht entreißen lassen, zersplittert auch dieser Angriff. Der Prinz wird zum Rückzug genötigt und die Gardefüsiliere mit ihm. Der Tag hat sich geneigt, und der Kampf geht zu Ende. Hinter Groß-Görschen sammeln sich die Reste des Bataillons, wehmütige Trauer trotz aller Siegesfreude durchzuckt jeden der Uebriggebliebenen, um der Menge der Verlorenen und Vermißten willen, die weit über die Hälfte des Bataillons betrugen.

Das 1. Bataillon des Regiments Garde z. F. unter Führung des Regimentskommandeurs Oberstleutnants von Tippelskirch kam, auf Klein-Görschen vorgezogen, erst dort an, als es bereits im Besitze der Verbündeten war. Es wandte sich daher auch gegen Kaja. Im Laufschritte stürzte es sich mit dem Bajonette auf drei feindliche

Bataillonskolonnen, die zwischen Rahna und Kaja vordringen, diesem Ansturme aber nicht zu widerstehen vermögen, obwohl das Gardebataillon durch ihr Feuer und das der Artillerie, das es auszuhalten hatte, völlig dezimiert wurde. Es war eine Stunde würdig der Väter von Leuthen und Hochkirch, freilich auch noch blutiger, als der Kampf um diese Ortschaften. Major von Pogwisch, der den ersten Stamm des Regimentes von Auerstädt nach Graudenz geführt hatte, findet hier den Heldentod, und bis auf zwei fallen alle Offiziere tot oder verwundet. Sechs verschiedene Fahnenträger, von denen ein jeder in die blutigen Fußtapfen seines Vorgängers tritt, werden nacheinander erschossen, die Fahnenstange wird zersplittert, das Fahnentuch vielfach zerrissen. Dennoch bleibt der geringe Rest des Bataillons über eine Stunde in diesem Höllenfeuer der feindlichen Uebermacht. Endlich kann ein preußisches Bataillon zur Unterstützung herangeführt werden. Noch einmal versuchen, auf diese Hilfe gestützt, die Grenadiere einen Vorstoß auf Kaja. Umsonst, die Uebermacht des Feindes ist zu gewaltig. Auch eine Attacke der westpreußischen Ulanen kann keine Luft schaffen, die Trümmer, zu denen das Bataillon zusammengeschossen ist, gleiten zurück gegen Klein-Görschen, wo sie mit denen des Füsilierbataillons zusammentreffen, die ebenfalls vor Kaja haben den Massen des Feindes weichen müssen. Als dann gegen Abend auch Klein-Görschen von den Franzosen wieder erobert wird, werden beide Bataillone hinter Groß-Görschen zurückgenommen, von wo sie nach einigem Aufenthalte nach Pegau marschieren, um in dessen Nähe, aber noch auf dem Schlachtfelde zu biwakieren.

Als das 1. Bataillon auf Klein-Görschen vorging, blieb das 2. Bataillon unter Major Graf von Löwenstein-Wertheim hinter Groß-Görschen halten, schon hier dem feindlichen Feuer erheblich ausgesetzt. Graf Löwenstein fällt

tödlich verwundet, und Major von Rohr übernimmt die Führung des Bataillons. Auch sein Eingreifen in das Gefecht wird zu einem Sturme gegen Kaja, vor dem es zunächst mehrere feindliche Bataillone zu vertreiben gilt, die dem Vordringen des Bataillons gegenüber nicht standhalten, sondern vor der Wut der Preußen umkehren und sich in dem Dorfe Kaja bergen, von hier aus mit sicherster Wirkung die Grenadiere mit ihrem Feuer überschüttend. Das ist der Moment, wo Prinz August, wie oben erzählt, zur Erleichterung der Gardefüsiliere mit einem anderen Bataillon einen Vorstoß auf Kaja unternimmt. Da er sich als vergeblich erweist, bleibt das 2. Gardebataillon fast allein dem Feuer des Feindes ausgesetzt und erhält Befehl, zurückzugehen, um in den Kampf am Floßgraben einzugreifen. Aber dies Eingreifen kommt zu spät und das Bataillon in geradezu vernichtendes Feuer. Dabei fällt Major von Rohr, und die Führung übernimmt Hauptmann von Below, der nichts mehr thun kann, als unter noch erheblichem Verluste auf Groß-Görschen zurückzugehen, dem Bataillon hinter diesem Dorfe in einem Hohlwege einen leidlich gesicherten Standort zu geben und es nach Möglichkeit zu rangieren. Hier blieb es über Nacht und brach bei Tagesanbruch nach Pegau auf, wo es mit den Resten des 1. Bataillons und der Füsiliere sich vereinigte.

Alle drei Bataillone hatten mit wahrem Heldenmute in dem Kampfe um Kaja sich verblutet, leider nacheinander, während ein gemeinsamer Angriff vielleicht wirkungsvoller geworden wäre. Der Besitz von Kaja hätte den Tag zu Gunsten der Verbündeten entscheiden müssen. Bedauerlicherweise wurde es Napoleon durch mancherlei Mißgriffe des Oberkommandeurs, des russischen Generals Graf Wittgenstein, möglich, Kaja mit großen Massen zu halten, anstatt daß er genötigt worden wäre, diese anderwärts zu verwenden. Teures preußisches Blut war hier in Strömen

vergossen, die preußische Tapferkeit hat hier die schönsten Triumphe gefeiert, leider ohne den Sieg gewinnen zu können. Denn am Tage nach der Schlacht begannen die Verbündeten den Rückzug bis hinter die Elbe.

Die Verluste des Regimentes waren enorm, haben sich aber nie im einzelnen ermitteln lassen. Im ganzen blieben 7 Offiziere vor dem Feinde tot und 25 wurden verwundet, von denen auch noch verschiedene ihren Wunden erlagen. Am 3. Mai trat das 1. Bataillon mit nur noch 7 Offizieren, 23 Unteroffizieren, 9 Spielleuten und 311 Grenadieren an, das Füsilierbataillon mit 9 Offizieren, 33 Unteroffizieren, 10 Spielleuten und 394 Füsilieren. Darunter war aber noch eine gute Zahl leichter Verwundeter. Der Stand des 2. Bataillons ist nicht mehr nachweisbar. Beim 1. Bataillon mußte aus je zwei Kompagnieen eine formiert werden. Das war der Tag von Groß-Görschen, der 2. Mai 1813. Man versteht, warum das 1. Garde-Regiment z. F. ihn als hohen Ehrentag andauernd feiert. Es war in der That ein Tag der größesten Ehren und des ausgezeichnetsten Ruhmes für alle drei Bataillone. Sie hatten an ihm dem Preußennamen die alte Achtung seiner Feinde wieder erkämpft. Nie hat ein preußisches Regiment anderwärts größere Hingabe gezeigt, als die Garden hier im Kampfe zwischen Kaja, Rahna und Klein-Görschen.

Wohl ging es zurück, den oberlausitzischen und schlesischen Bergen wieder entgegen, die man vor einigen Wochen so hoffnungsfreudig erst verlassen hatte. Aber das vergossene Blut war nicht umsonst geflossen. Hatte die Welt doch von neuem erkannt, daß Preußen trotz aller Erniedrigung durch Napoleons Uebermut an militärischem Geiste nichts verloren hatte. Hinter der Elbe bei Bautzen am 20. und 21. Mai kam es zur zweiten Schlacht der ersten Hälfte des Feldzuges von 1813. Auch sie fiel

nicht günstig für die Verbündeten aus. Napoleon gewann in ihr den Weg nach Schlesien von neuem. Das Regiment Garde z. F. kämpfte an beiden Tagen an verschiedenen Stellen mit einem Gesamtverluste von 4 Offizieren und 188 Mann. Durch die Erstürmung des Dorfes Preititz, wobei es im Kampfe um den Kirchhof des Dorfes zu wildem Handgemenge kam, thaten die Garden unter Major von Alvensleben der Sache der Verbündeten am 21. Mai einen hervorragenden Dienst. Es gelang, die gewonnene Stellung dauernd zu bewahren, nachdem sie zuvor den Russen durch Marschall Neys Truppen entrissen worden war, so daß hier dem weiteren Vordringen der Franzosen ein Damm entgegengesetzt, und der Rückzugslinie des Blücherschen Korps freie Bahn geschaffen wurde. So wenig erfolgreich auch diese Schlacht für die gerechte Sache blieb, so hatte sie doch die überaus gewichtige Wirkung, daß Napoleon sich klar wurde, er bedürfe wesentlicher Verstärkung und einer durchgreifenden Organisation seiner Armee, um wirkliche Vorteile zu erringen. So betrieb er einen Waffenstillstand vornehmlich seiner eigenen Rüstungen halber. Den Verbündeten konnte er aus demselben Grunde nur recht sein. Sie durften sich sogar mehr von ihm versprechen, als ihr Gegner, nämlich die ihnen so wichtige Hilfe Oesterreichs. Vom 7. Juni bis 16. August dauerte diese Waffenruhe, die Preußens Garden in der Gegend von Schweidnitz zubrachten, und in der sich das Regiment Garde z. F. durch Ergänzungen aus seinem Reservebataillon wieder auf den richtigen Stand brachte. Am 26. Juni ward Major von Alvensleben, der das Regiment schon interimistisch geführt hatte, wirklicher Regimentskommandeur.

Inzwischen war ein zweites Garderegiment z. F. errichtet worden. Seitdem ward das Regiment 1. Garderegiment z. F. benannt, mit dem Namen, den es noch heute

führt. Es kam mit der preußischen Fuß-Garde-Brigade, deren Führung dem inzwischen avancierten Oberst von Alvensleben übertragen wurde, zur Hauptarmee unter dem Fürsten von Schwarzenberg nach Böhmen. Sein Kommandeur wurde Oberstleutnant von Block, der, von seiner Wunde genesen, dem Regiment hatte folgen dürfen. Doch war seine Teilnahme an den nun beginnenden herrlichen Siegen der Monate August bis Oktober eine nur ganz geringe, da die Garde-Infanterie-Brigade fast durchweg als äußerste Reserve vom Könige zurückgehalten wurde. Als Zuschauer sah es viel, so die immer noch unglücklichen Tage von Dresden, den 26. und 27. August, den darauf folgenden sehr mühseligen und gefährlichen Rückzug durch das sächsische Gebirge nach Böhmen, dann die schweren, aber entscheidenden Tage von Leipzig vom 16. bis 19. Oktober. Am 16. Oktober stand das Regiment hinter Güldengossa zur Deckung der Artillerie in stundenlangem Geschützfeuer und nicht ohne Verluste, unthätig, ohne einen Angriff mitmachen zu dürfen. Das war preußische Feuerdisziplin nach der alten Schule! Am 18. Oktober hatte es das gleiche Schicksal bei Liebertwolkwitz. Im ganzen büßte es bei Leipzig an Toten 1 Offizier und 41 Mann, an Verwundeten 25 Mann ein. Dann kam der so freudig angetretene Vormarsch gegen den Rhein zur Verfolgung Napoleons, mit all' seinen Enttäuschungen durch die schlechtesten Wege, das böseste Wetter, die andauerndsten Entbehrungen. Namentlich litt es in diesen Zeiten durch Krankheiten. Böse Nervenfieber rafften einen ansehnlichen Teil seines Bestandes dahin. In Frankfurt a. M. mußten gute Quartiere und Ruhe manchen Schaden ausheilen, dann ging es Anfang Januar 1814 über den Rhein und endlich nach Frankreich hinein. Aber auch hier waren dem Regimente noch Monate vollständigster Unthätigkeit beschieden. Erst der 30. März 1814, die Schlacht

von Paris, brachte dem 1. Garderegiment z. F. die Genugthuung neuen Kampfes und zu seiner Freude die nachdrücklichste Teilnahme an einem entscheidenden Siege.

Es handelte sich darum, das östlich von Paris gelegene Dorf Pantin, das die Russen gegen französische Uebermacht nicht mehr länger halten konnten, der Stellung der Verbündeten möglichst so zu bewahren, daß es den Franzosen dauernd entrissen blieb. Die Garde-Infanterie-Brigade des Oberst von Alvensleben, in der das 1. und 2. preußische Garderegiment z. F. und die Gardejäger mit einem Bataillon badenscher Garde vereinigt waren, bekam den Auftrag auszuführen, und das 1. Garderegiment z. F. hat sich dabei die schönsten Lorbeeren erkämpft. Das Füsilierbataillon geht zuerst in das Dorf hinein, die beiden Grenadierbataillone bleiben vorläufig am Südrande des Dorfes, dessen ausgedehnte Längsrichtung von Ost nach West geht, halten. Oberstleutnant von Block geht mit den Füsilieren durch das Dorf hindurch und wirft mit glänzendster Bravour drei feindliche Bataillonskolonnen mit dem Bajonette zurück, die soeben sich des Dorfes zu bemächtigen vorgehen. Noch bevor sie die Bajonette der Füsiliere fühlen, drehen sie um und räumen das Feld, freilich nicht ohne daß sie zuvor dem Bataillon durch anhaltendes Feuer erhebliche Verluste zugefügt haben. Bis hinter les Maisonnettes, einen unmittelbar vor der Pariser Stadtgrenze liegenden Weiler, werden sie zurückgetrieben. Aber verheerendes Feuer von 55 französischen Geschützen durchfurcht die Reihen der Füsiliere, reihenweise stürzen die Tapferen, es geht nicht weiter, für einen Halt fehlt alle Deckung, und das Bataillon muß bis Pantin zurückgenommen werden. Hier sammeln sich zunächst nur 70 Mann unter einem einzigen noch unverwundeten Offizier. Auch Oberstleutnant von Block ist unter den Verwundeten. Nun rücken die beiden Grenadierbataillone

des Regiments südlich um Pantin zum Angriffe vor, unterstützt vom neuen Schwesterregimente, dem 2. Garderegiment z. F. Wie zur Parade in fester Ordnung und guter Richtung gehen die Braven vor. Wohl reißen die französischen Kartätschen klaffende Lücken, sie schließen sich, und in festem Tritt geht der Angriff weiter. Es ist wie ein Abschiedsfest des alten Exerzitiums eines Retzow, Saldern, Rohdich aus König Friedrichs Tagen, wie eine Erinnerung an den blutigen Sturmtag von Torgau, aber auch wie ein Zuwinken der Sieger von damals mit der Palme des Erfolges. Les Maisonnettes wird genommen, die Franzosen werden daraus vertrieben, alle ihre Anstrengungen, die Garden wieder zurückzuwerfen, scheitern an deren Festigkeit. Zwei harte Stunden bringen diese hier in unvergleichlicher Ausdauer zu, da kommt ihnen Hilfe, und der Sieg bleibt ihren Fahnen. Das französische Heer weicht auch an dieser Stelle des Schlachtfeldes hinter die Mauern und Thore von Paris. Der Tag und mit ihm Paris selbst ist für die Verbündeten gewonnen.

Bei Pantin verlor das Regiment über den dritten Teil seines Bestandes, etwa 300 Tote und 400 Verwundete, doch sind nur die Verluste an Offizieren noch genau zu ermitteln. 11 Offiziere blieben tot, 26 verwundet auf dem Schlachtfelde. Der Stand der Kompagnieen unmittelbar nach der Schlacht schwankte zwischen 35 und 67 Mann. Am 31. März sollte es an dem feierlichen Einzuge der Verbündeten in Paris teilnehmen. Es wurde mit den Resten des 2. Garderegiments z. F., das nicht minder gelitten hatte, zu einem Regimente derart zusammengezogen, daß aus seinen 8 Grenadierkompagnieen mit denen des Schwesterregiments zwei Grenadierbataillone und aus den beiden Füsilierbataillonen ein solches formiert wurde.

Bis zum 3. Juni 1814 blieb das Regiment in Paris.

Es gedachte hernach nie mit Wohlgefallen an diesen Aufenthalt, da die Schonung, welche die Pariser durch die Großmut der Sieger erfuhren, von ihnen mit Uebermut und sogar mit Spott vergolten wurden. Es gehörte leider mehr dazu, ihren leichtfertigen Stolz zu beugen, als ein glänzender Sieg unter ihren Mauern, und erst im Jahre darauf sollten sie erkennen lernen, wie schmählich sie die Hochherzigkeit der Verbündeten behandelt hatten. Gern zog das Regiment der Heimat zu. Sein langer Marsch endete erst mit dem glänzenden Einzuge in Berlin zur Siegesfeier im Lustgarten am 7. August 1814 und am 18. August sah es die gewohnte Garnison Potsdam wieder. Es kehrten nicht viele zurück, die im Januar 1813 im Regimente von hier ausgerückt waren. Viele Hunderte deckte der Rasen von Groß-Görschen und Bautzen, vom Leipziger Schlachtfelde und Pantin vor Paris. Ehre ihrem Andenken, der Dank von König und Vaterland ihren glorreichen Thaten!

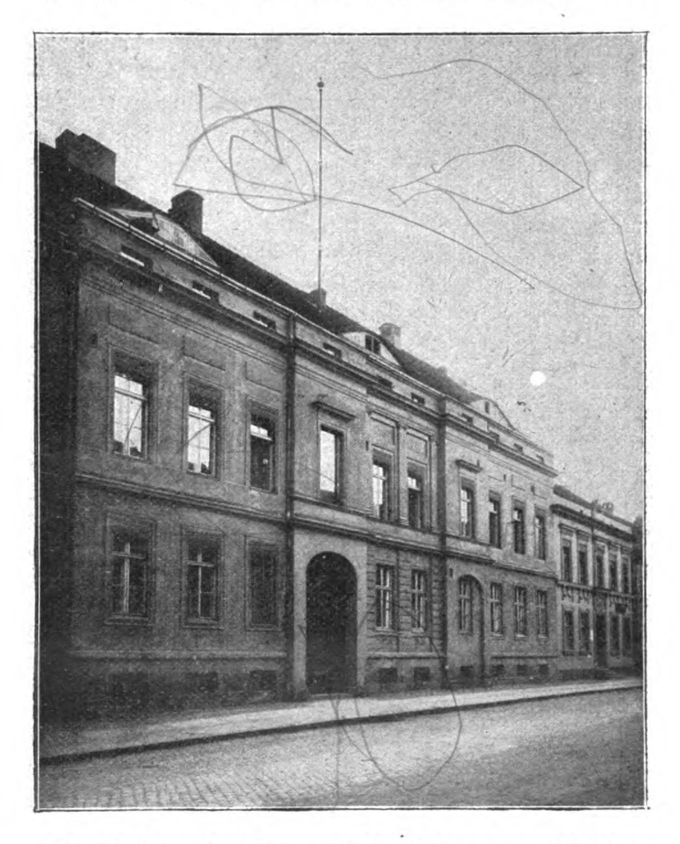
Nicht lange sollte der mühsam erkämpfte Frieden für Europa dauern. Napoleon, nach der Insel Elba verbannt, ließ sich von seinem beispiellosen Ehrgeiz noch einmal dazu treiben, die Fackel des Krieges mitten zwischen die Völker dieses Erdteiles zu schleudern, die sich bisher vergebens bemüht hatten, in die durch Jahrzehnte lange Kriege dieser Gottesgeißel unsäglich verworrenen politischen Zustände der einzelnen Länder Ordnung zu bringen. Es folgte ein kurzer, aber so entscheidender Feldzug durch den Sieg bei Belle-Alliance, den die Engländer mit ihren Bundestruppen und die Preußen am 18. Juni 1815 errangen, daß nur ein Teil der preußischen Armee daran teilnehmen konnte. Napoleons Macht wurde für immer gebrochen, er selbst nach St. Helena gebracht, und Europa bekam für Jahrzehnte andauernde Ruhe.

Auch das 1. Garderegiment z. F. kam nicht zur Be-

teiligung an dem Feldzuge selbst. Am 4. Juni 1815 durfte es erst von Potsdam nach dem Kriegsschauplatze abziehen, wo es aber nichts mehr zu thun fand. Am 1. Juni 1815 war auch dem Füsilierbataillon die Fahne verliehen worden, die es noch jetzt führt. Es war die eine der beiden Fahnen, welche die beiden ersten Bataillone im Frühjahr 1813 an das Garde-Reserve-Bataillon hatten abgeben müssen, denn König Friedrich Wilhelm III. hatte schon am 10. Mai 1811 allgemein befohlen, daß jedes Infanteriebataillon von seinen zwei Fahnen, die es damals noch führte, nur eine in das Feld mitnehmen sollte. Die Füsilierbataillone hatten aber bis nach den Befreiungskriegen nach alter Gewohnheit in der Armee überhaupt keine Fahnen. Die Fahne des Füsilierbataillons des 1. Garderegiments z. F. hat daher die Kämpfe von 1813/14 nicht mitgemacht, auch das eiserne Kreuz, welches durch Kabinettsordre vom 3. Mai 1814 die Fahnen zur Auszeichnung erhielten, die die Zeugen der Siegesthaten ihrer Truppen gewesen, damals noch nicht erhalten können. Die Füsilierfahne erhielt es erst nach dem Kriege von 1870/1871.

Vom 22. Juli bis 4. Oktober 1815 lag das Regiment wieder in Paris. Hier führte Kronprinz Friedrich Wilhelm das Regiment, Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, als Major das 2. Bataillon. Leben und Thätigkeit des Regimentes gestaltete sich auch hier vollständig wie in der Friedensgarnison. Man übte fleißig den nötigen Dienst und an müßige Tage war nicht zu denken. Es hatte sein Quartier in der Pariser Kriegsschule auf dem Marsfelde. Hier feierte es am 3. August 1815 mit glänzender Illumination der Kaserne, mit frohem Mahle beim Becherklang den Geburtstag des geliebten Königs, seines Chefs und Neubegründers. Von hier zog es zu seinen Uebungen in der Umgebung der Stadt unter dem Kommando seiner

Prinzen-Söhne aus, von hier aus stellte es die Wachen bei dem Könige und den anwesenden Gliedern seines



Das Regimentshaus des 1. Garde-Regiments z. F. in der Mammonstraße zu Potsdam.

Hauses, wie den sonstigen höheren Vorgesetzten aus. Im übrigen lebte es für sich. Der altpreußische Geist, der

es beseelte, widerstand den Bewohnern der Stadt, die sich nicht darin fügen wollten, daß die Tage, in denen französisches Kommando in den deutschen Hauptstädten erschallte, für immer vorüber sein sollten. Hier lauschte es oft den fremdartigen, mit Schellentrommel und Triangel begleiteten Sangesweisen jener russischen Sänger, die, wie 1814 so auch 1815, das Regiment nach Paris begleitet hatten, ein merkwürdiges Anhängsel des Regimentes, aus Kriegsgefangenen des Feldzuges in Kurland 1812 stammend, dann dem Regiment verblieben, zeitenweise sogar in der genauen Uniform der russischen Garden. Es sind die Glieder der russischen Kolonie Alexandrowka in Potsdam geworden, die noch lange bei dem Regimente blieben, bis sie ausstarben. Ihre Nachkommen sind ihnen gefolgt. Heute lebt von allem einst Russischen der Kolonie selbst nur noch der zu Ehren Kaiser Alexanders I. gewählte Name.

Am 2. Dezember 1815 war das Regiment wieder in Potsdam eingerückt, wo ihm nun eine lange Friedenszeit blühen sollte. Sie ist, wie seine späteren Feldzüge zeigten, von ihm mit bestem Erfolge ausgenützt worden. Regelmäßig verlief von da ab sein Leben, still sein Thun, aber um so eifriger war sein Streben nach Vollkommenheit.

(Schluß folgt.)





Der elektrische Betrieb

auf der Wannseebahn.

Von **W. Bork**, Königl. Eisenbahndirektor.

Mit 4 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

or kurzem ist der langgeplante elektrische Versuchsbetrieb auf der Wannseebahnstrecke Berlin-Zehlendorf für den öffentlichen Verkehr zur Einführung gelangt. Aller Voraussicht nach hat sich damit ein so bedeutsames Ereignis für die weitere Entwickelung der Verkehrseinrichtungen auf Hauptbahnen vollzogen, daß es von Interesse erscheint, einige Mitteilungen über die allgemeine Anordnung dieser neuen Zugbeförderungsanlage zu bringen.

Der elektrisch zu betreibende Zug verkehrt in dem bestehenden Fahrplane der Wannseebahnzüge werktäglich auf der genannten 12 km langen Strecke. Er besteht aus neun normalen dreiachsigen und einem zweiachsigen Vorortwagen der gegenwärtigen Bauart und besitzt im vollbesetzten Zustande mit 410 Personen ein Gesamtgewicht von rund 220 Tonnen. Der an der Spitze und am Ende des Zuges laufende Wagen dritter Klasse ist je als Triebwagen ausgerüstet, so daß beim Richtungswechsel an den Endstationen

keinerlei Aenderung am Zuge selbst vorzunehmen ist, und nur der Wagenführer seinen Standort zu wechseln hat.

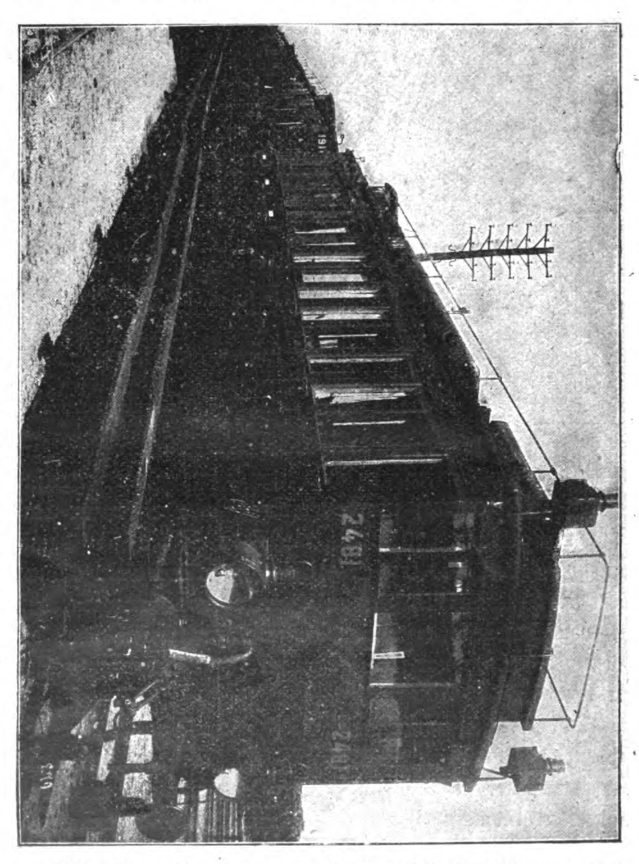


Fig. 1. Elektrisch betriebener Zug.

Wie Figur 1 zeigt, unterscheidet sich das Aeußere des Zuges von den mit Dampf betriebenen Zügen durch das Fehlen der Lokomotive, nur die seitlich unter den Trittbrettern sichtbaren Stromabnahme-Vorrichtungen des ersten

Wagens, sowie die Bahnräumer, die Signallaternen und die auf dem Dache untergebrachten elektrischen Widerstandskästen lassen erkennen, daß der erste und ebenso der letzte Wagen

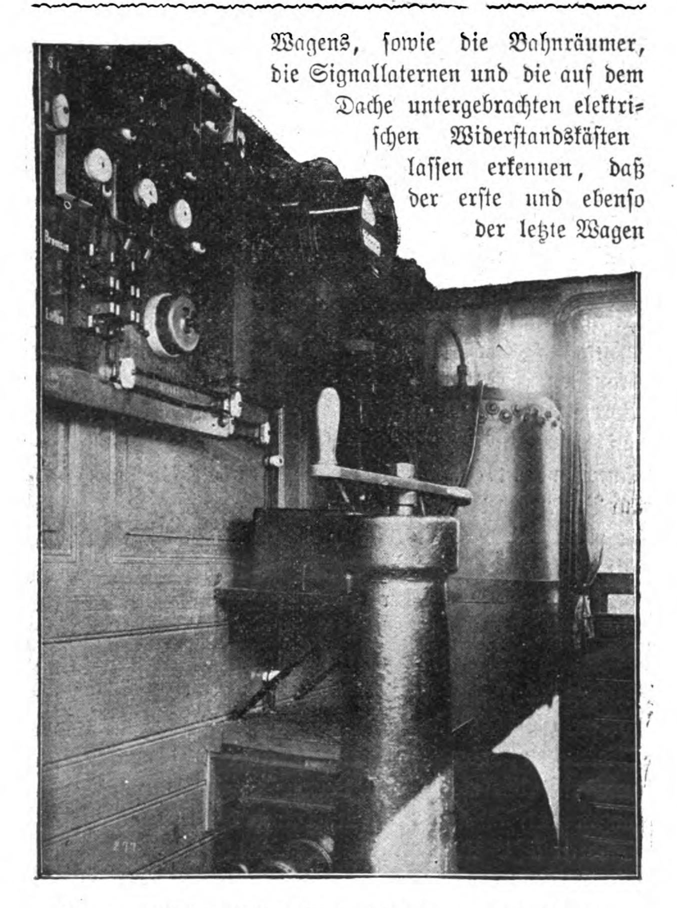


Fig. 2. Rückwand des Wagenführerraums mit Bremsvorrichtung u. s. w.

ein elektrischer Triebwagen ist. Beide Wagen liefern die erforderliche Zugkraft annähernd zu gleichem Teile. Die Abteile an der Spitze und am Ende des Zuges sind als

Wagenführerräume und die unmittelbar daranstoßenden als Gepäck- bezw. Heizkesselräume eingerichtet. Die übrigen Abteile verbleiben ihrer Bestimmung.

Figur 2 bietet einen Blick in den Wagenführerraum und zeigt insbesondere die im Rücken des auf die Strecke schauenden Führers befindlichen Einrichtungen, wie Luftbehälter für die als Betriebsbremse beibehaltene Westinghousebremse mit daneben angeordnetem Elektromotor zum Antrieb der zugehörigen Luftpumpe; hierüber eine auf Eisenstützen ruhende elektrische Anlaßvorrichtung, welche selbstthätig nach erfolgtem Bremsen zum Wiederersatz der verbrauchten Luft den Luftpumpenmotor in Betrieb setzt. Im Vordergrunde sieht man außerdem die auch sonst immer auf Lokomotiven befindliche Handbremse. Oben an der Querwand ist ein Elektrizitätszähler sowie ein Schaltbrett zur Bedienung der elektrischen Apparate angebracht. Parallel zu dieser Wand befindet sich links die in ihrer ganzen Breite mit Fenstern ausgestattete Stirnwand des Triebwagens, an welcher in der Mitte der zur Steuerung und Regelung der Geschwindigkeit dienende Fahrschalter vorgesehen ist.

Durch diesen Apparat (Figur 3), welcher der Firma Siemens & Halske patentiert ist, führt der im jeweiligen vorderen Triebwagen stehende Führer sämtliche an beiden Triebwagen unter Vermittelung einer den ganzen Zug durchlaufenden metallischen Leitung vorzunehmende Schaltungen aus, indem er das Kurbelrad des Schalters funktionieren läßt. Mit der rechten Hand bedient er das unmittelbar daneben angebrachte Bremsventil oder die Luftpfeife. An dieser vorderen Wand befinden sich vor seinen Augen noch Strom-, Spannungs- und Geschwindigkeitsmesser; sowie ein selbstthätiger Ausschalter und Sicherungen.

Figur 4 stellt den zur Beheizung des Zuges vorgesehenen Dampfkessel dar.

Den zum Betrieb erforderlichen elektrischen Strom



Fig. 3. Führer am Fahrschalter.

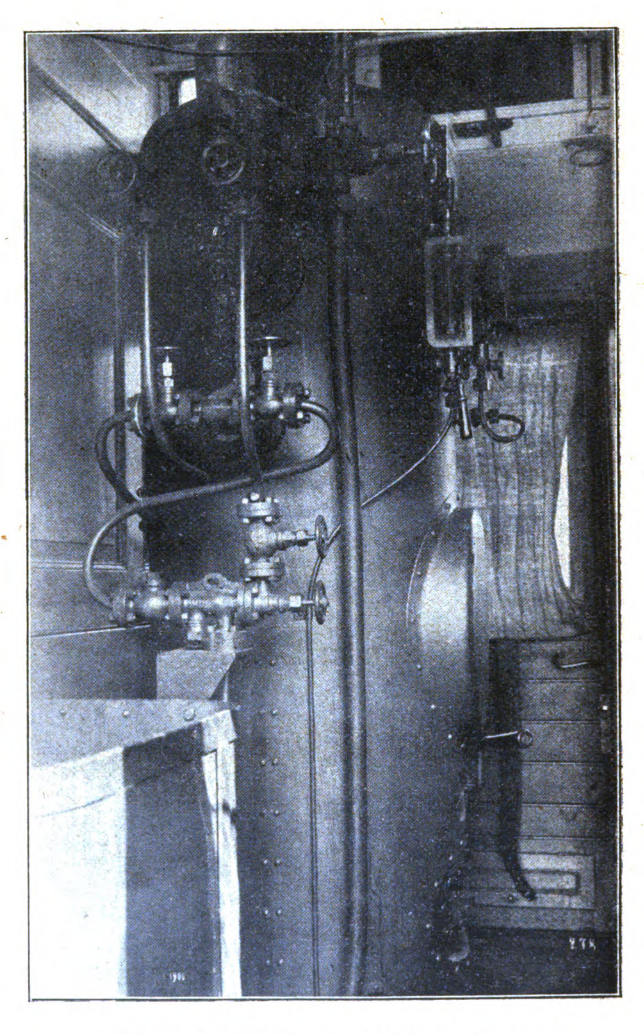


Fig. 4. Dampfkessel zur Beheizung des Zuges.

liefert die Firma Siemens & Halske aus ihrem in annähernd 2 km Entfernung vom Bahnhof Steglitz gelegenen Kraftwerk als Gleichstrom von rund 750 Volt Spannung. Zur Ausgleichung der Schwankungen im Stromverbrauch ist auf den Endstationen je eine Akkumulatorenbatterie aufgestellt.

Die Stromabnahmeleitung ist für jedes Gleis als ein gegen die Erde isolierter Schienenstrang ausgeführt, der seitlich und zwar in einer Höhe von 32 cm, neben den Fahrschienen angeordnet ist. Von dieser aus alten Eisenbahnschienen hergestellten Leitung wird der Strom durch die in Figur 1 sichtbaren eisernen Abnehmer, welche unterhalb der Trittbretter an den Achsbuchsen der Triebwagen befestigt sind, den sechs Elektromotoren zugeführt. Letztere sitzen unmittelbar auf den Achsen der Triebwagen und können beim Anfahren insgesamt bis zu 900 Pferdestärken entwickeln.

Die gesamte elektrische Ausrüstung stammt von der Firma Siemens & Halske, die Akkumulatorenbatterieen von der Hagener Akkumulatorengesellschaft, während die sonstigen Arbeiten von der Eisenbahn-Hauptwerkstatt Tempelhof ausgeführt worden sind.





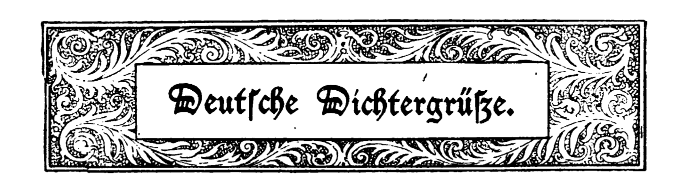
Sie fanden sich von ungefähr.

S. Hochstein.

Sie fanden sich von ungefähr
Und reichten schweigend sich die Hand;
Zwei Weggesellen, suchten sie
Das ferne, fremde Wunderland.
Genossen jener frommen Gilde,
In deren Brust das Heimweh brennt,
Das nur die eine Sehnsucht kennt:
Der Schönheit selige Gefilde.

Sie tauschten selten nur ein Wort
Und selten einen kurzen Blick,
Sie hegten stumm und hegten still
In ihrer Brust das Wanderglück.
Sie trugen Scheu, an das zu rühren,
Was ihre Herzen heimlich band,
Und trugen Ernst, mit reiner Hand
Der Schönheit heil'ge Glut zu schüren.

Sie wußten's, daß nur kurze Frist
Sie wandern würden Hand in Hand,
Drum schwiegen sie und wandten still
Die Augen nach dem Wunderland.
Und als dann schlug der Trennung Stunde,
Schauten noch einmal sie zurück
Nach all' dem ungesagten Glück,
Das sie gehegt mit stummem Munde.



Papa im Arbeitsstübchen.

Julius Lohmeyer.

Papa im Arbeitsstübchen
Zieht ernst die Stirne kraus,
Ist heut' selbst für sein Bübchen,
Für niemand heut' zu Haus.

Es klopft. Wer wagt zu stören?
Er hört es mit Verdruß.
Ein Stimmchen läßt sich hören:
„Papa, nur einen Kuß!"

Er scheucht in raschem Grimme
Das Kind mit barschem Droh'n;
Doch wieder wirbt die Stimme
Mit süßem Schmeichelton.

Da spürt Papa ein Rühren
Und lächelt übers Buch:
Wohl öffnet alle Thüren
Solch' holder Zauberspruch.

Und tönen ihm die Worte
Zum drittenmal ans Ohr,
Dann öffnet er die Pforte
Und zieht sein Kind empor.

Und ob auch sein Gewissen
Ihm ernste Mahnung hält:
Sein Büblein abzuküssen
Muß Zeit sein auf der Welt.



Kaiser Joseph II. in Stuttgart.

Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1777 Stuttgart besuchte, stellte der Herzog Karl Eugen ihm sein Residenzschloß zur Verfügung. Joseph, der am liebsten inkognito reiste und in einem Gasthofe abstieg, lehnte das Anerbieten ab. Da kam der Herzog auf den Gedanken, über dem Portal seines Schlosses ein gewaltiges Schild mit dem kaiserlichen Wappen und der Inschrift „Hôtel zum Deutschen Kaiser" anbringen zu lassen. Gleichzeitig wurden die Schilder sämtlicher Gasthöfe entfernt. Der Kaiser, über die originelle Idee des Herzogs sehr belustigt, stieg denn auch im Schlosse ab und wurde von diesem als Gastwirt verkleidet empfangen.

Ein Hund rettet 160 Menschen das Leben.

„Schiff auf Grund" meldet die Wache, als der „Harpooner", ein schönes Auswandererschiff, auf dem Felsen von St. Shoots an der Spitze Neufundlands auflief. Ein Stoß nach dem andern erfolgte, eine Welle nach der andern stürzte über Bord. Der Passagiere hatte sich grenzenlose Angst bemächtigt. Der Kapitän und die Besatzung bewahrten aber ihre Ruhe. Endlich wurde ein Boot in See gelassen und mit fünf Leuten bemannt. Sie sollten eine Leine an Land bringen und an dieser ein Tau hinübergezogen werden, an welchem man sich retten konnte. Das Boot kam glücklich hinüber, die Leine war den Leuten aber weggeschwemmt. Auch die übrigen Schiffsboote waren von der wilden See fortgerissen.

Da kam dem Kapitän eine Idee. Er nahm eine neue Leine und befestigte sie an dem Halsband seines großen Neufundländers, der sich seiner schönen Mission bewußt mit einem Freudengeheul in die Brandung stürzte. Glücklich erreichte das brave Tier das Land und wurde hier von den Geretteten in Empfang genommen, die an der Leine das Tau ans Ufer zogen und dort befestigten. An dem Tau wurden aber der Rest der Besatzung und sämtliche Passagiere, im ganzen 160 Mann, gerettet. Das Schiff brach noch in derselben Nacht auseinander und verschwand in den Fluten.

Ein eigenartiges Hochzeitsdiner.

Die bekannte Artistengesellschaft „The Ramblers“ feierte jüngst in London ein großes Familienfest. Der Leiter der Gesellschaft, Mr. Rambler, hatte sich entschlossen, seiner schönen Gehilfin, Miß Dudley, Hand und Herz anzubieten.

Nach der kirchlichen Trauung ist Hochzeitsdiner in der Alhambra. Das hochverehrte Publikum wird durch die Plakate



„Kellner, Licht!“

darauf aufmerksam gemacht. Das Haus ist ausverkauft. Der Vorhang geht auf.

Auf der Bühne erblickt man eine flott arrangierte Tafel mit zwei Gedecken. Die Neuvermählten erscheinen in Paletots. Zwei Kellner empfangen das Paar und helfen den Herrschaften beim Ablegen ihres Ueberzeugs. Mäntel, Hut, Stock, Boa verschwinden, von Hand zu Hand geworfen, in elegantesten Kurven.

Nach dieser Einleitung nehmen Mr. und Mrs. Rambler Platz. Der Herr befiehlt „Licht, Kellner!“

„Zu Befehl, Ew. Gnaden," und von beiden Seiten fliegen brennende Lampen wirbelnd durch die Luft auf ihre Plätze zwischen die Gedecke.

Darauf kommt die Suppe. In rotierender Bewegung saust die Terrine aus der Kulisse über die Scene, wird von dem an der andern Seite stehenden Kellner mit einem Suppenlöffel aufgefangen und auf diesem einige Sekunden balanciert. Mit einer leichten und eleganten Bewegung entfernt er den Deckel der Terrine; wohlriechender Dampf verrät einen köstlichen Inhalt. Er



Die Suppe kommt.

wirft sie darauf seinem Kollegen zu, der sie triumphierend einen Meter über den wohlfrisierten Kopf der Braut hält, um sie plötzlich fallen zu lassen . . und sie, ohne ein Unglück anzurichten, mit dem Zeigefinger dicht über ihrem Kopfe wieder aufzufangen. Dann gleitet das Gefäß langsam auf die Tafel nieder, und die Mahlzeit beginnt.

In gleicher Weise geht das Servieren unter vorzüglichem Mienenspiel der Mitwirkenden weiter. Schüssel, Teller, Weinflaschen fliegen von der einen Hand zur andern, ohne daß auch nur ein Tropfen ihres Inhalts ausgeschüttet wird. Und während des Mahls unterhält sich das Ehepaar mit allen möglichen Kunst-

stücken, ohne daß der Charakter eines wirklichen Diners verloren geht.

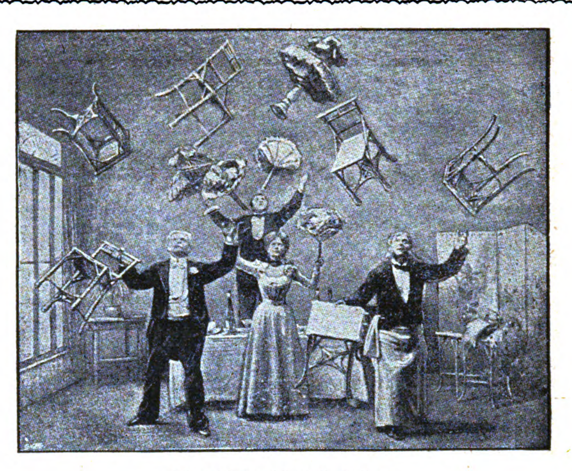
Die Abrechnung macht einige Schwierigkeit. Eine bedeutende Anzahl Weinflaschen ist geleert. Sie müssen aufgezählt werden und wandern natürlich wieder von den Gästen zu dem Kellner und zurück.



Die Abrechnung beginnt.

Die Tafel wird aufgehoben, ebenso aber auch Stühle und andere Gegenstände, die in buntem Durcheinander durch das Zimmer sausen. Dann wünscht man sich eine „gesegnete Mahlzeit", und jeder Gegenstand steht wieder auf seinem alten Platz. Bei der Bezahlung fliegt das Geld aus Mr. Ramblers Tasche, verschwindet, taucht aus dem Aermel der jungen Frau wieder auf und landet nach einer längeren Luftfahrt schließlich in der Hand des Oberkellners.

Das Publikum folgte diesem eigentümlichen Hochzeitsdiner



Die Tafel wird aufgehoben.

mit gespanntester Aufmerksamkeit und überschüttete die Neuvermählten mit lautem Beifall und kostbaren Blumenspenden.

Postverkehr im 17. Jahrhundert.

Als im Jahre 1684 eine der ersten Posten zwischen Leipzig und Nürnberg eingerichtet wurde, führte die Leipziger Kaufmannschaft schon nach kurzem über dieselbe Beschwerde. In der weitläufigen Schrift heißt es u. a., daß die Passagiere klagten „wie darbey nicht allein so lüderliche Wagen, sondern auch zu öfteren Mahlen versoffene und untüchtige Postillons dabey wären, durch welche die Passagiers verwahrloset und umgeschmissen würden. Insonderheit sey es am sogenannten Hungerberge bey Gera, welcher um Mitternacht passiert würde, gefährlich, indem an dem Wagen keine Laternen wären." Darauf erwiderte seitens der Regierung der Ober-Postmeister Kees „wie es allerdings auf besagtem Hungerberge sehr gefährlich wäre; wenn aber die Passagiers nicht umgeschmissen sein wollten, so möchten sie an dieser Stelle aussteigen und beyher gehen; Lichter und Laternen könnten die Postillons nicht allzeit bey sich führen".

Der Frohntanz.

In Langenberg bei Gera fand noch bis zum Jahre 1802 seit uralten Zeiten ein öffentlicher Tanz statt, zu dem verschiedene Grundstückbesitzer verpflichtet waren. Derselbe wurde ursprünglich am zweiten, seit 1656 am dritten Pfingstfeiertage abgehalten, im Jahre 1728 verlegte man ihn auf die Mittwoch nach Pfingsten. Dieser Tanz wurde im Freien durch den Gerichtsfrohn, der das Vortänzerrecht hatte, eröffnet, und die Tänzer mit Kuchen und Bier bewirtet. Der Landrichter von Gera mit seinen Akten, die fünf Gerichtsschöffen des Dorfes und die beiden Schulzen zweier Nachbardörfer mußten dem Tanze zusehen. Die Entstehung dieses Gebrauches ist höchst unsicher. Die Sage erzählt, König Heinrich I. sei einst auf einer Reise mit seinem Wagen auf schlechtem Wege bei Langenburg stecken geblieben und habe nach dem Dorfe um Unterstützung geschickt. Die Langenberger Bauern hätten sich aber gerade beim Tanze befunden und kurz geantwortet, sie könnten nicht kommen, sie müßten tanzen. Erzürnt darüber hätte der König ihnen die Strafe auferlegt, daß sie am gleichen Tage stets tanzen müßten oder ihm eine mit 6 Pferden bespannte Kutsche zu geben sich verpflichteten. Diese Sage ist unhistorisch und unhaltbar. Richtiger leitet man die eigentümliche Sitte von uralten heidnischen Gebräuchen ab.

„Wir haben ja auch kein Vaterland."

Papiere eines alten Offiziers, des früheren kurfürstlich hessischen Obersten Normann, hat ein Enkel herausgegeben, die jetzt von besonderem Interesse sind. Am 1. Juli 1849 schreibt der Oberst in sein Tagebuch: „Der Däne scheint sehr zäher Natur zu sein, zumal er wahrscheinlich von unserer Uneinigkeit vieles hofft und gewiß auf ihm zusagende fremde Hülfe wartet. Wir haben leider keine Flotte und können daher demselben nicht beikommen. Der Krieg wird sich folglich noch sehr in die Länge ziehen, und während unsere Brüder aus Baden schon längst sieggekrönt zur Heimat zurückgekehrt sein werden, werden wir noch immer am Ufer sitzen, die feindlichen Kriegsfahrzeuge manövrieren sehen und nicht an den verhaßten Feind herankommen können." Und am 11. Juli bricht er in den Stoßseufzer aus: „Hätten wir doch nur eine Flotte! Aber wo soll das uneinige Deutschland eine solche herbekommen? Schwärmer halten sie für möglich und bringen ihren Pfennig auf dem Altar des Vaterlandes dar, der jedoch nicht ausreicht, da die Großen und Mächtigsten des Vaterlandes sich nicht dabei beteiligen. Wir haben ja auch kein Vaterland!" — Heute ist dies, gottlob, anders geworden!

Ehescheidungen bei den alten Römern.

Obgleich schon die Zwölftafelgesetze den Römern die Trennung der Ehe in zwingenden Fällen gestatteten, gab es doch Jahrhunderte lang kein Beispiel dafür, daß die Ehemänner Roms von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht hätten. Der Name dessen, der sich als erster Römer von seiner Gemahlin scheiden ließ, ist uns mehrfach überliefert, er hieß Spurius Carvilius Ruga. Die Beweggründe zu seinem damals ungewöhnlichen Schritte waren sehr vernünftig, desto geringfügiger sind die, aus denen man später auf Ehescheidung drang. C. Sulpicius ließ sich scheiden, weil seine Gattin mit unbedecktem Kopfe auf der Straße war gesehen worden, Q. Antistius Vetus, weil sie unterwegs mit einer Freigelassenen gesprochen hatte, P. Sempronius Sophus, weil sie ohne sein Wissen das Theater besucht. Der Redner Cicero trennte sich von seiner Gemahlin Terentia, weil sie während eines Aufenthaltes das Haus nicht ökonomisch genug verwaltet habe, und von seiner zweiten Gemahlin Publilia angeblich deshalb, weil sie sich über den Tod der Tullia, der einzigen zärtlich geliebten Tochter Ciceros, zu freuen schien. Auch Cäsar und Pompejus ließen sich von zwei Gemahlinnen scheiden. Daß in der Kaiserzeit die Ehescheidungen überhand nahmen, leuchtet ein. Auch die Frauen maßten sich jetzt das Recht an, auf Scheidung anzutragen. Seneca bemerkt spottend, manche Weiber berechneten ihre Jahre nicht nach der Anzahl der Konsuln, unter denen sie gelebt, sondern nach der Anzahl der Männer, mit denen sie verheiratet gewesen.

Normalspurbahnen.

Zwischen Manchester und Liverpool finden wir den Urtyp des heute ganz Europa mit Ausnahme Rußlands und der pyrenäischen Halbinsel beherrschenden sog. Normalspursystems, das unsern Eisenbahnwagen gestattet, sich auf allen Bahnen Centraleuropas zu bewegen. Während die meisten europäischen Staaten die Normalspur acceptierten, entspann sich in ihrem eigenen Vaterland ein harter Kampf zwischen ihr und dem Breitspursystem, der erst vor wenigen Jahren mit einer Niederlage der Breitspurbahn, der englischen Westbahn schloß. Zwar bot diese mit ihren breiteren Wagen den Reisenden größere Annehmlichkeit, auch war die Vorwärtsbewegung ruhiger und schneller, denn die Westbahn wandte das Dreischienensystem an. Die Kosten waren aber zu groß, und deshalb entschloß man sich, mit ihm zu brechen. Hat man nun erst Dampffähren über den Kanal, so können unsere deutschen Wagen jetzt auch alle Bahnen Großbritanniens direkt befahren.

Ein dem Untergang nahes Gotteshaus.

Die Ostsee, so klein sie auch ist, gilt wegen ihrer vielen Untiefen und unberechenbaren Strömungen in Seekreisen mit Recht für eins der gefährlichsten Fahrwasser. Aber auch die Bewohner ihrer Küsten haben unter ihren Launen zu leiden. Während sie an der einen Stelle neues Land ansetzt und die Mündungen der Flüsse versandet, reißt sie an der andern rücksichtslos Stück für Stück vom Lande ab, beraubt die Bewohner ihres Eigentums und bringt ganze Ortschaften in Gefahr.

Gegen diese Uebergriffe des Meeres sucht man sich durch Befestigungen der Dünen und durch ins Wasser hineingebaute, mit Weidengeflechten verbundene Pfahlreihen zu schützen. Zwischen diesen



setzen sich in der ruhigen Sommerzeit, ein vorzügliches Bollwerk gegen die herbstlichen Stürme und den Eisgang bildend, Steine, Sand, Seetang, Muscheln u. s. w. an. Kommt dann die böse Jahreszeit und vernichtet sie auch dies künstliche Vorland, so sind die Ufer doch geschützt, und wird das weitere Wegwaschen des Hinterlandes verhindert.

Aber nicht überall glückte es, dem Anprall des brausenden Meeres erfolgreichen Widerstand zu leisten. So zeigt unsere Abbildung die dem Untergang geweihte alte Kirche des Dorfes „Hof."

An der pommerschen Küste, nicht weit von der Stadt Greifenberg, ragt das alte, auf hoher Düne gelegene Gotteshaus empor.

Im zwölften Jahrhundert aus einfachen Ziegeln erbaut, lag der schlichte, aber gefällige Bau auf seiner stolzen Höhe einst weit vom Meere entfernt. Alljährlich haben die Fluten Stücke kostbaren Landes abgerissen und sich jetzt dem Gotteshause soweit genähert, daß sie seinen Untergrund schon unterspülen und es selbst in wenigen Jahren verschlingen werden. —

Mit der Kirche, die übrigens schon seit 1874 geschlossen ohne Dach dasteht, wird auch der alte Kirchhof und die in ihrem Innern befindlichen Gräber verschwinden.

Das Dorf „Hof" hat schon längst ein neues, weiter landeinwärts gelegenes, von einem Friedhof umgebenes Gotteshaus. Trotzdem hängen seine Bewohner an der alten Kirche und ihrem alten Gottesacker, die so manche ihrer Vorfahren beherbergen.

Wir wollen vortanzen.

Nach der Schlacht bei Leipzig brannten die fliehenden Franzosen bei Weißenfels die Brücke über die Saale nieder, um Blücher von der Verfolgung abzuhalten. Doch der Marschall Vorwärts rief schnell die Zimmerleute und Schiffer der Stadt zusammen, um mit ihnen zu beraten, wie man am leichtesten herüberkommen möchte. Da hub ein ergrauter Zimmermeister an. „Ich wüßte schon Rat, hab' 1757 als Lehrjunge an der Brücke bauen helfen, über die der alte Fritz hinüberging, als er die Franzosen bei Roßbach laufen lehrte. Ich will den Bau schon leiten, wenn man mir ihn anvertraut."

„Brav, Alter," antwortete Blücher, „Du sollst sie bauen! Nun aber frisch dran!"

Darauf regten sich viele fleißige Hände, und in vier Stunden war der Bau einer Floßbrücke beendet. Der Feldmarschall aber nahm den alten Zimmermeister an der Hand und rief vor Freude über das schnell gelungene Werk aus: „Komm, alter Kamerad, wir beide sind hierin Altmeister, wir wollen vortanzen."

So schritten die Beiden voran, begleitet von dem weithin schallenden Jubelruf der Bürger und Soldaten, die ihnen folgten.

Das Rauchen.

Der Leidenschaft des Rauchens huldigen, so weit bekannt, alle Völkerschaften. Im Osten raucht man meistens Opium, während die Alaskastämme sich mit einem Produkt aus Weidenrinde begnügen. Die übrige Welt ist dem Tabak ergeben. Die schwächsten Konsumenten sind die Japaner. Sie benutzen Miniaturpfeifen, deren Kopf etwa die Größe eines Fingerhutes hat, oder rauchen kleine, dünngewickelte Cigaretten. Der Grund für den geringen Tabakverbrauch in Japan liegt sowohl in dem hohen Zoll, wie in der Sparsamkeit seiner Bewohner.

Der böse Teufel!

Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der treue Ehemann, war ein einziges Mal in seinem sittlich tadellosen Eheleben verliebt. Der Gegenstand seiner Neigung war die erste Ehrendame seiner Gemahlin, Fräulein von Pannewitz, ein sehr schönes und auch sehr tugendhaftes Mädchen. Als der Hof sich in Braunschweig befand, begegnete der König seiner Angebeteten auf einer schmalen geheimen Treppe, die zu den Zimmern der Königin führte. Er wollte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen und ihr einen Kuß rauben, aber das über seine Zudringlichkeit empörte Mädchen vergaß die Ehrfurcht vor dem Könige so weit, daß es ihm einen tüchtigen Faustschlag in das Gesicht gab. Obgleich ihm darauf das Blut sofort aus Mund und Nase schoß, wurde er doch nicht böse, sondern begnügte sich damit, Fräulein von Pannewitz von nun an „den bösen Teufel“ zu nennen. Von seiner Liebe aber war er für immer geheilt.

Ein nettes Zeugnis.

Der Scharfricher von Tecklenburg, Jobst Stolle, erhielt vor ca. 100 Jahren folendes nette Zeugnis: „Daß der Scharfrichter Jobst Stolle zu Tecklenburg, Bruder der Scharfrichterin Maria Jungmann, den hier zu Hallenburg inhaftiert gewesenen Heinrich Scheuering wohl und zu meinem besonderen Vergnügen enthauptet, und auch zu meines Bruders, des Syndici Zeiten einen daselbst inhaftierten Dieb über die Maßen wohl gehenkt hat, also daß man in dergleichen Fällen wohl und ergötzlich von ihm bedient wird, solches bescheinigt hiermit nach Gebühr

Josef Heerde, Gaugraf zu Meeste im Amt Wollbach.“

Woher kommt die Bezeichnung „Kommiß?“

Als Wallenstein gegen Stralsund zog, und Teile seines Heeres in der Mark lagen, waren die davon betroffenen Orte auf die Dauer nicht im stande, das geforderte Brot zu schaffen. Man zog daher Städte und Dörfer, die nicht mit Einquartierung belastet waren, gleichfalls zu Lieferungen heran. Um nun eine gerechte Verteilung der Kornausschreibungen zu ermöglichen, hatten die Landesbehörden im Einverständnis mit den Truppenführern eine besondere Kommission damit beauftragt, die auch das Brot backen ließ. Diese Brote, welche von der Kommission verabfolgt wurden, hießen „Kommissionsbrote“, woraus im Laufe der Zeit „Kommißbrot“ entstand.

Kußstatistik.

Ein Sonderling hat jüngst eine seltsame Statistik hinterlassen. Er hat sorgfältigst die Küsse verzeichnet, die er mit seiner Frau in einem Zeitraum von 30 Jahren gewechselt hat. Danach erreichten diese Liebesbeweise im ersten Jahr die gewaltige Zahl von 36500, das sind hundert Stück für den Tag. Im zweiten Jahre verminderten sie sich um die Hälfte. Im dritten war die tägliche Leistung etwa zehn. Nach fünf Jahren zählte man nur noch zwei Küsse täglich, den Gutenmorgen- und den Gutenachtkuß. Später wird nur hier und da noch ein Kuß ausgetauscht. Das ist das Los des Schönen auf der Erde.

Spießer und Purzelbaum.

Der etwas kurzsichtige König Friedrich Wilhelm IV. war in der Priegnitz zur Jagd auf Dammwild geladen. In demselben Augenblick, als er auf einen ihm zum Schuß gekommenen Spießer abdrückte, stolperte er über eine Baumwurzel, die er nicht beachtet hatte. Das Tier war getroffen, der König aber gefallen. Beim Diner scherzte er darüber und schrieb in das Fremdenjagdbuch: „Heute schoß ich einen Spießer und einen Purzelbaum.

Friedrich Wilhelm.“

Küchenthermometer.

Das Thermometer ist in der Küche geradezu unentbehrlich, da das Genießen von zu heißen, wie von zu kalten Speisen gesundheitsschädlich ist. Von der zu heißen Nahrung werden in erster Linie Zunge und Gaumen beschädigt und verlieren nicht selten ihre Empfindlichkeit, während der Magen sowohl unter der zu kalten wie zu heißen Zufuhr leidet. Besonders vorsichtig muß man mit der Ernährung der Kinder umgehen, deren Organe die nötige Widerstandsfähigkeit noch nicht besitzen. So darf die dem Baby gereichte Milch nur eine Temperatur von höchstens 28° R. haben. Aeltere Kinder vertragen bis 30° R. Die Suppe der Erwachsenen kann 36° R. heiß sein, Kaffee, Thee, Schokolade dürfen mit einer Maximaltemperatur von 30° R. genossen werden, während das Wasser uns am besten bekommt, wenn wir es mit 8—9° R. zu uns nehmen.

Witzige Entgegnung.

Im siebenjährigen Kriege erschienen die Franzosen unter dem Prinzen Xaver von Sachsen vor Göttingen, um die Stadt zu belagern. Zugleich schickte der Prinz einen Boten, dem man seitens der Belagerten frei Geleit zugestanden, an den Rektor der Universität, den witzigen Professor Kästner, mit dem Ersuchen, für die Uebergabe der Stadt zu wirken, da solche sonst ausgehungert werde. Kästner ließ antworten, er habe keine Veranlassung, sich in diese Angelegenheit zu mischen, da das Sache der Besatzung sei. Was aber das Aushungern anbelange, so könne diese Drohung ihn nicht schrecken, da er ja fünf Jahre lang außerordentlicher Professor in Leipzig gewesen sei und dort das Hungern aus dem Fundament gelernt habe.

Harte Strafen des Mittelalters.

In den Annalen der Reichsstadt Nürnberg finden sich unter anderen, die deutsche Rechtspflege des Mittelalters betreffenden, hochinteressanten Aufzeichnungen einige Mitteilungen über die Bestrafung von Nahrungsmittelverfälschern, die an drakonischer Grausamkeit die Härte der blutigen Halsgerichtsordnung Karls V. weit übersteigen. In den Annalen heißt es:

1456 Hans Kölbel, Bürger zu Nürnberg, und Lienhard Frey von Thalmessing wegen Fälscherei des Saffrans und anderen Gewürzes mit samt ihrer verfälschten Ware Freitags nach Misericordias lebendig verbrannt und die Pfragerin, die dazu geholfen, lebendig vergraben.

1459 Ulrich Heydenheimer, Bürger zu Nürnberg, der den Wein, so er zu Kauf hielt, mit Wasser verkäufet, aus besunderen Gnaden beide Ohren abgeschnitten.

Amerikanisches Verfahren.

Ein Photograph in Texas, dem ein Händler die neueren Schnellmethoden der Photographie anpries, wies diesen mit der Bemerkung ab, daß seine Kunden so lange still säßen, wie es ihm gefiele, und sich nicht eher von der Stelle rührten. Gefragt, wie er das Kunststück fertig brächte, antwortete der Texaner: „Sobald der Kunde sitzt, sage ich: ‚Mein Herr, die Platte kostet Geld und meine Zeit auch. Beides ist verloren, wenn Sie sich rühren!‘ Dann ziehe ich eine Pistole, richte die Mündung auf ihn und sage: ‚Nur einen einzigen Muck, und ich schieße Sie nieder!‘ — Meine Bilder sind auch die schärfsten im ganzen Lande.“

Der Prozeß Johnston.

Mitte Oktober des Jahres 1880 spielte sich vor dem Gerichte von Samter County in Südkarolina ein Mordprozeß ab, der dadurch besonders merkwürdig ist, daß Aberglaube die Veranlassung zu dem Verbrechen gab. Unter der Negerbevölkerung der amerikanischen Südstaaten hat trotz des Christentums, zu dem sich die Neger bekennen, der Fetischismus noch eine bedeutende Macht. Ueberall findet man Hexenmeister, deren Hilfe fleißig in Anspruch genommen wird. Einige genießen sogar großes Ansehen, ihre Zaubermittel werden teuer bezahlt und für unfehlbar gehalten. Der folgende Prozeß liefert einen Beweis hierfür.

Der Neger Henry Johnston stand unter der Anklage des an einem andern Farbigen begangenen Mordes. Der Angeklagte, ein 40jähriger Mann, hatte in der Voruntersuchung folgendes Geständnis abgelegt. „Ich hatte mich in John Davis' 20jährige Ehefrau verliebt, und diese meine Leidenschaft beherrschte mich derartig, daß ich nicht ohne sie leben zu können glaubte. Ich gestand ihr meine Liebe, sie wies mich aber zurück. Ich wandte mich darauf an einen alten Neger, Orang-Isaak, der als großer Zauberer bekannt ist, und bat ihn um ein Mittel, durch das bei Davis' Ehefrau Liebe zu mir erweckt würde. Er gab mir einen zugenähten Beutel, den ich eine ganze Woche auf bloßem Leibe über dem Herzen tragen sollte. Der Beutel enthielt Wachs, einen Fuchsschwanz, einen Entenfuß und ein Stück von Frau Davis' Schuhsohle. Isaak erklärte, daß das Zaubermittel im Laufe von acht Tagen seine Wirkung thun und das Herz meiner Geliebten mir zuwenden werde. Ich wandte das Mittel an, und es half. Als die bestimmte Zeit verflossen war, gestand Frau Davis mir ihre Liebe, verlangte aber, daß ich bis zur endgiltigen Scheidung von ihrem Manne ihr fernbleiben solle.

Ich begab mich wieder zu dem alten Isaak, benachrichtigte ihn von dem Stand der Dinge und bat ihn um ein zweites Mittel, das dem Davis Abneigung gegen seine Frau einflößen und ihn veranlassen sollte, die Scheidungsklage gegen sie einzureichen. Ich erhielt darauf einen mit verschiedenen Gegenständen angefüllten zweiten Beutel, den ich Tag und Nacht tragen mußte. Diesmal glückte das Kunststück aber nicht. Die beiden Eheleute lebten nach wie vor in bestem Einvernehmen. Als ich dies dem Isaak mitteilte, rief er aus: „Davis muß vom Teufel besessen sein!“ Er gab mir eine geweihte Büchsenkugel und befahl mir, mit ihr mein Gewehr zu laden, Davis eines Abends, wenn er von der Arbeit heimkehrte, aufzulauern, um ihm dann die Kugel durch den Kopf zu schießen.

Das erschien mir doch etwas bedenklich, und ich antwortete ihm, daß ich fürchtete, dann gehängt zu werden. Er beruhigte

mich aber und gab mir ein weiteres Zaubermittel, das mich, solange ich es trage, von jeder Anklage befreien werde. Das Mittel sei so kräftig, daß kein Gericht mich verurteilen könne. Jetzt fühlte ich mich sicher und befolgte seinen Rat."

Am nächsten Abend, als Davis nichtsahnend seinen Weg dahinschritt, erhielt er aus dem Hinterhalt einen Schuß in den Kopf und starb auf der Stelle. Johnston hatte ihn ermordet, die Leiche fortgeschafft und sich dann in die Hütte seines Opfers begeben, wo er von der Witwe freundlich empfangen wurde. Er teilte ihr das Geschehene mit und trat sofort in die Rechte des ermordeten Gatten ein.

Als Davis plötzlich verschwand, und Johnston sich in seinem Hause niederließ, faßten die Verwandten Verdacht. Nachforschungen wurden angestellt, ein Bruder des Ermordeten erstattete Anzeige gegen Johnston, und als man vier Tage später die mit Laub bedeckte Leiche im Walde fand, wurde Johnston verhaftet. Im Vertrauen auf sein Zaubermittel, das ihn schützen sollte, gestand Johnston das Verbrechen ein, worauf die Anklage erhoben wurde.

Der Proceß machte gewaltiges Aufsehen. Namentlich zogen die Neger in dichten Scharen an die Gerichtsstätte. Sie hielten Johnstons Verurteilung für unmöglich und rechneten sicher darauf, daß Isaaks Zaubermittel den Angeklagten befreien würde. Kurz vor dem Wahrspruch der Geschworenen erkrankten zwei von ihnen, ein Weißer und ein Neger. Sieh, das ist die Macht des Zaubermittels, hieß es im Saale. Zwei andere Geschworene traten für die Erkrankten ein, und die Verhandlung wickelte sich, da alles offen zu Tage lag, einfach und schnell ab. Nachdem der Verteidiger sein Plaidoyer beendet hatte, zogen sich die Geschworenen, neun Weiße und drei Neger, zurück, und schon nach 10 Minuten hatten sie ihr Urteil, „Schuldig des Mordes", fertig.

Die Farbigen brachen in Ausrufe des höchsten Erstaunens aus, denn niemand von ihnen hatte es für möglich gehalten, daß das Mittel des alten Isaak seine Wirkung versagen würde.

Der Präsident richtete nun an den Verurteilten die in Amerika bei jedem Todesurteil übliche Frage, ob er mildernde Umstände anführen könne.

Johnston antwortete: „Sicherlich habe ich unparteiische Richter gehabt. Hier sind aber andre Kräfte im Spiel, die der hohe Gerichtshof nicht kennt. Ich bitte, die Hinrichtung solange wie möglich aufzuschieben. Der Herr Präsident würde an meiner Stelle es auch nicht gern sehen, wenn die Exekution allzueilig betrieben wird."

Der Präsident erkannte die Richtigkeit dieses Arguments an und verurteilte den Angeklagten allerdings zum Tode, bestimmte aber, daß er erst nach Ablauf eines Monats gehängt werden solle.

Drei Stunden nach verkündetem Urteil trat ein neues Ereignis ein, das als ein besonderes Zeichen von der Macht des Isaakschen Zaubermittels angesehen wurde. Der mit den Hinrichtungen betraute Sheriff, ein kräftiger Mann in der Blüte seiner Jahre, erkrankte und starb, nachdem er vorher geäußert hatte, daß er vor der Vollziehung dieses Urteils einen eigenartigen Abscheu habe. Als der Gefangene dies hörte, weinte er bitterlich, denn er hatte die Ueberzeugung, daß er die Veranlassung zu diesem Todesfall war.

Zu der von den Richtern bestimmten Zeit wurde Johnston zur Richtstätte geführt und „am Halse gehängt, bis er tot war". Die Zauberkunst des alten Isaak hatte ihn also doch nicht vom Galgen retten können.

Das Unterhaken der Damen.

In Hildesheim heißt es in einer alten Polizeiverordnung: Wenn nun auch das Unterhaken, namentlich der jungen Damen, einen recht anmutigen Eindruck macht, so stört es doch ebenso sehr die Bequemlichkeit des Straßenverkehrs und kann deshalb nicht geduldet werden.

Im Gesangschor der St. Peterskirche in Rom giebt es keine weibliche Stimme, und doch werden die schwierigsten Oratorien und überhaupt alle geistliche Musik in einer Weise wiedergegeben, daß man glauben könnte, Adelina Pattis hohen Sopran dabei herauszuhören. Der Chor besteht aus 60 Knaben. Diese werden schon möglichst frühzeitig für den Kirchengesang eingeschult, und mehrere der besten Sänger sind zur Zeit nicht über neun Jahre alt. Mit dem 17. Lebensjahre werden die Mitglieder des Chors aus diesem entlassen.





Ein Gruß von Heine.

Fräulein Röschen geht unter den Linden spazieren. Ein Leutnant, dem sie außerordentlich gefällt, nähert sich ihr mit den Worten: „Fräulein, bin beauftragt, Ihnen Gruß zu bestellen." — „Einen Gruß? Aber von wem?" fragt Röschen erstaunt. — „Von dem Dichter Heinrich Heine," entgegnet der Leutnant. — „Von Heinrich Heine? Aber der lebt ja gar nicht mehr!" — „Stimmt, mein Fräulein, aber sagt doch irgendwo: wenn du eine Rose siehst, sag', ich lass' sie grüßen!"

Theater-Cigarren.

Ein Komiker hatte in einem Stücke eine Cigarre zu rauchen, die aus Holz nachgemacht war. Sie fiel zu Boden und erregte durch ihr Geklapper das Gelächter des Publikums. — Phlegmatisch fragte der Komiker den neben ihn stehenden Theaterdirektor: „Sagen Sie einmal, Verehrtester, was kostet denn die Klafter von diesen Cigarren?"

Gott schütze die Königin!

Englische Blätter berichten von einem boshaften Witz, den ein Student der schottischen Universität dem zum Leibarzt der Königin ernannten Professor Wilson gespielt hat. Dieser hat am schwarzem Brette folgende Ankündigung erlassen: „Professor Wilson benachrichtigt die Studenten, daß er Ehren-Leibarzt der Königin geworden ist." Eine Stunde später, als der Professor nach seiner Vorlesung das schwarze Brett passierte, fand er unter seiner Ankündigung die vielsagenden Worte: „God save the Queen!"

Was sich der Wald erzählt.

Einst ließ sich der Dichter Gustav v. Putlitz dem alten Wrangel vorstellen. Der Adjutant fügt dem Namen leise hinzu: „Excellenz, es ist der berühmte Verfasser von „Was sich der Wald erzählt". — „Ah, freut mir außerordentlich, Sie kennen zu lernen, — sind Sie schon lange im Forstfache thätig?"

Der Arzneikasten.

Von einem Schiffe fiel ein Arzt, der alles mit Wasser zu kurieren pflegte, in das Meer. Ein Matrose meldete dem Kapitän dieses mit folgenden Worten: „Der Wundarzt ist in seinen Arzneikasten gefallen.“

Keine Surrogate.

Der Regisseur eines Theaters sagte zu seinem Direktor: „Heute im ‚Don Juan‘ muß wirklicher Champagner kommen. Auf der Bühne ist mir jedes Surrogat verhaßt.“ — „Gut,“ antwortete der Bühnenleiter, „morgen haben wir ‚Kabale und Liebe‘, und da Sie den Ferdinand spielen, werde ich dafür sorgen, daß Sie im letzten Akte wirkliches Gift bekommen.“

Gnädigster Ton.

Am Hofe eines Fürsten pflegte dieser oft selbst in Hofkonzerten an der Seite des Kapellmeisters die Violine zu spielen. Einst griff die Durchlaucht beständig statt Fis F. Endlich vermochte der Kapellmeister die fürchterliche Dissonanz nicht länger zu ertragen und flüsterte mit demütiger Gebärde dem fürstlichen Dilettanten zu: „Euer Durchlaucht, ich bitte alleruntertänigst um ein gnädiges Fis.“

Auch eine Frage!

Ein Rechtsanwalt hat zwei Spitzbuben zu verteidigen, von denen der eine am Tage, der andere während der Nacht gestohlen hat. In seiner Verteidigungsrede wendet der Rechtsanwalt sich an den Staatsanwalt mit folgenden Worten: Der Herr Staatsanwalt haben bei meinem ersten Klienten, es als erschwerend bezeichnet, daß derselbe bei hellem lichten Tage gestohlen hat, bei meinem zweiten Klienten finden Sie den Umstand erschwerend, daß der Diebstahl bei Nacht ausgeführt wurde. Ich frage nun den Herrn Staatsanwalt: „Wann sollen denn die Leute stehlen?“

Vom Rhein.

Tourist: Was ist das für ein Wein, den Sie uns gebracht haben?

Wirt: Ein Rüdesheimer.

Tourist: Ist das sein Geburtsname, oder hat er ihn erst bei der Taufe erhalten?